ZWEI JAHRE UNTER DEN INDIANERN

von

Dr. THEODOR KOCH-GRÜNBERG

II. BAND

VERLEGT BEI STRECKER & SCHRÖDER, STUTTGART

Dr. Theodor Koch-Grünberg

Zwei Jahre unter den Indianern

YURUPARÝ-CACHOEIRA.
RIO CAIARÝ-UAUPÉS.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Zwei Jahre unter den Indianern

Reisen in Nordwest-Brasilien 1903/1905 von

Dr. Theodor Koch-Grünberg

ZWEITER BAND

Mit 218 Abbildungen, 10 Tafeln in
Lichtdruck und vier Karten
nach Originalaufnahmen
des Verfassers

Verlegt im Jahre 1910 bei Strecker & Schröder in Stuttgart

I. Kapitel.

Abstecher nach São Marcellino.

Kalte Nebelregen „Arú". Heiligenfeste. Albinos Mordtat. Die „schrecklichen" Kobéua. Abfahrt nach São Marcellino. Leben auf einem Batelão. Dampfboot „Castro". São Marcellino und Rio Xié. Gemütliche Tage bei Miguel Pecil. Uarekéna- und Yavitero-Indianer. Rückkehr nach São Felippe.

In São Felippe war alles wie einst: Mehrere Söhne waren in Geschäften abwesend; der „Alte" wetterte hinter seinen Indianern; die Gäste gingen ein und aus.

In den ersten Tagen nach unserer Rückkehr herrschte ein häßliches Wetter. Die Sonne kam gar nicht zum Vorschein. Die ganze Gegend war in grauen Dunst gehüllt. Mit kurzen Unterbrechungen fiel ein feiner, kalter Regen, so daß das Thermometer am 18. Juni mittags 2 Uhr die auffallend niedrige Temperatur von 23° C. zeigte. Die „friagens", wie der Brasilianer diese kalten Tage nennt, kehren in jedem Jahr zu derselben Zeit, vor Beginn des Frühlings, wieder und dauern meistens vier, bisweilen acht Tage. Die Indianer haben für diese kurze Periode eine sehr treffende Bezeichnung. Sie nennen sie in der Lingoa geral „arú" nach einer kleinen Kröte, deren massenhaftes Auftreten dieses feuchtkalte Wetter begünstigt. Die „Arú" ist stets von kaltem Südwind begleitet, hat aber mit ihrem Nebelregen auf den Wasserstand keinen Einfluß. Als eine Folge des schlechten Wetters ist vielleicht eine Augenentzündung anzusehen, die nach und nach einen großen Teil der Bevölkerung, auch mich, ergriff. Sie äußerte sich in heftigen Schmerzen der blutunterlaufenen Augäpfel und starker Empfindlichkeit gegen das Licht und hielt in der Regel zwei bis drei Tage an.

Auch der Beginn des Herbstes, Ende Dezember, wird durch eine Reihe kalter, nebeliger Regentage angezeigt, unter denen wir auf der Rückreise vom Aiarý (1903) sehr zu leiden hatten.

Am 23. Juni feierte man Vespera von São João. Ein Dutzend hoher Scheiterhaufen war in einer Linie in angemessener Entfernung von den strohgedeckten Häusern aufgepflanzt und wurde nach Eintritt der Dunkelheit unter dem üblichen Geschrei und dem Knattern des Feuerwerkes abgebrannt. Der Himmel zeigte sich gnädig und bescherte eine echte Johannisnacht. In vollem

Glanze wand sich hoch über uns die „Boiasú“ (große Schlange)[1]), das prächtigste Sternbild des Äquatorialhimmels. Aus einer der Indianerhütten erschallten bis zum frühen Morgen fröhlicher Lärm und die Klänge der Ziehharmonika. — Viva São João! —

Die Festtage folgten jetzt dicht aufeinander. Die Caboclos kamen aus ihrem Cachaça-Dusel nicht mehr heraus. Am 28. Juni war Vespera von São Pedro. Einige Indianer zogen singend und bettelnd von Haus zu Haus. Vor dem Gesicht trugen sie Larven, die sie sich nach Art unserer Karnevalsmasken aus Pappdeckel geschnitten und bemalt hatten. Sie erhielten Rotwein und Schnaps oder kleine Geldmünzen.

Drei Tage später erschienen vom Içána her mehrere Kanús voll betrunkener und laut johlender Festeiros. Es waren Caboclos aus São Joaquim, Santa Anna und anderen Dörfern, die 17 Tage vorher nach kurzem Aufenthalt in São Felippe mit ihren Heiligenbildern und Fahnen bis Tunuhý gefahren waren und in allen Dörfern der „christlichen“ Baníwa mit Schnaps und Kaschirí gefeiert hatten. Sie veranstalteten am nächsten Tage nach der Musik von zwei Trommeln, einigen Flöten und einer Ziehharmonika eine Prozession durch den Ort und bettelten, angeblich für die Heiligen, in Wirklichkeit für ihre durstigen Kehlen. Damit hatte die Festzeit, die ununterbrochen etwa einen Monat dauert und an die Kräfte der Teilnehmer die höchsten Ansprüche stellt, ihr Ende erreicht. „Gott sei Dank!“ sagte der Alte, dem dieses verkommene Christentum ein Greuel war.

Eine für mich traurige Nachricht brachte Salvador, der mit Post und Waren von Tapurú-cuára kam. Albino hatte bei seinem Zusammenstoß mit den Leuten von Urubú-Lago einen Sohn des Tuschaua Marco und einen älteren Mann erschossen, was er mir seinerzeit wohlweislich verschwiegen hatte. Der Mörder war zwar von Manoel Antonio de Albuquerque, dem am unteren Caiarý ansässigen Subprefeito, verhaftet worden; doch das sei nur zum Schein, meinte Germano, denn „eine Krähe hacke der anderen die Augen nicht aus“.

Salvador hatte mir mehrere Kisten mit photographischen Platten und Tauschwaren mitgebracht, meine Sammlung vom Tiquié war verpackt und sollte mit dem nächsten Batelão nach Tapurú-cuára gehen, so daß ich nun die beabsichtigte große Reise zum Caiarý-Uaupés getrost antreten konnte. Da kamen am 13. Juli ein Weißer und ein Neger vom Caiarý. Sie hatten mit den Indianern des oberen Caiarý Handel treiben wollen, waren aber auf halbem Wege umgekehrt aus Angst vor den Kobéua, die an der Yuruparý-Cachoeira, dem obersten Fall des Caiarý, in der Tat zwei colombianische Kautschuksammler getötet hatten.

[1]) „Skorpion“.

Die Kobéua, so erzählten diese Helden, mordeten jetzt alle Weißen, die sich in ihr Gebiet wagten. Sie rieten mir dringend ab, meine Reise zu unternehmen. Als ich ihnen erklärte, ich würde trotzdem nicht davon abstehen, denn die Indianer würden mir nichts tun, da sie keine Bestien seien und wohl einen Unterschied machten zwichen guten und schlechten Weißen, schüttelten sie mitleidiglächelnd den Kopf. Sie hielten mich für einen Menschen, der mit offenen Augen in sein Verderben rennt.

Am 16. Juli fuhr ich mit Schmidt nach São Marcellino, um Freund Pecil den längst versprochenen Besuch abzustatten. Ein Venezolaner, Don Vitorio Manuel Alvares aus San Carlos, der mit seinem Batelão heimwärts fuhr, gab uns in liebenswürdiger Weise freie Passage.

Es ist ein merkwürdiges Leben auf einem solchen Batelão. Der ganze plumpe Kasten ist vollgepfropft mit Waren aller Art, die unter der großen, die hintere Hälfte des Fahrzeuges überdachenden Tolda nur wenig Raum lassen und einen undefinierbaren Geruch verbreiten. Den Tag über faulenzt man dort auf mehr oder weniger harten Säcken herum und sucht in den unglaublichsten Körperlagen ein einigermaßen bequemes Plätzchen zu finden, wobei man doch immer wieder mit den scharfen Kanten der zahlreichen Koffer und Kisten in unliebsame Berührung kommt. Das Essen teilt man mit den Leuten; in einem großen eisernen Topf werden Carne secca, Cará[2]), Kürbis und Reis zusammengekocht. Vier- bis fünfmal am Tag wird Kaffee getrunken, und bald nach Dunkelwerden kriecht jeder in seine Hängematte, die unter der Tolda befestigt ist. Man liegt darin zwar wie in einem Loch, zu einem Knäuel zusammengekrümmt, schläft aber trotz der Stickluft bald ein.

Die Besatzung, die unser schwerfälliges Boot mit Stangen, Haken und Tauen nur langsam fortbewegte, bestand aus Indianern (Baré), Mischlingen und reinen Negern. Als ich ihnen meine Photographien von Káua-Maskentänzern zeigte, sagten sie, ebensolche Maskenanzüge hätte auch ein wilder Stamm im Quellgebiet des Guainía. Den Namen des Stammes konnten sie mir nicht nennen.

Wir passierten mühsam die bei dem hohen Wasserstande reißende Cachoeira von Guia, die sich quer durch den Fluß zieht und durch eine höhere Felsinsel in zwei Teile geteilt wird, und krochen dann am linken Ufer flußaufwärts. Von Guia bis São Marcellino gibt es keine größeren Dörfer, sondern nur vereinzelte Sitios, die fast sämtlich von Caboclos bewohnt werden.

Am zweiten Tag der Fahrt kam uns die venezolanische Lancha (Dampfboot) „Castro“ entgegen und nahm unser Fahrzeug und zwei andere Batelões ins

[2]) Knollen der Yamspflanze: Dioscorea; schmecken ähnlich wie unsere Kartoffeln.

Schlepptau, so daß wir jetzt rascher vorwärtskamen und am Abend des 18. Juli den Sitio Pecils erreichten.

Die Lancha war zwar nur ein kleines Ding und starrte von Schmutz, und doch — es war ein eigenartiges Gefühl, wieder mit einem Dampfer zu fahren, das Geräusch der Maschine zu hören. Ein Hauch der Zivilisation wehte uns an. Aber nur ein Hauch! Wie weit waren wir doch von dem, was man wirklich Zivilisation nennen darf, entfernt! —

Pecil nahm uns herzlich auf und zeigte sich als der aufmerksamste Wirt, den man sich nur denken kann. Seine Besitzung lag auf dem linken Ufer des Rio Negro gegenüber der Mündung des Rio Xié oder Ichié, dessen Lauf noch wenig bekannt ist, und der von halbzivilisierten Indianern, Sprachverwandten der Karútana, bewohnt wird. Auf der südlichen felsigen Landspitze, die der Xié mit dem Rio Negro bildet, erhob sich die Ortschaft und ehemalige Mission São Marcellino, ein Dutzend Häuschen und Hütten um eine strohgedeckte Kapelle.

Das Wohnhaus Pecils war ein langgestrecktes, niedriges Gebäude. Die breite Veranda, die das weit vorspringende Zinkdach überschattete, war durch einen bemalten Lattenzaun abgeschlossen, auf dem in Kübeln und Kasten eine Menge Blumen stand (Abb. 1). Eine Tür zeigte den weißen Halbmond und Stern im roten Feld, das türkische Wappen. Die peinlich sauberen, gut gedielten Zimmer wiesen einen für diese entlegene Gegend seltenen Komfort auf. Sie waren mit Schaukelstühlen, Spiegeln, Bildern, einer Unzahl Nippsachen und Musikautomaten aller Art recht behaglich ausgestattet.

Hinter der Ansiedlung erstreckte sich eine weite Rodung, auf der mehrere Stück Rindvieh und besonders einige Ziegen weideten, die Pecil, wie er sagte, an seine syrische Heimat erinnerten.

Im Gegensatz zu São Felippe, wo man die Frauen selten zu Gesicht bekam, trat uns die Gattin Pecils mit feiner Hausfrauenwürde entgegen. Sie war eine weiße Venezolanerin, eine stattliche Dame mit angenehmen Zügen. In ihren Mußestunden webte sie an einer großen, schön gemusterten Tucumhängematte, die besonders in Anbetracht des primitiven Webstuhls ein mühseliges Kunstwerk darstellte. In den netzartigen Behang an den Rändern der Hängematte knüpfte sie bunte Federchen in Gestalt phantastischer Blumen. Auch die Küche machte der Hausfrau alle Ehre und wurde von uns gebührend gewürdigt. Pecil spendete dazu portugiesischen Rotwein oder einen vorzüglichen Muskateller und eines Tages sogar ein gut gekühltes Gläschen „Veuve Cliquot". Abends führte er uns mit einer „Laterna magica" farbige Lichtbilder vor, zufällig nur deutsche Ansichten, meistens vom Rhein und Neckar, die mir wohlbekannt waren.

Abb. 1. Sitio Miguel Pecils bei São Marcellino. Rio Negro.

Auch die Wissenschaft kam nicht zu kurz. Pecil ließ einige U a r e k é n a - Indianer holen, die in São Marcellino auf Besuch waren, und eine Y a v i t e r a , die in der Nähe an einen Baníwa vom Guainía verheiratet war. Beide Stämme gehören zur Aruakgruppe.

Die Uarekéna, auch Uerekéna oder Aërokéna genannt, waren früher ein mächtiger und gefürchteter Stamm, der ein Hauptkontingent zu den Missionen des Rio Negro stellte, jetzt aber nur noch in geringer Anzahl das Dorf Gusman Blanco, das frühere San Miquel, und andere kleinere Dörfer des Guainía bewohnt. Auch die Mission São Marcellino wurde seinerzeit mit Indianern dieses Stammes gegründet. Reste der Uarekéna finden sich, mit Karútana vom Içána stark gemischt, am Xié. Überhaupt zeigt die Uarekéna-Sprache, trotz großer Verschiedenheit eine gewisse Annäherung an die Karútana-Dialekte des benachbarten Içána. Bisher wurde das Uarekéna, infolge der Ähnlichkeit der Namen, irrtümlich mit dem A r e k ú n a von Britisch-Guayána zusammengebracht und zur Karaibengruppe gerechnet, da keinerlei Aufzeichnungen davon bekannt waren.

Die sogenannten „Yaviteros" sind die Bewohner des an einem rechten Zufluß des Atabápo gelegenen Dörfchens Javíta, der alten Mission S a n A n t o n i o d e J a v í t a. Von ihrer Sprache, die bereits durch zwei kleine Wörterlisten bekannt war[3]), konnte ich größeres Material sammeln. Sie weicht

[3]) A. Wallace: A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro. Seite 520. London 1853. — F. Montolieu: Bibliothèque Linguistique Américaine. Bd. VIII. Seite 281 ff. Paris 1882.

von den übrigen verwandten Idiomen dieser Gegend erheblich ab. Am nächsten kommt sie dem Baníwa des Guainía und Atabápo. Wallace und Montolieu, denen wir bisher die einzigen Aufzeichnungen über diese Sprache verdankten, nennen den Stamm „Baníwa von Javíta". Auf meine ausdrückliche Frage gab die Indianerin den Namen „Baníwa" für ihre Stammesgenossen nicht zu, sondern nannte sie stets nur „Yaviteros". Dieser heutige Stammesname ist auf den Häuptling Javíta zurückzuführen, den Gründer des gleichnamigen Dorfes, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch seine weiten Raubzüge berüchtigt war, und den Alexander von Humboldt noch als hochbetagten Greis „von bedeutender Geistes- und Körperkraft" kennen lernte. Zu Humboldts Zeit gehörten die Bewohner von Javíta, 160 an der Zahl, verschiedenen Stämmen, besonders „Poimisanos, Echinavis und Paraginis", an[4]), so daß das heutige Yavitero wohl ein Gemisch aus verschiedenen Aruakdialekten und vielleicht auch anderen Sprachen darstellt.

Wie alles einmal ein Ende nimmt, so gingen auch die schönen Tage in São Marcellino vorüber, und am 27. Juli fuhren wir nach herzlichem Abschied von unseren freundlichen Wirten in einem Indianerboot nach São Felippe zurück.

[4]) A. von Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Bd. III. Seite 306 ff., 311. Stuttgart 1860.

II. Kapitel.

Von São Felippe bis Yauareté am mittleren Caiarý-Uaupés.

Abfahrt zum Caiarý-Uaupés. Alte Mission São Joaquim. Missionsgeschichte: Blüte und Niedergang der Missionen. Charakter des unteren Caiarý. Blasrohrfelsen. Herrliche Sonnenuntergänge. Frühlingsnächte. Ansiedlung Bella Vista. Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque. Yacaré-capuámu. Der alte Boaventura. Profanierung der heiligen Affenhaarmasken der Tariána durch die Missionare. Maloka Yacaré. „Bitte recht freundlich!" Unheimlicher See. Nebenfluß Yauiarý. Telles, der Philosoph. Tupanaróca. Tukánodörfer. Ein Salonmensch. Orkan. Capoeira Taracuá. Hirschjagd auf dem Wasser. Weitere Tukánodörfer. Tariána. Tukáno als Verkehrssprache. Colombianer Thomas Rois. Karihóna und Uitóto. Tariána-Dorf Ipanoré. Die erste Cachoeira. Cachoeiras von Oyapisá, Pinupinú und Urubú-cuára. „Unentgeltliche" Ruderer. In großer Gefahr. Tariána-Malokas. Weißes Gesindel. Arapáso-Indianer. Kurauá-tapuyo. Pirá-tapuyo. Araripirá-Cachoeira. Yauareté-Cachoeira. Felszeichnungen. Der Papurý und die anwohnenden Indianer. Die Tariána. Aussterbende Sprache. Zwei feindliche Häuptlinge. Schlangenbiß. Regenzauber. Eßbare Maikäfer. Tanzmaske als Sack. Coca-Essen. Späte Totenklage.

Es gab noch manches Geschäftliche zu erledigen in São Felippe. Das Boot mußte kalfatert, die Tolda ausgebessert werden. Erst am 4. August kamen wir weg. Don Germano gab mir fünf Leute mit, die uns zum Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque bringen sollten. Unseren geflügelten Genossen Bolaká ließen wir einstweilen unter der Obhut eines alten Indianers in São Felippe zurück.

Nach dreistündiger Fahrt lenkten wir durch den nördlichen Mündungsarm, den sogenannten „Paraná mirim de São Joaquim", in den Rio Caiarý-Uaupés ein und landeten vor dem Dorfe São Joaquim, das jetzt wieder verödet dalag. Die Wege waren von Unkraut gesäubert; die meisten Häuser, besonders das Haus des Inspektors, in dem wir übernachteten, befanden sich in gutem Zustande; ein Haus war, wahrscheinlich in der allgemeinen Betrunkenheit, niedergebrannt.

São Joaquim lag auf der Höhe eines Felsvorsprungs des rechten Ufers, an der unteren Spitze einer weiten Bucht. Die Wohnungen waren zu beiden Seiten einer Straße angeordnet, die parallel dem Flusse verlief. Die höchste Stelle des Dorfes nahmen der Friedhof und die Kirche ein, ein schmuckloses Gebäude mit Lehmwänden und Palmstrohdach. Auf dem freien Platze davor hingen nach der

Sitte des Landes an einem niedrigen Gerüst unter einem kleinen Schutzdach aus Palmblättern drei Glocken.

Die Missionsgeschichte des Caiarý-Uaupés zeigt ein beständiges Auf und Nieder. Die ersten Missionsversuche fallen anscheinend in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Schon damals sollen an diesem Flusse São Joaquim und São Jeronimo[5]), das heutige Ipanoré, gleichzeitig mit São Felippe und São Marcellino am Rio Negro durch Missionare vom Orden der Karmeliter gegründet worden sein. Dazu kamen im Anfang des vorigen Jahrhunderts mehrere Stationen am unteren Fluß, deren klägliche Reste sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Im Laufe der Zeit erlahmte der Eifer, so daß der Karmeliter P. Gregorio[6]), als er im Jahre 1852 die Leitung der Mission übernahm, nur noch Trümmer der einstigen Herrlichkeit vorfand. Dank seiner Energie und der gutartigen Gesinnung der Indianer konnte er in kurzer Zeit die Arbeit seiner Vorgänger zu neuer Blüte bringen. Ja, es gelang ihm, auch am mittleren Caiarý festen Fuß zu fassen, wo er zahlreiche Stationen anlegte und sich unter den Uanána in Carurú niederließ. Allein an diesem Platze vereinigte er bald 300 Indianer unter seiner Fürsorge. Infolge von Streitigkeiten mit Jesuino Cordeiro, dem von der brasilianischen Regierung eingesetzten „Director dos Indios", mußte dieser treffliche Missionar schon nach zwei Jahren die Stätte seiner ersprießlichen Tätigkeit verlassen, die rasch verfiel. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen wurde im Jahre 1880 die Missionierung des Caiarý-Uaupés durch die Franziskaner in großem Stil wieder aufgenommen. Zunächst kam P. Venancio, dem sich 1881 P. Matheus und 1883 P. José[7]) anschloß. Bald entstand eine Reihe wohlorganisierter Stationen, die sich über eine Strecke von ungefähr 800 Kilometern ausdehnten und zusammen mit den Missionen am Içána, die ebenfalls zu dem Wirkungskreis der Franziskaner gehörten, nach den Berichten mehr als 3000 Bewohner zählten.

Die wichtigsten Stationen am Caiarý und seinen Nebenflüssen waren folgende. Am Hauptflusse: Nanarapecúma (São Bernardino) mit 129 Seelen, Taracuá (São Francisco) mit 245, Ipanoré (São Jeronimo-Jesus-Maria-José) mit 330, Yuquirarapecúma (São Miguel) mit 164, Yauareté (São Antonio) mit 402 und Carurú (São Leonardo) mit 168 Seelen; am Tiquié: Tucáno (Santa Izabel) mit 175 Seelen, Uirapóço (Nazareth) mit 250, Maracayú (São José) mit 309 und

[5]) São Joaquim wurde hauptsächlich mit Indianern vom Stamme der Koiuána gegründet, São Jeronimo mit Tariána.

[6]) Sein voller Name lautete: Fr. Gregorio José Maria de Bene.

[7]) Venazio Zilochi und Giuseppe Coppi waren Italiener, ersterer aus Piacenza, letzterer aus der Provinz Siena; Matteo Canioni war Franzose aus Korsika.

Turí-Igarapé (São Pedro do Tiquié) mit 186 Seelen; am Papurý: Turí-Igarapé (Santa Lucia) mit 162 Seelen.

Oberhalb des heutigen Uanána-Dorfes Yutíca, das von den Missionaren Trindade genannt wurde und damals 84 Einwohner zählte, gab es nur noch fünf kleine Stationen ohne Bedeutung: Querarý an der Mündung des gleichnamigen Nebenflusses, Uaracapurý an der gleichnamigen Cachoeira, Macaquinha, Micurigarapáua und endlich Mutum an der Mündung des Cuduiarý.

Im ganzen umfaßte das Gebiet der Missionen am Caiarý und seinen Nebenflüssen 22 Dörfer, die sich auf folgende Hauptstämme verteilten: Tukáno, Desána, Tariána, Pirá-tapuyo, Arapáso, Uanána, Baníwa, Kobéua, Makú. Der jugendliche und feurige P. Matheus wollte sogar bis in das Quellgebiet des Caiarý vordringen, um dort unter den wilden Umáua eine Mission zu gründen, wurde aber von P. José daran gehindert.

Bei der großen Ausdehnung der Missionen teilten die Väter die Arbeit so unter sich, daß P. Venancio den Tiquié mit vier Dörfern und Tucáno als Residenz erhielt, P. Matheus den unteren Caiarý mit 5 Dörfern und Taracuá als Residenz, P. José den mittleren und oberen Caiarý und den Papurý mit 13 Dörfern und Ipanoré als Residenz. P. José wollte offenbar Ipanoré, das damals 62 Häuser und Hütten zählte, zur Hauptstadt aller Missionen des Caiarý und Içána machen. Er hatte schon 14 Jahre in den Franziskanermissionen in Bolivien gewirkt und besaß ein außergewöhnliches Organisationstalent und eine persönliche Macht über die Eingeborenen. Die Kirche in Ipanoré war eine der schönsten und geräumigsten am ganzen Rio Negro. P. José hatte die Kirche und den großen Saal der Pfarrei eigenhändig mit primitiven Wandgemälden geschmückt; er hatte unter den Tariána eine uniformierte Polizeitruppe eingerichtet. Sogar ein Gefängnis fehlte nicht in Ipanoré, mit zwei getrennten Abteilungen für Männer und Frauen.

Bei allen seinen guten Eigenschaften war P. José ein Zelot. Er konnte die natürliche Entwicklung der Dinge nicht in Ruhe abwarten. Daher kam es, daß auch diese Missionsarbeit, die so aussichtsreich begonnen hatte, ein vorzeitiges Ende erreichte. Im Oktober des Jahres 1883 ließen sich die PP. José und Matheus durch ihren Übereifer zu der verhängnisvollen Torheit hinreißen, Kultgeräte der Tariána in Ipanoré zu profanieren, was ihnen um ein Haar das Leben gekostet hätte. Sie mußten fliehen und kehrten nicht mehr zum Caiarý zurück. Die brasilianischen Händler, denen die Tätigkeit der Missionare längst ein Dorn im Auge gewesen war, mögen an diesem Ausgang einen starken Anteil gehabt haben, hatten doch die Missionen den armen Indianern gegen die Übergriffe der oft gewissenlosen Weißen in mancher Beziehung Schutz gewährt. Auch P. Venancio,

der ruhigste und vernünftigste der drei, mußte sich von seinen blühenden Schöpfungen schweren Herzens trennen. Die Bekehrten zerstreuten sich und nahmen ihre alten Gewohnheiten, die ihnen noch nicht fremd geworden waren, wieder auf. Seit dieser Zeit hat man den Versuch nicht erneuert, und die heutigen Indianer haben kaum noch eine vage Erinnerung an ihre Seelenhirten[8]).

Von den ehemaligen Missionsdörfern am unteren Caiarý, unterhalb Ipanoré, sind außer São Joaquim nur Yurarapecúma und Nanarapecúma übrig, beide auf dem linken Ufer. Die anderen sind verschwunden, und öde Capoeiras nehmen die Stelle ein, wo einst Trovão, Micurarapecúma und das große Taracuá standen[9]).

Der untere Caiarý, der von der Mündung des Tiquié an im wesentlichen eine westöstliche Richtung einnimmt, hat keine Cachoeiras. Die größtenteils flachen Ufer werden in der Regenzeit vom Hochwasser überschwemmt. Zahlreiche Bäche führen zu beiden Seiten dem Hauptflusse ihr grünliches oder dunkelbraunes Wasser zu. Nahe seiner Mündung ist der Caiarý nur 200 bis 300 Meter breit, erreicht aber weiter aufwärts, unterhalb des Cachoeira-Gebietes, bisweilen eine Breite von 2000 bis 3000 Metern, doch ist er von großen und kleinen Inseln durchsetzt, die von üppiger Sumpfvegetation überwuchert sind und viele schmale Arme (Paraná mirí) bilden. Hier und da ziehen sich Steinbarren in den Fluß hinein und bringen bei niedrigem Wasserstande, der auch riesige Sandbänke zutage treten läßt, gewisse Gefahren für die Schiffahrt. Einige Felskuppen ragen aus dem flachen Lande auf, so auf dem rechten Ufer die Tucáno-uitéra[10]) mit ihrem nackten Gipfel, auf dem linken Ufer die unmittel-

[8]) Zur Geschichte der Uaupés-Missionen vgl. auch: Revista trimensal do Instituto Historico. Rio de Janeiro 1856. Bd. XIX. Seite 126. — C. Fr. Ph. von Martius: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's, zumal Brasiliens. Leipzig 1867. Bd. I. Seite 593. — Henri Coudreau: La France Équinoxiale. Voyage à travers les Guyanes et l'Amazonie. Paris 1887. Bd. II. Seite 141 ff. — Ermanno Stradelli: L'Uaupés e gli Uaupés. Bollettino della Società Geografica Italiana. Roma 1890. Serie III. Bd. III. Seite 433 ff. — G. A. Colini: Cronaca del Museo Preistorico-Etnografico. Ebenda: Roma 1884. Serie II. Bd. XXI. Seite 883 ff. — Aldobrandino Mochi: I popoli dell' Uaupé e la famiglia etnica Miranhà. Archivio per Antropologia e la Etnologia. Firenze 1902, Bd. 32. Seite 445 ff. — Bento de Figueiredo Tenreiro Aranha: Archivo de Amazonas. Revista destinada a vulgarisação de documentos geographicos e historicos do Estado do Amazonas. Manáos 1906, 1907. Bd. I und II. Nr. 2, 3, 4, 5, 6.

[9]) Diese drei Dörfer lagen auf dem rechten Ufer. Trovão hatte noch vor 25 Jahren vier Häuser, eine Kapelle und 40 Bewohner; Micurarapecúma oder Conceição zählte damals fünf Häuser, eine Kirche und etwa 70 Bewohner.

[10]) uitéra = Berg, Gebirge, in der Lingoa geral.

bar in den Fluß abfallende Macú-uitéra und die Panella-uitéra[11]), deren Gestalt einem umgestülpten Topfe ähnelt. Fernab im Südwesten erblickt man während der ersten Tage der Fahrt von Zeit zu Zeit die blauen Höhen der Patí-uitéra, wo der Capauarý-Igarapé, unser langweiliger Freund von der Curicuriarý-Reise, seinen Ursprung zu haben scheint.

Wenige Stunden oberhalb des Tukáno-Dorfes Yurarapecúma, der alten Mission São Pedro, wo wir am 6. August übernachteten, findet sich an dem rechten Ufer eine Gruppe großer, runder Felsen, die in der Lingoa geral Karauatána-itá (Blasrohrfelsen), bei den Tukáno rämo heißen. Durch den einen Felsen führt ein breites zylindrisches Loch, das vermutlich im Laufe der Zeit durch die Einwirkung des Wassers entstanden ist, und durch das man die flußaufwärts gelegene Tucáno-uitéra erblickt. Es ist das „Blasrohr" des Oáke, des Stammvaters der Tukáno. Mit ihm habe der Heros nach einem „Steinhaus" geschossen, einer hochragenden Felsmasse, die auf dem vegetationslosen Gipfel des Gebirges deutlich sichtbar ist.

Die weiten, ungehinderten Ausblicke nach Westen ließen uns die zu Beginn der Trockenzeit besonders herrlichen Sonnenuntergänge in ihrer vollen Schönheit genießen. Sofort nach dem Niedertauchen der Sonne brannte der Horizont in strahlendem Gelb, das allmählich immer dunkler wurde, orangefarben, und sich endlich zu einem satten Purpurrot vertiefte, dessen letzter Schimmer noch gegen 7 Uhr im Dunkel der Nacht wie eine ferne Feuersbrunst herüberleuchtete. Wie bedauert man es, daß man diese Farbenharmonie nicht im Bilde festhalten kann; aber, ich glaube, selbst der größte Künstler würde dieses farbenprächtige Gemälde der Natur nicht wiedergeben können.

Es waren echte Frühlingsnächte, wie bei uns im Mai; der Himmel wolkenlos; von Südwesten her wehte ein frischer Wind. Unermüdlich zirpten die Grillen, und ließen die Frösche ihre mannigfachen Stimmen hören. Unzählige Käfer, unseren Maikäfern ähnlich, doch etwas heller und plumper von Gestalt, durchschwirrten die Luft. Gegen Morgen wurde es gewöhnlich empfindlich kühl; starker Tau ging nieder und tropfte wie Regen von den Bäumen.

Am 8. August kamen wir zum Subprefeito Manoel Antonio de Albuquerque. Er bewohnte auf dem linken Ufer die kleine, saubere Ansiedlung Bella Vista, die recht zivilisiert anmutete: ein weiß und blau angestrichenes, festgebautes Wohnhaus, mit Wellblech gedeckt, davor ein hoher Flaggenmast, etwas abseits mehrere Hütten, im Hafen zwei Batelões und einige kleinere Boote.

[11]) panella = Topf, im Portugiesischen.

Albuquerque war Mestize, am Flusse selbst geboren. Das Indianerblut herrschte bei ihm und seinem Bruder Chico stark vor. Die Frauen, die ich sah, waren wohl alle reinblütige Indianerinnen. Dank der Empfehlungsbriefe, die uns Germano und Salvador mitgegeben hatten, wurden wir mit großer Höflichkeit aufgenommen und erhielten zu einem guten Frühstück sogar Flaschenbier aus einer Brauerei in Petropolis, das erste Bier, das wir wieder seit mehr als einem Jahr tranken.

Gegenüber Bella Vista, durch einen nicht sehr breiten, aber reißenden Flußarm vom Festlande getrennt, liegt die langgestreckte Jacaré-capuámu (Alligator-Insel). Einige mit Wellblech oder Palmstroh gedeckte Häuschen und Hütten schauten aus dem üppigen Grün hervor. Sie gehörten dem alten Boaventura, einem Weißen, einem der Stammväter des Geschlechtes der Albuquerque. Er kam gegen Abend auf ein Plauderstündchen herüber und entpuppte sich als ein freundlicher Herr, der schon viel im Leben gesehen hatte und trefflich darüber zu erzählen wußte. Er war gebürtig aus Pará, wohnte aber schon einige dreißig Jahre am Caiarý, den er bis zur Yuruparý-Cachoeira befahren hatte. Oberhalb dieses riesigen Falles, der bei gutem Rudern in einem Monat zu erreichen sei, münde von rechts noch ein Zufluß, an dem die Tatútapuyo säßen. Dann kämen keine weiteren Stämme mehr, aber abseits vom Hauptflusse im Süden wohnten auf großen Savannen die wilden Umáua, zu denen man auf einem Fußpfade gelangen könne. Sie stünden mit den Bewohnern von „Nova Granada" (Colombia) in Verbindung.

Den alten Amazonasreisenden Richard Payer kannte er sehr gut. „Senhor Ricardo" habe sich eine Zeitlang in Bella Vista aufgehalten. Man zeigte mir noch ein kleines Aquarell der Ansiedlung, das er gemalt hatte. Von seiner Caiarý-Reise, die ihn bis Ipanoré führte, habe er eine größere ethnographische Sammlung mitgenommen[12]).

Auch die Tariána und andere Stämme des mittleren Caiarý hätten einzelne Maskenanzüge, mit denen sie beim Yuruparýfest tanzten. Diese Anzüge, von denen jeder Stamm gewöhnlich nur zwei habe, seien aus Affenhaaren gearbeitet und hießen in der Lingoa geral deshalb einfach „m a k a k a r á u a" (Affenhaare). Vor den Weibern würden sie ängstlich geheimgehalten. Dies habe auch den Anlaß zur Vertreibung der Missionare gegeben.

P. José hatte sich von dem Häuptling der Tariána in Yauareté, die mit den Leuten von Ipanoré verfeindet waren, einen solchen Maskenanzug zu verschaffen gewußt und ihn in der Kirche versteckt. Am Sonntag, als viel Volk,

[12]) Diese Sammlung wurde vom Museum in Manáos angekauft, später aber in alle Winde zerstreut.

besonders eine Menge Weiber, in der Kirche war, holte P. Matheus, der die Messe abhielt, den „Yurupary̆" plötzlich hervor, um ihnen zu zeigen, daß sie nichts von dem Dämon zu fürchten hätten, und dadurch mit einem Mal den Unglauben auszurotten. Ein furchtbarer Aufruhr war die Folge dieses unklugen Streiches. Die Weiber warfen sich zu Boden und verbargen voll Angst das Gesicht, wollten fliehen, fanden aber alle Türen verschlossen und P. José als Wache davor. Die Männer drangen mit Stöcken und anderen Waffen auf P. Matheus ein, um ihm den „Yurupary̆" zu entreißen und den Missetäter zu erschlagen, der mit dem schweren Bronzekruzifix kräftig auf seine Angreifer einschlug. Beide Missionare gerieten in die größte Gefahr und wurden nur durch das Eingreifen des Häuptlings vom Tode bewahrt. Unter den Drohungen der Indianer mußten sie sich sofort auf Nimmerwiedersehen einschiffen. Kurze Zeit vor diesem für die Missionen des Caiarý verhängnisvollen Ereignis hatte P. José eines Tages den Maskenanzug zu allgemeiner Besichtigung an einem Flaggenmast gehißt, worauf sämtliche Weiber in den Wald geflohen waren. — Und mit solchen Gewaltstreichen wollten die guten Missionare die Indianer zu Christen machen! —

Abb. 2. Pirá-tapuyo-Häuptling Pedro und Familie. Rio Caiarý-Uaupés.

Manoel Albuquerque behandelte mich ein wenig als offizielle Persönlichkeit. Er bat mich, wenn ich nach Manáos käme, den Gouverneur daran zu erinnern, daß der Caiarý doch nicht ganz vergessen würde, und ihn auch besonders auf die colombianische Gefahr aufmerksam zu machen, damit nicht in wenigen Jahren hier oben dieselben traurigen Grenzstreitigkeiten entständen, wie im Süden mit Bolivia und Perú. — Jetzt führt der edle Subprefeito ohne meine Schuld den hochtrabenden Titel „Director dos Indios dos Rios Uaupés e Xié e Içána", hat aber über seine zahlreichen Schutzbefohlenen, wie alle diese Direktoren, nur eine nominelle Macht. —

Vor unserer Abreise mußte ich noch die ganze Gesellschaft in einzelnen Gruppen photographieren, auch den alten Boaventura, der im hohen Vatermörder, bunter Halsbinde, schwarzer Hose, Rock und Weste aussah, als wollte

er an einem Sonntagnachmittag in seiner Vaterstadt spazieren gehen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch den „indianischen Stammvater" kennen, den uralten Pedro, Tuschaua der Pirá-tapuyo-Maloka Yacaré, die etwas flußabwärts auf demselben Ufer wie Bella Vista lag. Ich photographierte ihn, der sich nicht minder nobel herausgeputzt hatte, mit seiner Tochter und einer Anzahl Enkel oder Urenkel. Am Hals und an den Händen der korpulenten Dame schaute noch die Genipapo-Bemalung von einem Tanzfest hervor, das in der Nacht vorher in der Maloka stattgefunden hatte. Deutlich hatten wir die melodischen Töne der Yapurutú-Flöten gehört. Jetzt hatte sie ein buntkariertes Kattunkleid angezogen und hielt in der Hand einen kleinen europäischen Fächer. — „Bitte recht freundlich!" — (Abb. 2.)

Nicht weit von der Maloka Yacaré liegt eine Maloka der Tukáno. Alle diese Indianer sind frühere Missionsschüler oder deren Abkömmlinge, die zu ihren alten Sitten und Gebräuchen zurückgekehrt sind.

In der Nähe mündet ein Igarapé, durch den man zu einem kleinen See gelangt. Die Indianer fahren nur schweigend oder ganz leise sprechend in diesen See ein. Wenn man sich mit voller Stimme unterhalte, erschalle aus der Tiefe des Wassers ein lautes Getöse.

Albuquerque stellte mir unentgeltlich vier Ruderer und einen Pilot bis Ipanoré zur Verfügung und gab uns, außer einem Empfehlungsbrief an den dort ansässigen Colombianer Thomas Rois, zwei Flaschen Bier und andere Wegzehrung mit.

Wenige Stunden oberhalb Yacaré-capuámu fließt dem Caiarý von links her der sehr ansehnliche Yauiarý zu, der durch Fußpfade mit dem Cubâte, dem rechten Nebenfluß des unteren Içána, und weiter aufwärts mit dem Aiarý in Verbindung steht. Er ist unbewohnt, doch benutzen ihn die Uaupés-Indianer, um zum Retiro des „Heilandes" Anizetto am Cubâte zu entfliehen.

Die Nacht verbrachten wir bei Telles, dem Philosophen des Uassaí-Paraná. Seit einiger Zeit studierte er eifrig Deutsch nach einem „Französisch-Deutschen Leitfaden von Professor Emil Otto in Heidelberg", um später, wie er mir sagte, meine Reisebeschreibung lesen zu können. Er suchte jetzt für seine deutsche Aussprache von uns zu profitieren. In vierzehn Tagen wollte er in sein Seringal am Rio Téya abfahren, einem rechten Nebenflusse des Rio Negro, der etwas oberhalb der Maçarabí-Cachoeira mündet. An seinem unteren und mittleren Lauf hielten sich zahlreiche „Makú" auf. Es seien sehr muskulöse Indianer mit verhältnismäßig starkem Bartwuchs; indolent und scheu. Das Membrum bänden sie mittels der Hüftschnur hoch, so daß die Testikeln nach beiden Seiten hingen. Diese Makú gebrauchten keine Bogen, sondern Blas-

rohre mit Giftpfeilchen. Ihre Feinde seien die schon früher[13]) erwähnten Guaríua, die mit großen Bogen und Pfeilen bewaffnet seien und die Quellgebiete der rechten Nebenflüsse des Rio Negro und der linken Yapurá-Zuflüsse bewohnten. Viele Makú trügen Narben von Pfeilschüssen aus diesen Fehden. Ihre Sprache sei sehr guttural und undeutlich und bereite der Aufnahme die größten Schwierigkeiten, zumal diese „Halbaffen" nur schwer verständen, was man wolle. Telles hatte 50 Wörter aufgezeichnet, das Blatt aber leider verloren[14]).

Der Cassaï-Paraná führt infolge der Einmündung des Cassaï-Igarapé dunkelbraunes Wasser. Im oberen Teil ist er schmal und verwachsen und bewegt sich in zahlreichen kurzen Windungen, so daß er nur bei Hochwasser mit einem größeren Boot zu befahren ist.

Nicht weit flußaufwärts bildet das rechte Ufer des Caiarý eine Felsecke, die in der Lingoa geral Tupanaróca (Gotteshaus) heißt. Ein Felsen hat annähernd die Form eines Hauses. Oáke, der „tupána" der Tukáno, habe hier eine Zeitlang gewohnt.

Die indianische Bevölkerung wurde nun zahlreicher und ursprünglicher. Auf dem rechten Ufer setzte sich das alte Tukánodorf Embaïua (Ambauva) aus drei Hütten zusammen, deren männliche Bewohner sich schon mit der Schambinde als Bekleidung begnügten. Am Tatapúnya-Igarapé, der mit dem Hauptflusse einen Paraná-miri bildet und wegen seines dunklen Wassers seinen Namen „Kohlebach" führt, fanden wir eine Hütte und zwei geräumige Malokas der Tukáno.

Porto Alegre, das wir am 11. August passierten, lag verödet da. Soweit wir vom anderen Ufer aus erkennen konnten, waren die Häuser geplündert und teilweise demoliert. Die Fensterläden hingen schief in den Angeln. Albino hatten wir nicht mehr in Bella Vista angetroffen. Er war mit mehreren Brasilianern flußaufwärts gefahren.

In Nanarapecúma besuchten wir Francisco Courado, einen Weißen, der hier sein „Winterquartier" hatte; im Sommer arbeitete er am Rio Negro, unterhalb Santa Izabel im Seringal. Manoel Albuquerque hatte mir für ihn einen Brief und einige Büchsen „leite condensada" (kondensierte Milch) für seine kranke Frau mitgegeben, die inzwischen gestorben war. In ihm lernte ich

---

[13]) Band I, Seite 15.

[14]) Die Sprache dieser Makú des Téya scheint von der Sprache der Makú des benachbarten Marié verschieden zu sein. Johann Natterer nahm von beiden Sprachen Listen auf, die leider verloren sind. Die Makú des Rio Téya nennt er: „Anodöub-Macu". (Nach seinen unveröffentlichten Aufzeichnungen.)

einen ganz besonderen Typus kennen, der mir bisher in dieser Wildnis nicht begegnet war, einen Salonmenschen! — Er sprach im reinsten Portugiesisch und in den gewähltesten Redewendungen über meine Expedition, meine wissenschaftlichen Arbeiten, mein reiches Forschungsgebiet usw. usw. Unter den feinsten Segenswünschen und zahlreichen Umarmungen und Verbeugungen auf beiden Seiten trennten wir uns schließlich.

Wie in unserer gemäßigten Zone, so scheidet auch in den Tropen der Winter unter heftigen Stürmen. Unterhalb der Mündung des Tiquié brach gegen Mittag von Osten her plötzlich ein Orkan los, so anhaltend und mit solcher Heftigkeit, wie ich es hier nie erlebt hatte. Der Fluß hatte Wellen wie eine bewegte See. Hätte uns der Sturm mitten auf dem breiten Strom überrascht, es wäre unser sicherer Untergang gewesen. Die Dünung war so stark, daß wir erst Stunden nachher daran denken konnten, das schützende Ufergebüsch, unter das wir uns geflüchtet hatten, zu verlassen.

Gegenüber Agutiróca mündet der ansehnliche Tauá-Igarapé, an dem ein paar Indianerhütten, darunter eine größere Maloka der Tukáno, lagen.

Dem „Uaimí-payé" ließen wir als Votivgaben eine — leere — Bierflasche und die dazugehörige Strohhülse zurück.

Abilio Fernandez trafen wir nicht in seinem Sitio; er war nach Yacaré-capuámu gefahren. Seine hübsche „Companheira"[15]), eine sehr hellhäutige Arapáso-Indianerin, und sein „Geschäftsführer", ein blutjunges Kerlchen, frisch aus Manáos exportiert, hielten Haus und nahmen uns verwilderte Gesellen mit einiger Vorsicht auf.

Seitdem wir die Mündung des Tiquié hinter uns hatten, fuhren wir in nördlicher Richtung, die bis Ipanoré im großen und ganzen die gleiche bleibt. Die weite Capoeira der ehemaligen Mission Taracuá[16]) oder São Francisco, die noch vor 25 Jahren 40 bewohnte Häuser und eine Kirche zählte, zieht sich einen niedrigen Hügel, die Taracuá-uitéra, hinan. Der Caiarý ist hier sehr breit und ohne Inseln. Wir fuhren am linken Ufer aufwärts, als wir mehrere hundert Meter von uns entfernt ein Tier den Fluß durchschwimmen sahen. Meine Indianer hielten es anfangs für eine große Schlange. Ich schoß mit dem Winchester hin. Als die Kugel wenige Meter vor ihm in das Wasser schlug, wendete es um und suchte wieder das andere Ufer zu gewinnen, aber die starke Strömung riß es mit sich fort, uns entgegen. Die Indianer schrien aufgeregt „agutí", dann „suasú" (Hirsch). Scharf ruderten wir darauf zu. Ich gab ihm mit einem Kopf-

[15]) Mit Companheira (Gefährtin) wird in Brasilien der weibliche Teil einer „auf Widerruf", ohne priesterlichen Segen geschlossenen Ehe bezeichnet.

[16]) tarakuá bezeichnet in der Lingoa geral eine Ameise.

schuß den Rest. Es war ein kleiner, zarter Hirsch, und für die nächsten Tage war unsere Küche reichlich versorgt.

Oberhalb Taracuá finden sich mehrere von Tucáno bewohnte Malokas auf dem rechten Ufer landeinwärts an einigen Nebenbächen. Auch am 13. August hatten wir nach Mittag einen heftigen Sturm zu überstehen. Wir passierten dann die Mündung des ansehnlichen Abacáte-Paraná, der dem Caiarý von rechts zufließt, und bald darauf die große Tukáno-Maloka Tuyúca-cuára auf demselben Ufer. Im Hafen lag eine Anzahl Kanús, und viele nackte Indianer standen auf der hohen Barranca. Gegen Abend erreichten wir das erste Haus von Ipanoré am Ausgang der Cachoeira, deren Brausen deutlich herübertönte.

Ein älterer Tariána mit starker Hakennase, einige stramme Weiber vom Tukáno-Typus und Kinderchen waren die Bewohner. Niemand sprach auch nur ein Wort Portugiesisch. Ich erzählte ihnen, daß ich der „dotóro" sei, „míra kamarára", „der Indianer Freund", und schilderte ihnen auf ausführliche indianische Weise, d. h. von Station zu Station, unsere früheren Reisen, wobei mir eine Frau lebhaft ins Wort fiel und in schnatterndem Tukáno die anderen über meine Person aufklärte. Sie hatten alle schon von unseren Taten gehört und waren offenbar erfreut, uns hier zu sehen. Auch mein Spitzname „uaχtí" (Dämon), den mir die Tuyúka gegeben hatten, wurde genannt. Ich sprach mit ihnen Tukáno und einige Brocken Tariána, die ich von Leuten Don Germanos gelernt hatte. So wurden wir rasch gute Freunde.

Auch hier wurde, wie am Tiquié, das Tukáno als Verkehrssprache gebraucht. Die Ruderer, die mir Albuquerque mitgegeben hatte, und die drei Stämmen mit verschiedener Sprache, Tukáno, Desána und Pirá-tapuyo, angehörten, führten ihre Unterhaltung nur in Tukáno. Mit mir sprachen sie Lingoa geral. Das Tariána, das den Aruaksprachen des Içána nahe verwandt ist, scheint eine aussterbende Sprache zu sein. Unser Tariána-Wirt sprach mit den Weibern nur Tukáno, und die Kinder sprechen natürlich erst recht nur die Sprache der Mutter.

Am anderen Morgen besuchten wir den Colombianer Thomas Rois, einen bescheidenen, liebenswürdigen Mann, der mir sofort einige Leute zur Weiterfahrt besorgte. Flußaufwärts, so erzählte er uns, sähe es jetzt böse aus. Viele Malokas stünden leer. Die Indianer seien entflohen aus Angst vor zwei Trupps Weißen, die Arbeiter für die Kautschukwälder am Rio Negro holen wollten und sich alle möglichen Gewalttätigkeiten zu Schulden kommen ließen.

Den Fluß oberhalb der Yuruparý-Cachoeira kannte Thomas nicht, doch hatte er einen colombianischen Indianer zu Besuch, d. h. einen Cauchero, einen „Don", der dort wohl Bescheid wußte und uns mancherlei Informationen gab,

die sich später als richtig erwiesen. Auch von den Stämmen der Uitóto und Karihóna sprach er. Die ersteren arbeiteten schon für die Colombianer in den Kautschukwäldern, die Karihóna noch nicht. Das Karihóna, das vom Uitóto ganz verschieden sei, bilde die dortige Verkehrssprache. Alle Caucheros sprächen es mehr oder weniger. Er nannte mir eine Anzahl Wörter, die mit dem Carijona, das Crevaux im Jahre 1879 am oberen Yapurá aufnahm, nahezu identisch waren. Die Karihóna durchbohrten Nasenscheidewand, Unterlippe und Ohrläppchen und trügen Rohrstücke und beim Tanze Federn darin. Die Männer schnürten einen breiten Baststreifen fest um den Leib, so daß sie den Oberkörper immer gerade halten müßten.

Das Dorf Ipanoré lag auf beiden ansteigenden Ufern des Caiarý am Fuße der ersten Cachoeira. Es bestand aus einigen zwanzig Häuschen und Hütten, versteckt im frischen Grün zahlreicher Bananen und Orangenbäume. Viele Häuser waren unbewohnt und halb verfallen, die Straßen von hohem Gras und Sträuchern überwuchert. Kirche und Pfarrhaus, die einst die kunstfertige Hand des P. José geschmückt hatte, waren verschwunden. Auf der Höhe des rechten Ufers hatte man eine große Maloka errichtet und lebte darin nach der Sitte der Väter.

Die Ipanoré-Cachoeira wird durch das am linken Ufer entlang ziehende gleichnamige Gebirge hervorgerufen. Sie ist flußaufwärts unpassierbar. Der mächtige Strom wird durch einen nur etwa 200 m breiten, aber ungefähr einen Kilometer langen Kanal gesperrt, in dem riesige Granitblöcke die fürchterlichsten Brandungen und Strudel erzeugen. Südlich von diesem Hauptkanal und von ihm durch eine lange Felsinsel getrennt, findet sich ein schmälerer Arm, der sogenannte „Paraná mirí von Ipanoré“, der im Sommer austrocknet. Hier werden bei Hochwasser die Boote über die flachen Felsen am rechten Ufer gezogen.

Die Indianer sagen, daß die Cachoeira an manchen Tagen ein dumpfes Tönen hören lasse, ähnlich dem Klange der großen Yuruparý-Instrumente. Dies sei ein Zeichen, daß der Dämon der Cachoeira ein Opfer fordere.

Oberhalb der Ipanoré-Cachoeira wird der Fluß wieder erheblich breit, doch schon nach kaum 15 Minuten ruhiger Fahrt stellt sich ein neues schweres Hindernis in der Oyapisá-Cachoeira entgegen. Durch fortgesetzt heftige Strömung und kleinere Schnellen gelangt man dann in kurzer Zeit zur langen und wütenden Pinupinú-Cachoeira, die wiederum durch eine große Felsinsel in zwei Teile geteilt ist und links in dem brüllenden und jederzeit unpassierbaren Katarakt von Urubú-cuára abstürzt. Wir mußten mehrmals das ganze Gepäck ausladen, kamen aber mit Hilfe der anwohnenden Tariána ohne Verlust hinüber.

Die Mannschaft, die uns der Subprefeito unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte, wurde hier ausgelohnt. Die „Geschenke“ wogen mehr, als wenn ich die Leute selbst engagiert und „bezahlt“ hätte. Doch, wir waren wenigstens ein gutes Stück weiter gekommen.

Am Kopfe der Pinupinú-Cachoeira war die Strömung sehr reißend. Vorsichtig mußten wir uns am Ufergebüsch weiterziehen. In einem kritischen Augenblick löste sich das Steuer, ein breites Paddelruder, das mit Stricken am Heck des Bootes befestigt war. Unaufhaltsam wurden wir dem tosenden Absturz zugerissen und sahen schon den Tod vor Augen, als ein Strudel unser Boot erfaßte und zum rettenden Ufer trieb.

Im Gebiet der drei Cachoeiras und oberhalb finden sich auf beiden Ufern mehrere Malokas der Tariána, die zum Teil nach den Cachoeiras, an denen sie liegen, benannt sind. Sie sind wohl von früheren Einwohnern von Ipanoré und ihren Nachkommen bevölkert, da die Franziskaner fast den ganzen Tariánastamm in dem großen São Jeronimo vereinigt hatten.

Von Ipanoré an gibt es am Caiarý keinen ansässigen Weißen mehr.

Die Maloka Urubú-cuára, wo wir am 14. August übernachteten, lag reizvoll auf der hohen, sauber gehaltenen Barranca des linken Ufers. Eine geräumige Kirche mit Strohdach und lehmbeworfenen Wänden erinnerte an die Zeit der Missionen.

Am nächsten Tage passierten wir einige weitere Häuser der Tariána, die von den Bewohnern aus Furcht vor den Weißen verlassen waren, und kamen am Abend zu der Tariána-Maloka Tamanduá auf dem rechten Ufer. Wir fanden sie besetzt von einer der Banden unter der Führung eines berüchtigten Armeniers, der schon bei der „Strafexpedition“ gegen die Tiquié-Indianer eine üble Rolle gespielt hatte. Der erste Mensch, den wir am Hafen erblickten, war — Albino. Er wendete sich scheu ab, als er uns erkannte. Ich verzichtete auf weitere Bekanntschaften und ließ trotz Einladung erst am oberen Hafen Halt machen, wo wir in der klarfrischen Nacht kampierten.

Die andere Bande, die unter einem gewissen Cabral, ebenfalls einem übelberüchtigten Subjekt, stand, fuhr am nächsten Mittag in mehreren großen Booten flußabwärts an uns vorüber. Die meisten waren banditenhaft aussehende Cearenser, die wenige Monate vorher wegen einer furchtbaren Hungersnot auf Staatskosten aus ihrer Heimat auswandern mußten und an die verschiedenen Staaten verteilt wurden, gerade nicht zum Vorteil der letzteren. Ein Kerl fragte Schmidt, wohin wir führen. „Zur Yuruparý-Cachoeira!“ — „Ihr seid wohl von dort oben?“ — Er hielt uns für Colombianer.

Wir kamen nun zu den Arapáso (Spechten), die sich selbst K o r e á nennen und bei den Tariána U h ä́ n ä[17]) heißen. Sie stellen heute eine Subtribus der Tukáno mit gleicher Sprache dar, sollen aber nach ihren eigenen Angaben in früheren Zeiten eine andere Sprache gehabt haben und weichen auch somatisch mit ihren durchschnittlich schlanken Gestalten und feineren Zügen nicht unerheblich von den Tukáno ab[18]). Der ganze Stamm zählt heute kaum 100 Seelen, die zwei große Malokas bewohnen, Panacú und Micuĩ auf dem linken Ufer

Abb. 3. Junger Pirá-tapuyo mit Gesichtsbemalung. Rio Papurý.

und Loirorapecúma auf dem rechten Ufer des Caiarý. Von den Franziskanern wurden sie in dem Dorfe Iuiturapecúma auf dem rechten Ufer vereinigt, das im Jahre 1883 nach der Statistik der Missionare 78 Bewohner aufwies, heute aber verschwunden ist.

Der sehr geräumigen, an der Vorderwand mit bunten Mustern bemalten Maloka Panacú stand Abilios Schwiegervater, ein schöner schlanker Indianer, als Tuschaua vor. Er führte bittere Klagen gegen das weiße Gesindel. In der

[17]) Beide Namen bedeuten Spechte.

[18]) Vgl. Theodor Koch-Grünberg: Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Lieferung 3, Tafel 55a, b, 56a.

zweiten Maloka kehrten die geflohenen Bewohner erst bei unserer Ankunft zurück. Leider trug der Platz seinen Namen „Micuĩ“ mit vollem Recht, denn er wimmelte von diesen winzigen Bestien[19]). Bei Loirorapecúma begegneten wir einem Weißen in einer großen, von nackten Indianern geruderten Montaría. Es war ein alter Bekannter von uns Namens Nunez, Besitzer des Sitio Cutía unterhalb Santa Izabel am Rio Negro, bei dem wir ein Jahr vorher Kaffee getrunken hatten. Er freute sich sehr, uns wieder zu sehen. So trifft man sich in dieser Wildnis. — Nunez kam vom Papurý, wo er Arbeiter für sein Seringal geholt hatte.

Oberhalb der Arapáso bewohnen die Kurauá-tapuyo, eine andere Subtribus der Tukáno, fünf Malokas, die teils am Flusse selbst, teils an den Igarapés liegen. Ihr eigentlicher Name ist Y o h o r o á; von den Tariána werden sie P u í y ä genannt[20]). Der Hauptsitz dieses kleinen Stammes, der nicht viel mehr als 100 Individuen umfaßt, ist Yuquírarapecúma auf dem rechten Ufer des Caiarý. An die ehemalige Mission São Miguel erinnerte nur noch der hohe Stamm des Kreuzes, an den die Termiten ein großes kugeliges Nest gebaut hatten.

Die Nachbarn der Kurauá-tapuyo sind die Pirá-tapuyo (Fischindianer), die in ihrer eigenen Sprache und im Tukáno U a í k a n a, bei den Tariána K ú - p ä m i n a n e heißen[21]). (Abb. 3.) Sie sind ein verhältnismäßig volkreicher Stamm, der mit 600 bis 800 Seelen nicht zu hoch geschätzt sein mag. An diesem Teil des Caiarý besitzen sie mehrere Häuser, darunter die ansehnliche Maloka Yasitára am Ausgang der Araripirá-Cachoeira. Ein weiteres Haus der Pirá-tapuyo fanden wir an einem rechten Nebenbach oberhalb der Piuupiuú-Cachoeira mitten im Tariána-Gebiet. Die Hauptmasse des Stammes aber sitzt am Papurý und an seinem großen linken Zufluß Makú-Igarapé. Die Pirá-tapuyo sind durch ihre meist häßlich verkniffenen, wilden Gesichtszüge und struppigen Haare leicht von den anderen Stämmen zu unterscheiden, besonders von den feineren, eine höhere Intelligenz verratenden Typen der Tariána[22]). Sie scheinen zu diesen in einer Art von freundschaftlichem Untertanenverhältnis zu stehen. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Betóyagruppe, der lexikalisch dem Uanána näherkommt, vom Tukáno aber in vielen Wörtern nicht unerheblich abweicht.

---

[19]) Micuim oder Mucuim, winzige rote Milben, deren Stich höchst unangenehm juckende Pusteln hervorruft. (Vgl. Band I, Seite 18.)

[20]) yohó bezeichnet im Tukáno die Curauá-Pflanze. — Ein kleines Haus der Kurauá-tapuyo findet sich auch am Tiquié. (Vgl. Band I, Seite 240.)

[21]) Beide Namen bedeuten „Fisch-Indianer, Fisch-Leute“.

[22]) Vgl. Indianertypen etc. Lieferung 3, Tafel 56b, 57a. b.

Abb. 4. Tariána. Sohn des Tuschaua Matthias von Yauareté. Rio Caiarý-Uaupés.

Die lange Araripirá-Cachoeira besteht aus einer reißenden, von Felsen und Felsinselchen durchsetzten Schnelle. Bei niedrigem Wasserstande kann sie leicht durch einen Kanal passiert werden, den eine größere Insel mit dem linken Flußufer bildet. Sie ist eigentlich nur der Ausläufer der Yauareté-Cachoeira, einer der gewaltigsten des Caiarý, die wir am 20. August erreichten.

Die Yauareté-Cachoeira ist ein riesiges Felsenmeer mit zahlreichen Abstürzen. Mit aller Vorsicht mußte das entladene Boot hinübergehoben und -geschoben werden. Die anwohnenden Indianer, die an diese Arbeit schon gewöhnt waren, halfen redlich mit und schafften auch das Gepäck über Land bis zum Hause des Tuschaua Matthias am Kopfe der langen Cachoeira. Ihre Bezahlung erhielten sie in Perlen, selbst die älteste Großmutter, die irgendeinen leichten Gegenstand getragen hatte, und der kleinste Säugling, der beim Transport schlummernd an der Mutter Brust ruhte.

Diese Cachoeira ist besonders reich an gut ausgeführten und wohlerhaltenen Felszeichnungen, die mannigfaltige und phantastische Formen zeigen. Einzelne Figuren sind an zwei Meter lang und tief in das harte Gestein eingeritzt. An einigen sieht man deutlich, wie spätere Geschlechter, die Bedeutung der angefangenen Figur mißverstehend oder aus jeweiliger Laune, die Linien in ganz

anderer Richtung weitergezogen oder nahe aneinander hergehende Linien unrichtig miteinander verbunden haben, wodurch sie ein Zerrbild schufen, aus dem die ursprünglich gewollte Bedeutung nur sehr schwer zu erkennen ist. Die Glätte der Rillen zeigte, daß die Indianer die meisten Figuren bis in die jüngste Zeit häufig nachgeritzt hatten. Auf mehreren Felsen finden sich auch zahlreiche Schleifmarken von Steinwerkzeugen, teils länglichscharfe, teils runde von verschiedener Tiefe.[23])

Am Fuß der Yauareté-Cachoeira stürzt der Papurý über Felsen in den Hauptstrom, nach dem Tiquié der größte rechte Nebenfluß des Caiarý, der sozusagen aus e i n e r fortgesetzten Cachoeira besteht. Er hat schwarzes und auffallend kühles Wasser. Das Gebiet des Papurý ist von verschiedenen Stämmen stark bevölkert. An seinem unteren und mittleren Lauf sitzen Pirá-tapuyo, Tukáno und Desána, am Oberlauf und im Quellgebiet Karapaná-tapuyo, Tatú-tapuyo[24]) neben Tuyúka und anderen kleinen Stämmen, sämtlich Glieder der Betóya-Gruppe. Auf beiden Seiten des Flusses streifen zahlreiche Makú.

In der Umgebung der Yauareté-Cachoeira wohnen in etwa zwanzig Malokas und Hütten brasilianischen Stils Tariána, eine andere Abteilung dieses Aruakstammes, die den Tariána von Ipanoré seit Jahrzehnten gewissermaßen feindlich gegenüberstehen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bildeten sie ein einziges Volk unter einem Oberhäuptling, der am ganzen Fluß eine große Macht besaß.

Nach ihrer eigenen Tradition sind die Tariána vorzeiten vom Içána eingewandert. Auch ihr Typus kennzeichnet sie sofort als nahe Verwandte der dortigen reinen Aruakstämme, der Siusí, Ipéka und anderer (Abb. 4). T a r i á n a oder richtiger T a r l i á n a ist der Name, den sie sich selbst beilegen. Einer gab mir auch als Namen seines Stammes K u m ā t e n e (Entenleute) an. Bei den Tukáno heißen sie P á n a.

Das Tariána von Yauareté hat viele nasale Laute und unterscheidet sich dialektisch von der Schwestersprache in Ipanoré. In Yauareté sprachen die Männer auch unter sich nur Tukáno; die jüngere Generation hatte schon viele Tariánawörter vergessen; der beste Beweis, daß diese klangvolle Sprache allmählich dem Untergange geweiht ist.

---

[23]) Vgl. Theodor Koch-Grünberg: Südamerikanische Felszeichnungen. Seite 47 Berlin 1907.

[24]) Diese Tatú-tapuyo (Pamoá), die zur Betóya-Gruppe gehören, sind nicht zu verwechseln mit den Tatú-tapuyo (Adzáneni), einem Aruakstamm des Içána-Gebietes (vgl. Bd. I, SS. 54, 166, 196, 199).

Zur Zeit meiner Anwesenheit gab es in Yauareté zwei Häuptlinge Namens João und Matthias, Todfeinde, die durch die Cachoeira räumlich voneinander getrennt wohnten. Der alte einäugige João war, wie er mir erzählte, Tuschaua der ehemaligen großen Mission São Antonio gewesen, von der nur noch die weite Capoeira auf beiden Ufern unterhalb der Cachoeira zu sehen war. Aus dieser Glanzzeit hatte er eine Statuette des heiligen Antonius nebst vier Messingleuchtern gerettet. Drei große Epidemien, die kurz aufeinander folgten, hätten fast sämtliche Bewohner der Ortschaft hinweggerafft. Auch seine Frau und sein erwachsener Sohn seien gestorben; nur er sei allein von der ganzen Familie übrig geblieben. Matthias habe noch jetzt viele Leute; er sei aber ein ,,bicho“[25]); nichts wert; wüßte seine Leute nicht zu regieren.

Tuschaua Matthias, ein älterer Mann mit typischem Gaunergesicht (Abb. 5), empfing uns am oberen Hafen im Kostüm eines Straßengigerls, Tennisanzug aus weißem, schwarzgestreiftem Flanell und nagelneuem, rundem Strohhütchen, an dem noch die Fabrikmarke hing. Er hatte diese Kostbarkeiten von einem brasilianischen Händler erstanden. Leider war er ziemlich betrunken und sah mit seinem kurzgeschorenen Haar wie ein verkleideter Zuchthaussträfling aus, war auch wohl nicht viel besser. Er wollte sofort von mir eine Flinte haben. Ich versprach sie ihm, wenn er mir dafür einige Yurupary-Instrumente und die beiden alten Masken aus Affenhaaren gäbe, die, wie ich gehört hatte, in Yauareté aufbewahrt würden. Er tat anfangs erschrocken, willigte dann aber anscheinend ein. Schließlich stellte es sich heraus, daß nicht er, sondern João die ,,Makaráua“ in Verwahrung hatte.

Matthias zeigte uns eine fürchterliche Wunde an seinem Bein von dem Biß einer Yararáca-Schlange, die hier häufig vorkommen soll. Die schon drei Jahre alte Wunde war noch immer geschwollen und eiterig und hatte sich über einen großen Teil des Beines verbreitet.

Während wir uns noch unterhielten, zog im Osten ein schweres Wetter auf. Obwohl der Häuptling und ich aus Leibeskräften dagegen bliesen mit ausklingendem ,,te-te-te-te!“, die Wolken mit der Hand zu vertreiben suchten und abwechselnd auf Tariána: ,,piéna íya! piéna piené — — —!“ und auf Tukáno: ,,oχkó to! oχkó to yö tiayö — — —!“ (Regen gehe weg! ziehe fort!) schrien, es half nichts; wir wurden beide tüchtig naß.

Beim Regenzauber hält man die rechte Hand trichterförmig vor den Mund und bläst nach der Gegend hin, aus welcher der Regen droht. Während des Blasens wird die Hand allmählich geöffnet und die Wetterwolke mit einer Bewegung des ausgestreckten Armes verjagt.

[25]) Beliebtes brasilianisches Schimpfwort.

Abb. 5. Tuschaua Matthias von Yauareté Rio Caiarý-Uaupés.

Im Laufe der drei Tage, die wir in Yauareté verbrachten, kam wie gewöhnlich viel Besuch, um uns anzustaunen, auch vom Papurý: Tukáno, große muskulöse Kerle mit häßlichen, breiten Gesichtern, nicht minder häßliche Pirá-tapuyo, fast alle im Gesicht rot bemalt, wie es die Etikette verlangte. Pirá-tapuyo-Weiber brachten vier hohe, zylindrische, aus schmalen Paxiúbalatten verfertigte Behälter und einen Bastsack voll „Maikäfer", die jetzt in solcher Masse auftraten, daß das Wasser in den stillen Buchten oft ganz mit ihnen bedeckt war, zur Freude der Aracú-Fische. Diese Käfer sind sehr fett und werden von den Indianern, wie die geflügelten Saúba-Ameisen, geröstet und gegessen, schmecken auch nicht übel, wie ich mich selbst überzeugen konnte. Der Bastsack war aus einer mit bunten Mustern bemalten Tanzmaske hergestellt, ein Beweis, daß auch die Papurý-Indianer neben den heiligen Affenhaarmasken, die von den Weibern nicht gesehen werden dürfen, ebensolche mehr profanen Bastmasken haben, wie die Káua des Aiarý und die Kobéua des oberen Caiarý-Uaupés.

In Yauareté wurde Coca gegessen. Diese Gewohnheit scheint sich vom Tiquié über den Papurý hier eingebürgert zu haben, da ich sie am ganzen übrigen Hauptfluß nicht beobachtete.

Der Haushalt dieser ehemaligen Missionszöglinge war noch fast rein indianisch. Außer Äxten, Messern und Hacken für die Feldarbeit bemerkte ich in den Häusern nur wenige europäische Gegenstände, ein paar Koffer, einige Kleidungsstücke, hier und da eine alte verrostete Flinte.

Am Tage nach unserer Ankunft hielten zwei Weiber hinter dem Hause des Häuptlings eine sehr kurze Klagezeremonie ab für eine Anverwandte, die ein Jahr vorher gestorben war.

Man brachte uns immer reichlich Lebensmittel, weit mehr, als wir verzehren konnten, besonders kleine Fische, die Hauptnahrung der Bewohner von Yauareté, die sie in Masse auf eigenartigen Fallen in der Cachoeira fingen.

HIANÁKOTO-UMÁUA KAUÁNAMU.
RIO MACÁYA.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

III. Kapitel.

Der Fischfang bei den Indianern Nordwestbrasiliens[26].

Zeitweiliges Nomadenleben der Fischindianer. Wanderungen der Fische in der Regenzeit und Trockenzeit. Fischjagd mit Bogen und Pfeil. Herstellung des Fischpfeils. Harpunenpfeil. Jagd auf Schildkröten. Fischspeere. Angeln. Künstlicher Köder. Gefährlicher Raubfisch Piránya. Nachtangel Espinella. Netze: Hamen, kleines, rundes Handnetz, Käscher. Fallen: Reuse, Krabbenkörbchen, Kakurí, Falle für kleine Fische, Giráo. Zubereitung der Fische. Bratrost. Fischfang mit dem Parí. Vergiften der Gewässer. Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Gemeinsame Geräte und gemeinsame Beute des ganzen Dorfes.

„Die Fische des Amazonasgebietes kann man nicht energisch genug als die „Conditio sine qua non“ des indianischen Lebens bezeichnen.“ Diese Worte Martius’[27]) gelten noch heute für den oberen Rio Negro und die benachbarten Gebiete. Die verhältnismäßig starke Indianerbevölkerung Nordwestbrasiliens erwirbt ihren Lebensunterhalt in erster Linie durch den Fischfang.

Der obere Rio Negro und seine großen Nebenflüsse, besonders der Caiary-Uaupés, sind außerordentlich reich an Fischen, die das ganze Jahr hindurch in beständiger Wanderung begriffen sind und dadurch manche ansässigen Stämme zu einem zeitweiligen Nomadenleben zwingen. Zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, in den Monaten Dezember bis März, wenn die kleineren Zuflüsse fast austrocknen, ziehen sich die Fische in den Hauptfluß zurück und halten sich an tieferen Stellen unterhalb der Stromschnellen und Wasserfälle und in den zahlreichen Lagunen auf, die mit dem Fluß in Verbindung stehen. Dann verlassen die Indianer ihre für die trockene Jahreszeit weniger günstig gelegenen Dörfer und begeben sich mit ihrem ganzen Haushalt, mit Kindern und Hunden an diese fischreichen Plätze, um auf verschiedene Weise der willkommenen Beute nachzustellen. Rasch sind aus Stangen und Palmwedeln leichte Baracken errichtet,

[26]) In dieses Kapitel werde ich auch die Beobachtungen aufnehmen, die ich später im Flußgebiete des Rio Yapurá machte, um von dem Fischfang bei den Indianern Nordwestbrasiliens eine abgerundete Darstellung zu geben.

[27]) C. Fr. Ph. von Martius: Beiträge zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens. Leipzig 1867, Bd. I, Seite 605, Fußnote.

Abb. 6. Káua, mit Bogen und Fischpfeil schießend. Rio Aiarý.

und reges Leben herrscht auf den weiten Sandbänken, die der zurückweichende Fluß entblößt hat. Die Fische werden zum Teil sofort von den Weibern zur Mahlzeit zubereitet; der größere Teil aber wird auf großen Bratrosten aus frischen Holzstäben über langsamem Feuer konserviert, um an Regentagen, die in diesen Gegenden selbst in der Trockenzeit nicht ausbleiben, als Nahrung zu dienen. Ist der Platz ausgebeutet, so zieht die ganze Bande weiter. Durchschnittlich bleiben die Indianer drei Monate auf der Wanderschaft. Viele große Beijús (Mandiocafladen) werden zu diesem Zweck gebacken, getrocknet und, ähnlich wie Farinha (Mandiocamehl), in tiefen, mit grünen Blättern ausgelegten Körben dicht aufeinander verpackt, als Proviant für die Sommerfrische.

An zwei Flüssen traf ich solche fliegenden Sommerlager, im Dezember 1903 mehrere Lager der Katapolítani am mittleren Içána und im Februar 1905 einige Lager der Tukáno in dem flachen Seengebiet des unteren Tiquié.

Der an Fällen reiche, meist zwischen hohen Ufern dahinströmende Caiarý-Uaupés gewährt seinen Anwohnern zu jeder Jahreszeit genügenden Lebensunterhalt, so daß sie es nicht nötig haben, ihre Malokas zu verlassen.

Mit dem stärkeren Einsetzen der Regenzeit folgen die Fische dem steigenden Wasser und kehren je nach ihrer Gewohnheit teils einzeln, teils in großen Schwärmen in die höheren Flußgebiete zurück. Während meiner zweiten Reise auf dem Tiquié (Februar—März 1905) fuhren wir eines Tages längere Zeit durch so dichte Züge von Aracú-Fischen, daß deutlich das scharrende Geräusch zu vernehmen war, mit dem die Fische die Bootswände streiften. Das Hochwasser dauert im oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen in der Regel von März bis Juli. Die kleineren Zuflüsse, die meistens eine starke Indianerbevölkerung haben, führen jetzt genügend Wasser, um auch großen Fischen den Aufenthalt in ihnen zu ermöglichen. Der Fischfang liefert reiche Ergebnisse. Doch der Fluß steigt

höher und höher; die Gewässer erreichen die Kronen der hohen Uferbäume; sie füllen von neuem die Seen, die in der Trockenzeit teilweise zu stinkenden Morästen herabgesunken sind; sie überfluten die niedrigen Ufer und verwandeln stundenweit das Land in einen riesigen Waldsee, in dem sich die Fische verlieren, sicher vor den Verfolgungen des Menschen. So gewährt die Natur in dieser Periode, die in den Indianerdörfern häufig „Schmalhans Küchenmeister" sein läßt, den Fischen die nötige Schonzeit. In ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln setzen sie in aller Ruhe ihren Laich ab. Die junge Brut findet überall genügende Nahrung; sie kann sich in Muße entwickeln, so daß sie, wenn mit dem Eintritt der Trockenzeit die Gewässer in ihr altes Bett zurückkehren, den älteren Genossen folgen kann.

Der Indianer Nordwestbrasiliens fängt die Fische auf verschiedene Weise. Gewöhnlich schießt er sie mit Bogen und Pfeil. Am frühen Morgen, häufig schon vor Tagesanbruch, fährt jeder Familienvater im leichten Kanú, von seinem kleinen Sohn oder einem jüngeren Freunde begleitet, auf den Fischfang, um für die tägliche Mahlzeit zu sorgen. Gegen Mittag kehren sie zurück. Sind sie erfolgreich gewesen, so hört man sie schon von ferne lachen und plaudern. Stolzen Schrittes kommt der glückliche Fischer über den großen freien Dorfplatz. Auf der rechten Schulter hält er wagerecht Bogen und Pfeile. Von dem Ende des Bogens hängt an einem Sipó, der durch Maul und Kiemen geht, ein dickes Bündel Fische herab. Die Linke führt bisweilen eine kleine Flöte aus Hirschknochen zum Munde, der er schrille, monotone Weisen entlockt. Beifällige Worte der Frauen und der Alten, die zu Hause geblieben sind, empfangen ihn, und die gefangenen Fische werden eifrig kommentiert. Ist er aber erfolglos gewesen, p a n é m a, wie es in der Lingoa geral heißt, dann schleicht er sich womöglich auf Umwegen in das Haus, um dem gutmütigen Spott der anderen zu entgehen.

Ein vom Kanú aus Fische schießender Indianer gewährt einen überaus malerischen Anblick. Im Heck des Bootes sitzt der Gefährte, der das kleine Fahrzeug mit kaum bemerkbaren Schlägen seines breiten Paddelruders weitertreibt und zugleich steuert. Vorn steht der Schütze, Bogen und Pfeil schußgerecht in den Händen haltend. Jede Muskel seines schönen nackten Körpers ist in Erwartung gestrafft (Abb. 6), und selten enteilt ein Pfeil der Sehne, ohne sein Ziel zu erreichen. Oft habe ich die außerordentliche Sicherheit bewundert, mit der die Indianer die Fische, die ein europäisches Auge in dem dunkeln Wasser des Flusses kaum erkennen konnte, auf diese Weise erbeuteten. Der Pfeil wird aus kurzer Entfernung direkt auf die Beute abgeschossen. Um die Strahlenbrechung zu berechnen, taucht ihn der Schütze von Zeit zu Zeit in das Wasser.

Diese Art des Fischfangs ist die edelste und auch die beliebteste. Schon die kleinen Jungen üben sich darin mit ihren Miniaturwaffen. Häufig ist es für den Reisenden eine Quelle des Ärgers, wenn die Ruderer sich während der Fahrt von ihrer Jagdleidenschaft hinreißen lassen, auch wenn sie nicht Bogen und Pfeil zur Hand haben. Besonders an Sandbänken und seichten Stellen wird in dem klaren Wasser jeder Fisch beobachtet und besprochen. Den rechten Arm ausstreckend, schnippen die Ruderer mit Daumen und Zeigefinger nach dem Fisch hin, indem sie so die Bewegung des Bogenschießens nachahmen. Das trägt natürlich nicht zur Schnelligkeit der Fahrt bei.

Der Indianer benutzt beim Fischeschießen gern den Köder. Der Makú bindet zu diesem Zweck, wie wir gesehen haben, ein frisches Termitennest so an den überhängenden Ast eines Baumes, daß es den Wasserspiegel berührt[28]). Die braunen „Maikäfer", die beim Beginn der Trockenzeit zahlreich auftreten, werden als freischwimmender Köder verwendet. Der Schütze wirft einen Käfer an der Stelle, wo sich ein Schwarm Aracúfische befindet, auf das Wasser und schießt nach dem zuschnappenden Fisch.

Auch nächtlicherweile wird den Fischen mit Bogen und Pfeil nachgestellt, wie ich bei den Katapolitani beobachtete. Der Pfeil, der dabei zur Verwendung kommt, ist im Gegensatz zu den gewöhnlichen Fischpfeilen auffallend kurz. Meine Sammlung enthält einen solchen Pfeil von nur 104 cm Länge, während die gewöhnlichen Fischpfeile 169, 175 bis 197 cm lang sind. Bei dieser nächtlichen Jagd hält

a. b. c. d.

Abb. 7. Pfeile aus Nordwestbrasilien. 1/4 nat. Gr. a. Pfeil mit Knochenspitze. b. Pfeil mit Eisenspitze. c. Harpunenpfeil. d. Pfeil mit doppelter Eisenspitze.

[28]) Vgl. Band I, Seite 224.

der Indianer in der rechten Hand die Fackel, in der linken den Bogen und zieht Sehne und Pfeil mit dem Munde an; daher die Kürze des Pfeiles, um sicherer abschießen zu können (Abb. 7b).

Wie alle Pfeile am Içána und Caiarý und in den nach Norden und Süden hin benachbarten Gebieten, so haben auch die Fischpfeile keine Fiederung. Sie bestehen aus einem Rohrschaft mit eingefügtem Holzstab, der etwa $1/4$ bis $1/6$ des ganzen Pfeiles mißt. In diesem Stab ist die meistens schon eiserne, mit einem Widerhaken versehene Spitze befestigt (Abb. 7b). Bei den Stämmen an den oberen Flußläufen, die fernab von allem Verkehr mit den Weißen wohnen, fand ich noch Fischpfeile mit Spitzen aus Knochen des Barrigudoaffen in derselben Ausführung, wie sie die Eisenspitzen zeigen (Abb. 7a).

Ein Fischpfeil wird auf folgende Weise hergerichtet. Aus dem oberen Ende des Rohrschaftes wird mit zwei Schrägschnitten eine tiefe Kerbe herausgeschnitten und der lang zugespitzte Holzstab vorsichtig eingebohrt, wobei das Ende des Rohres, damit es nicht platzt, vorher provisorisch mit einem Faden fest umschnürt wird. Eine starke Umwickelung mit gepichtem Curauáfaden hält beide Teile zusammen (Abb. 8a, b, c). Dann schneidet man aus dem oberen Ende des Holzstabes seitlich ein kleines Längsstück heraus, so daß eine schmale Rinne gebildet wird, setzt die mit einem Widerhaken versehene, eiserne Spitze mit etwas Pech dort ein und umwickelt die Stelle wiederum mit gepichtem Curauáfaden. Die Umwickelung, die nochmals mit Pech dicht überstrichen wird, umfaßt auch einen Teil der Eisenspitze. Das untere dünne Ende der Eisenspitze wird hakenartig abwärts gebogen, so daß es einen zweiten Widerhaken bildet, der aus der Umwickelung hervorragt (Abb. 8d, e, f).

Auch die Knochenspitzen haben einen Widerhaken, der einfach dadurch hergestellt wird, daß man ein geschweiftes, an beiden Enden zugespitztes Knochenstück in die Rinne des Pfeilholzes legt und ebenso umwickelt und verpicht, wie wir es bei der Eisenspitze gesehen haben (Abb. 8d, g, h). Daraus sieht man deutlich, daß die ursprüngliche Knochenspitze, die in dieser Ausführung über den größten Teil des tropischen Südamerika verbreitet ist, für die Form der Eisenspitze bestimmend war. Die Eisenspitzen werden massenhaft im Ausland hergestellt und von den Händlern und Kautschuksammlern als Bezahlung für Ruderdienste und andere Arbeiten eingeführt.

Die gewöhnlichen Fischpfeile sind am Handende in einfacher Weise mit gepichtem Curauáfaden umwickelt. Bei dem oben beschriebenen kurzen Pfeil, der zur nächtlichen Fischjagd verwendet wird, ist in das weiche Mark des Rohres am Handende ein Holzstift getrieben, der etwas hervorragt und eine Fadenumwickelung trägt, die ihn zugleich mit dem Rohre verbindet. Dadurch wird

Abb. 8. Herstellung eines Fischpfeiles. Einfügen des Holzstabes in den Rohrschaft (a, b, c); Einfügen der Eisenspitze (e, f) und der Knochenspitze (g, h) in den Holzstab (d).

verhindert, daß die Zähne des Schützen, die den Pfeil fest fassen müssen, um die Sehne anzuziehen, das Rohr zersplittern (Abb. 7b). Eine Kerbe am Handende fehlt bei sämtlichen Pfeilen.

Bei den Yahúna des unteren Apaporís erwarb ich zwei Pfeile, deren Typen ich am Caiarý und Içána nicht angetroffen habe. Der eine besteht aus einem 112 cm langen Rohrschaft, in dessen oberes Ende mit der üblichen Curauáfadenumwickelung zwei 21 cm lange Holzstäbe so eingetrieben sind, daß sie gabelförmig auseinanderstehen, gegen das Ende hin aber durch einen schmalen Baststreifen zusammengehalten werden. In eine Rinne an der Innenseite dieser Stäbe sind dünne Eisenspitzen von $6^{1}/_{2}$ cm Länge eingefügt und durch eine 3 bis 4 cm breite Umwickelung aus stark gepichtem Curauáfaden mit dem Holz verbunden. Die Eisenspitzen tragen am Ende je einen nach innen gerichteten Widerhaken. Auch dieser Pfeil hat weder Fiederung noch Kerbe. Das Handende trägt eine sorgfältigere, 2 cm breite Umwickelung aus Curauáfäden in zwei Schichten, ringförmig dicht nebeneinander und kreuzweise übereinander gelegt (Abb. 7d).

Der andere Pfeil ist ein Harpunenpfeil. Er besteht aus zwei beweglichen Teilen und hat eine Gesamtlänge von 153 cm. In einen 125 cm langen, starken Rohrschaft ist ein in der Mitte spindelförmig verdickter Holzstab von 10 cm Länge fest eingefügt und mit gepichtem Curauáfaden umwickelt. Dieser Holzstab trägt einen 2 cm hohen hölzernen Aufsatz in der Form eines umgekehrten abgestumpften Kegels, dessen Grundfläche mit einem nicht sehr tiefen Loch versehen ist. Es dient zur Aufnahme eines zweiten Holzstabes, der mit dem Rohre durch eine lange, zweisträhnig aus Curauáfasern gedrehte Schnur verbunden ist. Um das Aufspalten des Holzkegels zu verhindern, ist er in seiner ganzen Ausdehnung mit gepichtem Curauáfaden fest umwickelt. Die Verbindungsschnur ist noch in einer Breite von 39 cm um den Rohrschaft geschlungen. Das Material für beide Holzteile ist dasselbe wie für die Jagdbogen. In den beweglichen Holz-

stab ist in der üblichen Weise eine 3 bis 4 cm lange, eiserne Spitze eingefügt, die am Ende zwei sich gegenüber stehende Widerhaken hat. Ein dritter Widerhaken ist dadurch hergestellt, daß das untere Ende der Eisenspitze hakenartig abwärts gebogen ist, wie wir es bei den gewöhnlichen Fischpfeilen gesehen haben. Fiederung und Kerbe fehlen; um jedoch dem 1½ cm breit mit Curauáfaden umwickelten Handende größere Festigkeit zu geben, ist ein Holzstift bis zum Ende des Rohres eingetrieben, der den sonst von dem weichen Mark eingenommenen Raum vollständig ausfüllt (Abb. 7c). Trifft nun ein solcher Harpunenpfeil die Beute und haftet in ihr, so löst sich der nur lose eingefügte obere Holzstab von dem übrigen Teil des Pfeiles. Der Rohrschaft dient als Schwimmer, um dem Fischer die Richtung anzugeben, die das fliehende Tier einschlägt, das an der abrollenden Schnur leicht eingeholt werden kann. Diese Harpunenpfeile werden zur Jagd auf große Fische, Sorubim[29]), Pirahíba[30]) u. a., verwendet.

Von einem Kueretú am Yapurá nahe der Mündung des Apaporís erhielt ich einen weit über 2 m hohen, starken und sorgfältig gearbeiteten Bogen aus hellbraunem Holz nebst zwei Harpunenpfeilen in der oben beschriebenen Ausführung; doch waren diese Pfeile mit einer doppelten Fiederung versehen und trugen Curauáfaden-Umwickelung in geschmackvollen Mustern. Leider wurden mir diese interessanten Stücke später auf einem brasilianischen Amazonasdampfer gestohlen. Sie dienten zur Jagd auf Tartarugaschildkröten[31]), an denen die Gewässer des Yapurá reich sind, und wurden auch während meiner Reise auf diesem gewaltigen Strome von meinen Ruderern dazu verwendet.

Diese Jagd erfordert große Gewandtheit und Treffsicherheit, da der vorgestreckte Hals und Kopf, die allein von dem schwimmenden Tier über Wasser sichtbar werden, ein gar kleines und unsicheres Ziel bieten. Sie wird an ruhigen und sonnenklaren Tagen in stillen Buchten und kleinen Lagunen ausgeübt, wo die Tiere sich im Wasser tummeln und sich an dem Uferschilf und mannigfachen Kräutern gütlich tun. Wie beim Fischeschießen steht der Schütze aufrecht im Vorderteil des Kanú, das von seinem Gefährten vorsichtig gelenkt wird. Nicht die geringste Bewegung des Wasserspiegels entgeht seinem scharfen Auge. Schußbereit liegt der Pfeil auf der Sehne; denn sobald das Tier den Kopf aus dem Wasser streckt, um Luft zu schöpfen und nach seinem Verfolger auszuschauen, muß der Schütze den Augenblick benutzen und den Pfeil entsenden, der sich in eleganter Kurve auf das Ziel herabsenkt.

[29]) Platystoma spec.

[30]) Bagrus reticulatus Kner.

[31]) Emys amazonica.

Auch diese beiden Pfeiltypen des Yapurá haben noch ihre ursprüngliche Form bewahrt, nur daß an Stelle der Knochenspitzen solche aus Eisen getreten sind. Wir kennen zweispitzige Pfeile mit Knochenspitzen aus anderen Gegenden[32]), und die Harpunenpfeile sind in derselben oder ähnlicher Ausführung, zum Teil noch mit Knochenspitzen bewehrt, über das ganze tropische Südamerika, von den Indianern in Guayána und am Orinoko bis zu den Stämmen des südlichen Matto Grosso, verbreitet[33]).

Am Içána und Caiarý fehlen die Harpunenpfeile. Zum Fang der größeren Fische, wie Pirahíba, Sorubim, Stachelrochen, Tucunaré[34]), Trahíra[35]), Acará[36]) u. a., gebrauchen die dortigen Indianer einen starken Speer von einer Form, die meines Wissens bisher aus Südamerika nicht bekannt war. Es ist ein Dreizack, der dem Attribut Poseidons als Modell hätte dienen können. Das 179 cm lange Exemplar meiner Sammlung, das ich von den Huhúteni am unteren Aiarý erwarb, ist aus dem harten Holz der Paxiúbapalme gearbeitet und besteht aus drei Teilen. Der im Querschnitt trapezoidale Schaft, der in der Mitte 9 cm im Umfang mißt, läuft nach unten allmählich spitz zu, damit man den Speer in den Erdboden stecken kann. Oben endigt er in einer $44\frac{1}{2}$ cm langen, an zwei Seiten abgesetzten Spitze, die zugleich die mittlere Spitze des Dreizacks bildet. An dieses Mittelstück sind mit Curauáfasern zwei ebenso lange Spitzen aus Paxiúbaholz festgebunden, die in einer Weise schräg zugeschnitten sind, daß sie gabelförmig abstehen. Die Absätze des Schaftes, auf denen die beiden Seitenspitzen sitzen, sollen ihnen einen festeren Halt geben. Am oberen Drittel wird der Dreizack durch eine Schnur aus Curauáfasern zusammengehalten (Abb. 9).

Abb. 9. Fischspeer. Rio Aiarý. 1/9 nat. Gr.

[32]) Vgl. P. Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens (Berlin 1889), Seite 56, Fig. 33c. Bogen und Pfeil der Yamamadí am Rio Purús: zweispitzige Harpune.

[33]) Vgl. Everard F. Im Thurn: Among the Indians of Guiana (London 1883), Seite 235 bis 239, Fig. 9, 10. K. v. d. Steinen: Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berlin 1894), Seite 484, 486, Abb. 137, 9: Harpunenpfeil der Bororó. Max Schmidt: Indianerstudien in Zentralbrasilien (Berlin 1905), Seite 197 bis 198, Fig. 71: Harpunenpfeil der Guató mit Knochenspitze. Theodor Koch: Die Guaikurústämme, Globus Bd. 81 (Braunschweig 1902), Seite 42: Harpunenpfeil der Kadiuéo.

[34]) Erythrinus spec.

[35]) Erythrinus Tareira Cuv.

[36]) Sciaena squamosissima Heck.

Das Fischspeeren wird häufig bei Nacht ausgeführt. Der Fischer hält dabei in der Linken eine Fackel aus kienigem Holz, die ihm leuchtet und zugleich den Fisch anlockt und blendet. Mit kräftigem Stoß spießt er die Beute im seichten Wasser in den Sand, legt dann die Fackel beiseite, faßt vorsichtig mit der Linken unter den Fisch und hebt ihn an dem Speer aus dem Wasser, worauf er ihn mit einem Holzknüppel vollends totschlägt.

In Ermangelung eines solchen Dreizacks benutzen die Indianer auch mit großer Gewandtheit eine zugespitzte Stange. Ja, während meiner Reise in den menschenleeren, aber sehr wild- und fischreichen Einöden des oberen Caiarý-Uaupés machte sich einer meiner Ruderer einen Fischspeer aus einem alten Kistennagel zurecht, den er zuschärfte und mit gepichten Curauáfäden an eine Stange band. Mit diesem primitiven Instrument erlegte er mitten in dem Wogenschwall der dortigen flachen Stromschnelle eine ganze Anzahl großer schwarzer Pacú[37]).

Eine weitere Art des Einzelfischfangs ist das Angeln, das bei den von mir besuchten Stämmen eine große Rolle spielt. Man darf wohl jetzt als sicher annehmen, das die Angel im Gebiete des Amazonenstroms erst durch die Europäer eingeführt worden ist. Die Steinenschen Expeditionen haben am oberen Xingú bei gänzlich unberührten Stämmen die Angel nicht gefunden. Diese Indianer wußten mit den Angeln, die sie im Tausch erhielten, nichts anzufangen und mußten sich erst von den Reisenden über den Gebrauch belehren lassen. Ganz absurd aber wäre es, zu glauben, daß Stämme so verschiedenen Ursprungs, wie die Bewohner des Xingúquellgebietes, die sehr eifrige Fischer sind und sicherlich auch waren, in ihren Ursitzen die Angel gekannt, während ihrer Wanderungen aber auf fischreichen Wasserwegen dieses kostbare Gerät gänzlich vergessen haben sollten[38]).

Im Laufe der Zeit hat der Indianer die Angelfischerei selbständig ausgebildet und zu einer erstaunlichen Vollendung gebracht. Er kennt genau die verschiedenen Köder, die er bei den verschiedenen Fischen anwenden muß. Den kleinen, silberglänzenden Pacú, der sich gewöhnlich im Uferschilf oder in dem unter Wasser stehenden Gebüsch aufhält, fängt man am besten mit kleinen, feinen Angeln, an die man den Leib einer Heuschrecke gespießt hat. Die Angelrute muß sehr dünn und schwank sein. Häufig schnellt der Indianer mit ihr ein paarmal durch das Wasser, angeblich, um die Fische anzulocken.

---

[37]) Prochilodus spec. Ein schmackhafter Raubfisch mit dicker, lederartiger Haut, der sich vornehmlich in dem stark bewegten Wasser der Stromschnellen und Fälle aufhält.

[38]) Vgl. K. v. d. Steinen, a. a. O., Seite 235 und 236.

Leckerbissen für den sehr schmackhaften, fetten, aber auch sehr grätenreichen Aracú sind Früchte eines gewissen Uferbaumes, kleine Würmer, Maden und mancherlei Insekten.

Der Tucunaré, der im Aussehen und Geschmack am meisten unserer Forelle ähnelt, wird auch wie diese mit künstlichem Köder gefangen. Am oberen Teil der Angel sind rote und gelbe Federchen des Tucan und weiße Curauáfasern befestigt. Der Fischer läßt die Angel hüpfend über das Wasser gleiten. Der Tucunaré hält das bunte Ding für einen jener kleinen Fische, die auf der Flucht vor ihrem gefräßigen Feind bisweilen mehrere Meter weit über das Wasser springen, schnappt nach der vermeintlichen Beute und ist gefangen.

Eine andere Art des Tucunaréfanges, die uns besonders große Exemplare lieferte, übten wir in den Seen des mittleren Içána. In einem wohlbemannten, leichten Kanú fuhren wir mit aller Kraft los und schleiften an langer, starker Schnur eine nach der oben beschriebenen Weise hergerichtete Angel hinter uns her, die infolge der schnellen Fahrt auf dem Wasser tanzte. Besonders spannend war der Augenblick, wenn ein großer Fisch mit plötzlichem Ruck anbiß. Wir ließen die Schnur vollends ablaufen, um das Tier zu ermüden, und zogen es dann langsam und vorsichtig an das Boot, wo wir es mit einem Stück Holz töteten.

Der gefräßigste Raubfisch, der selbst Menschen und Tieren gefährlich werden kann, ist die Piránya[39]). Die messerscharfen Zähne dieses etwa 30 cm langen Fisches benutzt der Indianer in ursprünglichen Verhältnissen als Werkzeug zum Schneiden. Daher wird auch die Schere in der Lingoa geral p i r á n y a genannt. Die Piránya treten stets in großen Scharen zu Hunderten, ja zu Tausenden auf, besonders in stillen Buchten, an der Mündung kleiner Zuflüsse, wo sie auf andere Fische lauern. Wehe dem Menschen, der in den Bereich ihrer Zähne kommt! Die kleinste offene Wunde — und an solchen fehlt es selten bei diesem wilden Wanderleben — lockt die gefräßigen Unholde in Masse herbei. Jeder reißt ein Stückchen Fleisch von dem Körper ihres Opfers, und im Nu ist der Bedauernswerte skelettiert.

Gewöhnlich erlegt der Indianer die Piránya mit Bogen und Pfeil, oder er fängt sie mit stärkerer Angel an langer Schnur, die er mit großer Gewandtheit weit in das Wasser zu schleudern versteht, während er das andere Ende fest um die Hand geschlungen hält. In seiner Gefräßigkeit verschont dieser Fisch selbst nicht seinesgleichen. Daher zerschneidet man gewöhnlich die erste Piránya, die man fängt, und nimmt die Stücke als Köder für die übrigen. Meistens umwickelten wir den oberen Teil der Angel und ein Stück der Schnur dicht mit Messingdraht,

[39]) Piranha: Serrasalmo.

und doch kam es mehrmals vor, daß ein Fisch, wenn wir ihn aus dem Wasser zogen, mit seinen furchtbaren Zähnen Schnur und Umwickelung knirschend zerbiß.

Abb. 10. Netzapparat.

Zum Fang großer Fische, besonders des Pirahíba, benutzen die Indianer, die schon mehrfach mit den weißen Ansiedlern des Rio Negro in Berührung gekommen sind, bisweilen die brasilianische Espinella, eine Art Nachtangel. Sie besteht aus einem stärkeren Tau, das an beiden Flußufern befestigt wird, und von dem eine Menge Schnüre mit großen Angeln und Fleischstücken als Köder in den Fluß herabhängen.

Die Mehrzahl der freien Indianer des Içána und Caiarý-Uaupés aber stellt, wie wir gesehen haben, den großen Fischen noch nach der Weise ihrer Väter mit Bogen und Pfeil oder mit dem Speer nach. Daher hatte ich mit meinen schönen, großen Angeln aus einem der ersten deutschen Geschäfte beim Tauschhandel wenig Glück. Stets verlangten diese Gewohnheitsmenschen kleine Angeln für den Fang des Aracú, Pacú und anderer kleinerer Fische[40]) und von diesen wieder eine bestimmte Sorte, die von den weißen Händlern nun einmal eingeführt ist. Noch heute denke ich an meine Verlegenheit, als mir am Tiquié eines Tages die so begehrten kleinen Angeln ausgingen.

Mannigfaltig sind die Fischnetze, je nach ihrem Gebrauche. Sie sind stets aus den sehr widerstandsfähigen Tucumfaserschnüren gearbeitet.

Mit großen verstellbaren Handnetzen, ähnlich unseren Hamen, werden größere Fische gefangen, z. B. Aracú, wenn sie bei steigendem Wasser in den Stromschnellen in dichten Zügen flußaufwärts gehen. Ein solches Netz hat die Form eines sich nach oben stark erweiternden Sackes und besteht aus geknoteten Maschen, die in Filetarbeit mittels einer hölzernen Nadel über einem wohlgeglätteten, platten Holzstab hergestellt werden, dessen Breite die Größe der

[40]) „pindá uarakúrupiára = „Angel für Aracú", wie diese kleine Angel in der Lingoa geral heißt.

Abb. 11. Großes Fischnetz. Rio Aiarý. ca. $^1/_{12}$ nat. Gr.

Maschen bedingt (Abb. 10). Mit einer dickeren Schnur aus Tucumfasern ist das Netz an zwei starken Gerten befestigt. Dieselbe Schnur dient dazu, diese beiden Gerten gegen das untere Ende hin zusammenzuhalten. An der einen Gerte ist ein Querholz festgebunden, das am freien Ende gabelförmig ausläuft. Will man das Netz gebrauchen, so spreizt man die beiden Bügel mittels dieses Gabelholzes auseinander. Dadurch öffnet sich der Netzsack, und die Bügel kreuzen sich an der Stelle, wo sie mit der Schnur zusammengebunden sind. Nach dem Gebrauche klappt man die Bügel zusammen, indem man die Gabel zurückschlägt, wickelt das Netz um die dicht nebeneinander liegenden Gerten, und das ganze Gerät nimmt nun im Kanú nicht mehr Platz ein als eine Ruderstange.

Die Größenverhältnisse eines solchen Netzes, das ich von den Káua des oberen Aiarý erhielt, sind folgende: Länge der

Bügel 2,55 m; Länge des Gabelholzes 38 cm; mittlerer Querdurchmesser der Netzöffnung in aufgespanntem Zustande 54 cm; äußerste Tiefe des Netzes 1 m (Abb. 11).

Außer diesen großen Handnetzen haben die Indianer auch kleine Fischnetze, entweder mehr oder weniger flache, die in einen runden Rahmen aus Schlingpflanze gespannt werden (Abb. 12a, b), oder Käscher, Beutelnetze, die an einer rund-oval zusammengebogenen Schlingpflanze befestigt sind. Das eine der gekreuzten Enden des Bügels steht oft weit über und dient als Handhabe (Abb. 13). Im Gegensatz zu den großen geknüpften Netzen ist bei diesen kleinen Netzen die einfache Schlingtechnik verwendet (Abb. 14).

a.

b.

Abb. 12. Netze zum Fang kleiner Fische und Krabben. Rio Içána-Aiarý. a = 1/8, b = 1/5 nat. Gr.

Die runden Netze werden in Mondscheinnächten an dem Rande einer Sandbank in dem seichten Wasser platt auf den Boden gedrückt. Mit einem Stöckchen, das er in der anderen Hand hält, plätschert der Indianer leicht im Wasser. Die kleinen Fische werden dadurch angelockt und, wenn sie über dem Netze stehen, mit einem Schwung an das Land geschleudert. Bisweilen lockt man die Fischchen auch durch Köder an, den man in der leicht vertieften Mitte des Netzes anbringt.

Abb. 13. Käscher. Rio Aiarý. 1/10 nat. Gr.

Ähnlich soll der Jaguar fischen. Wie mir öfters von Indianern und auch von glaubwürdigen weißen Ansiedlern versichert wurde, sitzt er im Mondschein am flachen Strand, plätschert mit seinem langen Schweife im Wasser und wirft die herankommenden Fische mit einem Schlag seiner breiten Tatze auf das Trockene. Freilich hat die Geschichte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Schabernack, den Reinecke Fuchs Frau Gieremund, der Wölfin, spielte[41]). Unmöglich aber ist sie nicht.

Mit den Käschern holen die Indianer die Fische aus den Kakurí, den großen Fischfallen, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Von R e u s e n , in der Lingoa geral m a t a p í genannt, sind zwei Arten im Gebrauch, die auch in meiner Sammlung durch je zwei Exemplare vertreten sind. Sie sind aus gespaltenen Rohrstäbchen oder Palmblattrippen hergestellt, die mit Sipó in parallelen Ringen oder in Spiralen durchflochten sind und dadurch zusammengehalten werden. Man befestigt diese Fischkörbe im strömenden Wasser an Orten, die von den großen Fischzügen berührt werden, am Ufer des Hauptstromes selbst oder in den schmalen Wasseradern, die ihm zufließen.

Abb. 14. Schlingtechnik der kleinen Netze.

Die eine Art dieser Reusen dient zum Fang von kleinen Fischen, besonders in den Nebenbächen, und ist infolgedessen nur leicht gebaut. Durch eine weite Mündung, die sich konisch stark verengt, gelangen die Fische in ein langes, schmales, schlauchförmiges Geflecht, das sich

[41]) Vgl. Goethe: Reinecke Fuchs, 11. Gesang.

Abb. 15. Reusen zum Fang kleiner Fische. Rio Aiarý. $^{1}/_{11}$ nat. Gr.

Abb. 16. Reusen zum Fang größerer Fische. Rio Içána. $^{1}/_{9}$ nat. Gr.

nach der Mitte zu allmählich wieder ein wenig erweitert, am Ende aber eng zusammenschließt. Bei dem Versuch, sich durch diesen Schlauch zu drängen, geraten die Fische immer fester hinein, so daß sie sich, auch durch ihre Flossen und Schuppen an der freien Bewegung gehindert, schließlich nicht mehr rühren, geschweige denn sich umwenden und durch die Mündung wieder herausschwimmen können (Abb. 15).

Die anderen Reusen sind von weitaus festerer Konstruktion und über starken Ringen aus Schlingpflanzen aufgebaut. Je nach ihren Dimensionen sind sie auch für größere Fische geeignet. Der im vorderen Teil zylindrische Korb läuft nach

Abb. 17. Netzkörbchen zum Krabbenfang. Rio Aiarý. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

a.

b.

c.

Abb. 18. Fischfalle Kakurí. Oberer Rio Negro und Nebenflüsse.

hinten konisch aus. In der vorderen Öffnung ist aus Stäbchen und Ringen, ähnlich wie bei unseren Aalreusen, ein nach innen trichterförmiger Eingang angebracht, durch den die Fische wohl eindringen können, selten aber wieder den Ausweg finden. Sind Fische in der Reuse, so nimmt man sie aus dem Wasser, löst den Sipó, der das Ende des Korbes zusammenhält, biegt die Stäbchen auseinander und schüttet die Fische durch die so entstandene Öffnung in das Boot (Abb. 16).

Zum Fang von Krabben, die in verwachsenen Bächen häufig vorkommen, gebrauchen die Indianer ein aus Rohrstreifen und Tucumfasernschnüren geflochtenes Körbchen, das nach unten enger wird (Abb. 17). Den Boden, der die Form einer Ellipse hat, bildet ein Netzgeflecht, damit das Wasser rascher abläuft. Das Körbchen wird, ähnlich wie ein Käscher, an einem aus einem Stück Schlingpflanze zusammengebogenen Bügel befestigt, dessen Enden lang überstehen und den Handgriff bilden. Bisweilen fängt man auch Krabben mit den kleinen, runden, in der Mitte leicht vertieften Fischnetzen (Abb. 12b).

Außer dem Einzelfischfang, dem die bisher beschriebenen Geräte dienen, die sich jeder Mann zu seinem eigenen Gebrauch selbst verfertigt, gibt es auch

Methoden des Fischfangs, die in Unternehmungen einer ganzen Dorfgemeinschaft ihre Betätigung finden und massenhafte Beute liefern.

Jede Maloka am Içána und Caiarý hat eine oder mehrere große **Fischfallen**, die in der Lingoa geral **kakurí** genannt werden und in verschiedenartiger Ausführung über einen großen Teil Brasiliens verbreitet sind. Am unteren Apaporís und Yapurá habe ich sie nicht beobachtet. Ein Kakurí besteht im wesentlichen aus mehreren aus Paxiúbalatten mit Sipó geflochtenen Zäunen, die, im Grundriß dreieckig zusammengefügt und durch Pfosten und Stangen festgehalten und gestützt, an starkströmenden Stellen am Flußufer oder in den Nebenbächen aufrecht im Wasser stehen (Abb. 18a). Die Vorderwand ist in der Mitte durch einen Spalt geteilt und mit einer Einkehle versehen, die, wie bei den Reusen, den Fischen einen schmalen Zugang in die Fangkammer, aber keinen Ausweg gestattet (Abb. 18b). Das Kakurí ist stets flußabwärts gerichtet, um die großen Fischzüge, wenn sie mit steigendem Wasser flußaufwärts gehen, abzufangen. Bei vielen dieser Fischfallen, besonders den größeren, ist die Vorderwand nach beiden Seiten hin durch schräg nach vorn gestellte Zähne verlängert, durch die die Fische in das Kakurí getrieben werden sollen. Die Fische gehen an den Zäunen entlang aufwärts, bis sie an den Schlitz kommen, und durch diesen in die Falle. Bisweilen sind die Kakurízäune so hoch, daß sie auch bei Hochwasser über den Wasserspiegel ragen. Der vordere Teil der Fangkammer ist zu beiden Seiten der Einkehle mit Paxiúbalatten bedeckt, um dem Indianer, wenn er nachsehen will, ob Fische in der Falle sind, einen festen Standort zu gewähren (Abb. 18c). Bevor er in die Fangkammer hinabsteigt, untersucht er mit einem Stab, ob sich ein Zitteraal oder ein Stachelrochen gefangen hat. Er benutzt dazu frisches, grünes Holz, das die elektrischen Schläge leitet.

Abb. 19. Falle für kleine Fische. Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^1/_{10}$ nat. Gr.

Während der Zitteraal[42]) gewöhnlich nur beim Tauchen gefährlich wird und durch plötzliche elektrische Entladungen leicht die Bewußtlosigkeit und damit den Tod des Menschen herbeiführen kann, gehört der Stachelrochen zu

[42]) Gymnotus electricus.

den gefürchtetsten Bewohnern der dortigen Gewässer. Die Wunde, die sein gezackter, mit mächtigem Widerhaken bewehrter Schwanz schlägt, wenn man den Fisch nur oberflächlich berührt, ist fürchterlich und erfordert Monate zur Heilung. Mehrmals sah ich solche Wunden, die bisweilen in Blutvergiftung übergehen und den Tod des Betroffenen verursachen. Die Stachelrochen liegen vornehmlich im seichten Wasser an den Sandbänken in Vertiefungen, die sie durch Drehen ihres runden Körpers hervorrufen. Glücklicherweise sind diese Fische sehr scheu, so daß sie bei einiger Bewegung im Wasser fliehen.

Eine Falle für kleine Fische, gewissermaßen die Miniaturausgabe eines Kakurí, sah ich am mittleren Caiarý. Sie bestand aus einem nur wenig über 1 m hohen Zylinder aus Rohrstäbchen, der sich auf einem Boden aus demselben Material erhob und an einer Stelle der Länge nach einwärts gebogen war. Der untere Teil dieses Einschnitts wurde durch zwei Querstäbchen auseinander gehalten, um den Fischchen einen schmalen Zugang zu gewähren. Die Falle wird am Ufer in starker Strömung oder in der Mündung eines Nebenbaches mit der Schlitzöffnung flußabwärts in das Wasser gestellt und ähnlich wie ein großes Kakurí befestigt. Um die Fische anzulocken, bringt man im Innern der Falle ein aufgeschnittenes Termitennest an. Sind genug Fische darin, so hebt man den leichten Behälter an einer aus Sipó geflochtenen Handhabe aus dem Fluß. Das Wasser läuft durch die schmalen Zwischenräume zwischen den Latten

Abb. 20. Falle Giráo zum Fang kleiner Fische in der Yauareté-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Abb. 21. Falle Girão zum Fang großer Fische in der Carurú-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

der Seitenwand und des Bodens rasch ab. Die Fische bleiben zurück und werden durch die obere Öffnung des Zylinders in das Kanú geschüttet (Abb. 19).

Noch reichere Beute als die großen und kleinen Kakurí liefern die sogenannten g i r á o s , die in der Lingoa geral, wie alle Gerüste, y u r á heißen. Ich fand mehrere dieser ebenso einfachen wie zweckmäßigen Fallen in den Stromschnellen des mittleren Caiarý, bei Yauareté und Carurú, dem Haupsitze des Uanánastammes (Abb. 20 und 21).

Die Giráos von Yauareté dienten sämtlich dem Fang kleiner Fische. Unterhalb eines Absturzes zwischen zwei vorspringenden Felsen war ein festes Gerüst aus sich kreuzenden Stangen angebracht, auf dem eine Rohrmatte befestigt war. Sie ruhte am Fuße des Absturzes unmittelbar auf dem Wasserspiegel, so daß das fallende Wasser über sie hin sprudelte. Die Fischchen ziehen mit steigendem Wasser ihrer Gewohnheit gemäß in dichten Schwärmen flußaufwärts und suchen den Absturz zu passieren, indem sie den Weg zwischen den aus dem Wasser ragenden Felsen zu beiden Seiten der Matte benutzen. Durch den heftigen Anprall der Fluten werden sie zurück- und auf die Matte geschleudert, wo sie zappelnd liegen bleiben, da die Matte am unteren Ende und an beiden Seiten hochgebogen ist, damit das Wasser sofort abläuft, und die Fische nicht

abspringen können. Außerdem ist die Matte etwas nach einer Seite geneigt, so daß alle Fische dorthin gespült werden, sich dort aufschichten und leicht aufgesammelt werden können (Abb. 20). Bisweilen hockten vier bis fünf Jünglinge und Mädchen zu gleicher Zeit auf den horizontalen Querstangen des Gerüstes, das die Matte trug, oder auf dieser selbst und konnten doch kaum den Reichtum so rasch aufraffen, wie ihn die gütige Natur ihnen mit vollen Händen gab. Sie bargen die Beute in zierlich geflochtenen, kugeligen, meist sauber mit grünen Blättern ausgelegten Körbchen[43]). In zwei Stunden holten sich vier Familien ihr reichliches Abendbrot.

Diese Fischzüge dauern das ganze Jahr hindurch. An mehreren Stellen der ausgedehnten Stromschnelle fanden sich solche Gerüste, die für den ungleichen Wasserstand des Flusses in den verschiedenen Jahreszeiten berechnet sind, je nachdem die Fische flußaufwärts oder flußabwärts ziehen.

Mit viel Capsicum[44]) gekocht, munden diese zarten und doch kräftigen Fischchen, die im Aussehen Sardinen ähneln, ganz vortrefflich, obgleich sie weder ausgenommen, noch geschuppt werden. Auch brät man sie entweder am Spieß, d. h. reihenweise auf ein Stöckchen gespießt, das man schräg zum Feuer geneigt in den Erdboden steckt, oder packt sie dicht, wie Sardinen in der Büchse, zwischen grüne Blätter und macht daraus ein Bündel, das man mit Sipó zusammenschnürt und eine Zeitlang in das Feuer legt, bis die äußeren Blätter verkohlt sind. Öffnet man dann das Bündel, so entströmt ihm ein lieblicher Duft. Die Fischchen sind gebraten, ohne dadurch an Saft und Kraft verloren zu haben.

Abb. 22. Falle für kleine Fische. Rio Içána. ca. 1/10 nat. Gr.

Die Fallen für größere Fische, Aracú, schwarze Pacú, Pirahíba u. a., die ich bei den Uanána von Carurú sah, sind ebenso gebaut, aber naturgemäß viel größer und fester mit hoch überstehendem Geländer (Abb. 21). Während unseres Aufenthaltes an diesem herrlichen Platz untersuchten wir die Fallen mehrmals am Tage, und selten wurde unsere Hoffnung getäuscht. Meistens fanden wir mehrere Fische auf dem aus starken Paxiúbalatten hergestellten Rost, einmal sogar einen

[43]) Vgl. Bd. I, S. 131, Abb. 77.

[44]) Capsicum L., „Spanischer Pfeffer".

riesigen Pirahíba von 25 bis 30 Pfund, an dem die ganze Bewohnerschaft des Dorfes genug hatte.

Zu diesen Giráos kann man auch eine Falle für kleine Fische rechnen, die gewöhnlich von Kindern gehandhabt wird. Ich erhielt ein Exemplar bei dem Fischervolk der Katapolítani am mittleren Içána. Sie besteht aus einer 65 cm langen und 50 cm breiten Matte aus gespaltenen Rohrstäbchen, die durch Sipó zusammengehalten werden. Der untere Teil ist in einer Länge von 15 cm umgeklappt, so daß eine Art Tasche entsteht, die an beiden Seiten durch je ein Rundholz und Sipóverschnürung geschlossen ist (Abb. 22). Zum Gebrauch wird die Tasche durch zwei Holzklötzchen aufgesperrt, und die Falle an dem niederen Absturz einer Stromschnelle so befestigt, daß das fallende Wasser in die Tasche stürzt und die kleinen Fische, die es mit sich reißt, darin zurückhält. Von Zeit zu Zeit hebt man die Tasche aus dem Wasser und untersucht sie auf ihren Inhalt.

Abb. 23. Indianer am Moquem. Rio Apaporís.

Verschiedenartig, wie wir bereits mehrfach gesehen haben, ist die Zubereitung der Fische.

Will man auf der Reise möglichst rasch ein schmackhaftes Mahl haben, so brät man einen frisch gefangenen, mittelgroßen Fisch, besonders den fetten Aracú, auf folgende Weise am Spieß: Man schneidet ihn unten der ganzen Länge nach auf, klappt ihn nach Entfernung der Eingeweide platt auseinander und klemmt ihn zwischen die gespaltenen Zinken eines gegabelten Holzes, dessen Enden man mit Sipó wieder zusammenbindet, damit der Fisch nicht herausrutschen kann. Setzt man ihn dann durch häufiges Wenden auf beiden Seiten möglichst gleichmäßig der Hitze des Feuers aus, so ist er in wenigen Minuten schön knusperig gebraten.

Fällt der Fang besonders reich aus, so werden die Fische, die nicht sofort gegessen werden, auf dem Bratrost über langsamem Feuer gedörrt und geräuchert, so daß sie sich tage-, ja wochenlang halten und als Proviant auf die Reise mit-

genommen werden können. Freilich kommt es dem Indianer manchmal nicht darauf an, aus einem schon etwas „anrüchigen" Fisch die Maden herauszuschütteln, ihn dann aufzukochen und das etwas zweifelhafte Gericht, das wie Fischleim riecht und schmeckt, mit dem größten Appetit zu verzehren.

Die frischen Fische öffnet man gewöhnlich durch einen Längsschnitt an der Seite, um die Eingeweide zu entfernen, und legt sie nebeneinander auf den Bratrost, der in ganz Brasilien in derselben Form gebraucht und von den Brasilianern t r e m p e oder m o q u e m, in der Lingoa geral m o k a ẽ genannt wird. Drei Stöcke werden in Form einer Pyramide zusammengestellt und an den oberen Enden mit Sipó vereinigt. Von der Mitte des einen Stockes, etwa einen halben Meter vom Erdboden, bindet man zu den beiden anderen Stöcken je einen Horizontalstab, legt parallele Stäbe darüber, und der einfache Rost ist fertig (Abb. 23).

Bisweilen sind diese Bratroste, besonders wenn sie größere Mengen Fische zugleich aufnehmen sollen, viereckig und von ansehnlichen Dimensionen. Zu diesem Zwecke werden vier 50 bis 60 cm hohe, am oberen Ende gegabelte Stöcke in den Boden gerammt, in je zwei Gabeln ein Querstab und über diese Querstäbe wieder die parallelen Stäbe gelegt, die den Rost bilden.

Eine sehr praktische Einrichtung beobachtete ich mehrfach in den Malokas am Caiarý-Uaupés. Über der Feuerstelle einer jeden Familie hing an starker Schnur, die über eine Dachsparre oder einen Balken des Hauses lief, ein dreieckiger oder viereckiger Rost. Durch Anziehen oder Nachlassen der Schnur konnte man, je nach der Stärke des Feuers, die Höhe des Rostes beliebig verändern oder ihn, wenn er nicht gebraucht wurde, ganz hochziehen.

Mühelos, aber reich an Beute ist der Fischfang mit dem p a r í. So nennt man in der Lingoa geral große Zäune aus Paxiúbalatten, ähnlich wie beim Kakurí. Bei Beginn der Trockenzeit werden damit fischreiche Nebenbäche und kleine Lagunen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen, gesperrt, und den Fischen der Rückweg abgeschnitten. Verlaufen sich die Gewässer, so ist es leicht, der Fische habhaft zu werden. Man schießt sie mit Bogen und Pfeil, erschlägt sie auch wohl mit Messern und Stöcken oder schöpft sie mit Netzen und Korbsieben heraus.

Manchmal dämmen die Indianer einen Bach oberhalb eines tieferen, fischreichen Platzes durch einen festen Erdwall ab und schöpfen unterhalb des Dammes das Wasser rasch aus, so daß die Fische auf das Trockene geraten.

Die ergiebigste, zugleich aber auch unedelste Fischerei ist das V e r g i f t e n d e r G e w ä s s e r mit Pflanzengiften. Verhältnismäßig harmlos ist noch das Fischen mit k u n a m b í. Dieser Name bezeichnet in der Lingoa geral

einen etwa mannshohen Strauch mit weißen Blüten aus der Familie der Compositae: C l i b a d i u m S c h o m b u r g k i i S c h u l t z B i p. Ich fand die Pflanze bei vielen Dörfern des Içána und Caiarý angebaut. Die Blätter werden zu einem Brei zerhackt, der mit kleingeschnittenem Fleisch vermischt wird. Aus dieser Masse werden kleine Kugeln geformt, die als Lockspeise in den Fluß geworfen und von gewissen Fischen gierig verschlungen werden, die bald nach dem Genuß an die Oberfläche des Wassers kommen und sterben.

Die Lingoa geral faßt eine ganze Anzahl Fischgifte unter dem Namen t i m b ó zusammen, gewöhnlich aber versteht man darunter die P a u l l i n i a p i n n a t a. Der Fang verläuft in folgender Weise: Die frische Timbówurzel wird an den Ort gebracht, wo man fischen will, dort im Kanú zerklopft und immer wieder mit Wasser ausgespült, bis nur noch ein ganz zerfaserter Stoff übrig ist, und im Kanú sich genug Gift, eine weißlich-milchige Brühe, angesammelt hat. Dann wird das Kanú in der fischreichen, stillen Bucht, die mit Parízaun abgesperrt ist, umgestülpt, so daß das Timbó auf einmal das Wasser vergiftet und die Fische betäubt, die, mit dem Bauch nach oben, an die Oberfläche kommen und leicht gefangen werden können[45]).

Ebenso fischt man in der halb ausgetrockneten kleinen Lagune und im ruhigen Bach. Diesen sperrt man entweder unterhalb der Vergiftungsstelle mit Parízaun ab oder stellt dort Leute auf, welche die an der Oberfläche abtreibenden betäubten Fische mit großen und kleinen Netzen und Körben auffangen.

Wie der Fischfang selbst, so ist auch die Herstellung der meisten dazu nötigen Geräte Sache der Männer; doch wird bei großen Fischzügen die Hilfe

[45]) Unter T i m b ó (Timbó de peixe, span. Barbasco) bezeichnet man in Südamerika, besonders in Brasilien an den großen Strömen und ihren Nebenflüssen, pflanzliche Fischfangmittel (Fischgifte), welche von den zur Familie der Sapindaceen gehörigen Gattungen Paullinia und Serjania geliefert werden. Gelegentlich dienen dem gleichen Zwecke die Papilionaceen-Spezies, Clitoria, Derris, Enterolobium, Tephrosia u. a. Welchen von diesen Pflanzen ursprünglich der Name Timbó zu eigen war, wird sich heute schwer mehr entscheiden lassen, da mit dieser Bezeichnung jetzt mehr oder weniger alle diejenigen Pflanzen belegt werden, mit denen man Fische betäuben und fangen kann. Den meisten Timbó liefern: Paullinia pinnata L. (Cururú-apé, Timbó cipó), Paullinia Cururu L. (Cururú, Cipó crùapé branco), Serjania cuspidata Comb. (Timbó capelludo), Serjania erecta, St. Hil. (Cipó de Timbó), Serjania serrata Radlk. (Timbó de peixe), Serjania acuminata Radlk. (Timbó legitimo), Tephrosia toxicaria Pers., Enterolobium timbouva Mart. (Timbó-uba). In Guayana (Surinamgebiet) findet der Fischfang mit N e k o e (Lonchocarpus violaceus Kunth) statt. Siehe H. P a b i s c h, Über den Fischfang mit Giftpflanzen in den amerikanischen Gewässern. (Vortrag, gehalten am XVI. intern. Amerikanisten-Kongreß, Wien, September 1908.)

der Frauen und Kinder häufig in Anspruch genommen. Bei der Zubereitung der Fische wird eine strenge Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau eingehalten: der Mann brät die Fische, die Frau kocht sie.

Die großen Fischfallen, wie Kakurí, Giráo, Parí, und alle Fische, die damit gefangen werden, sind Eigentum der ganzen Gemeinde. Der Häuptling oder Gemeindevorsteher fordert von Zeit zu Zeit alle Männer auf, diese Geräte auszubessern, er lädt sie zu gemeinsamen großen Fischzügen ein und verteilt die Beute an die einzelnen Familien.

A

B

TANZMASKEN DER KOBÉUA. RIO CAIARÝ-UAUPÉS.

A) JAGUAR-YAUÍ.

B) RIESE PALÚTXIKÖ.

VERLEGT BEI ERNST WASMUTH A.-G., BERLIN

Não

Verschiedene Cachoei
Tariána als „Salonspo
bianern. Zahme Tiere.
Yurupary-Fest. Musi
Dessin des Papay.
Pflanzenbemalung.
Verbindung mit den
Vaticá. Die Umum-
Cachoeira von Macu
auf Felsen. Abiú-Igar
Lagune Biára. Cach
Mission. Diebstahl.
der K

„Es gibt
Sprichwort — un
hat und wochenl
strengung durch
schnellen mit sei
scheidet — für d
die Erinnerung a
erhebende Bewu
Nerven! — — —

Cachoe
diese Hindernisse
je nach ihrer Be
Stromschnellen,
nur bei vollem
stande keine Ge
durch die reißen
von Felsen starr
Katarakte von m

IV. Kapitel.

Não tem inferno por os cachoeiristas.

Verschiedene Cachoeirafahrten. Abreise von Yauareté. Signaltrommel. Micúra-Cachoeira. Tariána als „Salonsprache". Die Uíua-tapuyo. Umarí-Cachoeira. Furcht vor den Colombianern. Zahme Tiere. Die Yuruparý-tapuyo. Arára-Cachoeira. Carurú. Lob der Colombianer. Yuruparý-Fest. Maskenanzug. Mein Kobéua-Führer. Tanzschilde und Stammestatauierung der Desána des Papurý. Abhärtung der Neugeborenen. Makúsklavin. Katzen als Haustiere. Pfostenbemalung. Uanána-Friedhof. Matapý. Der „Herr Professor". Makú. Maskentänze. Verbindung mit den Anwohnern des Aiarý. Natürliche Fischreuse. Tapira-girão. Yacaré. Yutíca. Die Umáua-Karihóna. Tanzstäbe. Kautschukbäume. Rio Querarý. Die „Baníwa". Cachoeiras von Macucú, Naná, Uacú, Tipiáca. Alte Freunde. Colombianergreuel. Maskenbilder auf Felsen. Abíu-Igarapé. Cachoeiras von Tucáno und Tucunaré. Piumplage. Taiasú-Cachoeira. Lagune Biíro. Cachoeiras von Uaracapurý und Uacurauá. Grenze des Uanána-Gebietes. Alte Mission. Diebstahl. Die Uanána: Unterhorden, körperlicher Habitus. Die ersten Niederlassungen der Kobéua. Tatú-Cachoeira. Alte Missionsdörfer. Rio Cuduiarý.

„Es gibt keine Hölle für die Cachoeirafahrer!" sagt ein brasilianisches Sprichwort — und wahrlich, wer einen solchen echten Cachoeirafluß befahren hat und wochenlang täglich immer wieder von neuem die Aufregung und Anstrengung durchkostete, die ein Passieren der verschiedenartigsten Stromschnellen mit sich bringt — wo oft ein Ruderschlag über Leben und Tod entscheidet — für den gibt es so leicht keine Hölle. Und dennoch, wer möchte die Erinnerung missen, dieses köstliche Gefühl der bestandenen Gefahr, dieses erhebende Bewußtsein der eigenen Kraft nach der äußersten Anspannung aller Nerven? — — — —

Cachoeiras nennt der Brasilianer mit einem Sammelnamen alle diese Hindernisse der Schiffahrt und des Verkehrs, die doch so verschieden sind, je nach ihrer Beschaffenheit und dem Wasserstande. Da gibt es ganz flache Stromschnellen, die man noch mit strammem Rudern überwindet. Andere sind nur bei vollem Fluß brüllende Ungeheuer, während sie bei niedrigem Wasserstande keine Gefahr bringen. Umgekehrt gibt es andere, die bei Hochwasser nur durch die reißende Strömung sich bemerkbar machen, während sie im Sommer von Felsen starren und kaum zu passieren sind. Andere endlich sind senkrechte Katarakte von mehreren Metern Höhe, Pancadas, wie der Brasilianer auch

sagt, die zu allen Jahreszeiten die gleichen Gefahren und die gleiche stundenlange Arbeit bereiten.

Wenn wir früh vor Sonnenaufgang das Nachtlager abbrechen und in der kühlen Morgenluft auf dem stillen Fluß stromaufwärts rudern, dann schwimmen uns oft große Schaumbrocken, noch unberührt von den auflösenden Sonnenstrahlen, entgegen und künden die Nähe einer Cachoeira. Auge und Ohr richten sich gespannt auf das Kommende. Da tönt zuerst undeutlich, dann immer stärker ein Brausen zu uns herüber, und plötzlich bei einer Biegung des Flusses liegt am Ende der langen, geraden Strecke, in die fast jede größere Cachoeira ausgeht, der Katarakt mit seinen stürzenden Wassern vor unseren Blicken. Die Sonne, die inzwischen höher und höher gestiegen ist, bestrahlt die schäumenden Wogen und läßt den feinen Wasserstaub in Regenbogenfarben aufleuchten. Das Boot tanzt auf den aufgeregten Wellen. Noch weit vom Absturz entfernt müssen wir anlegen. Das Gepäck wird ausgeladen und auf schmalem Pfad durch den Wald oder über die sonnendurchglühten Felsen bis oberhalb der Cachoeira geschafft und dort auf einer flachen Landzunge an ruhigem Wasser aufgestapelt. In dem leeren Boot rudern die Indianer weiter, am Ufer entlang, im Schaum der Brandung. Kann die Kraft der Ruder nicht mehr den Ansturm der zurückdrängenden Wogen überwinden, so muß die E s p i a[46]) helfen. Im Wasser watend, das sie bis zur Brust umschäumt, ziehen die Indianer das plumpe Boot flußaufwärts, während der Pilot mit sicherer Hand den oft schmalen Weg zwischen den hohen Felsen innehält. So geht es bis an den Fuß des Absturzes. Mit vereinten Kräften wird das schwere Fahrzeug über die senkrechte Felsenstufe gehoben und dann weitergeschleift über die zackigen Felsen, deren scharfe Kanten sich in das dünne Holz des Bodens bohren, so daß es sich knisternd biegt. Doch es gelingt! — Unsere Vorgänger waren nicht so glücklich. Dort liegt ein zerspaltenes Kanú.

Schwieriger und gefahrvoller wird die Fahrt, wenn die Beschaffenheit der Ufer das Ausladen nicht gestattet, und wir eine lange und von Felsen starrende Stromschnelle mit beladenem Boot passieren müssen. Da werden an die Leistungsfähigkeit der Mannschaft die höchsten Anforderungen gestellt. Schwer ist der Kampf gegen die reißenden Wogen. Schon sind wir auf der Höhe. Minutenlang steht das Boot auf demselben Fleck. Da erlahmt die Kraft der Ruderer, und wir gleiten zurück. Doch der Indianer läßt sich nicht entmutigen. Wir versuchen es immer wieder. Endlich — nach einer letzten gewaltigen Anstrengung, einem letzten anfeuernden hä-hä-hä-Geschrei der Ruderer sind wir hinüber. Hinter uns brausen die Wogen. Noch sind wir nicht außer Gefahr. Felsen und Strudel begrüßen uns auch oberhalb der Cachoeira. Jedes ruhige Wasser in den Buchten

[46]) Vgl. Bd. I, Seite 20.

der kleinen Felsinseln, jeder Remanso[47]), der das Fahrzeug mit sich reißt, wird benutzt. In einer solchen Strömung fahren wir, ohne die Ruder zu gebrauchen, zwischen zwei Felsblöcken rasch flußaufwärts. Da, am Ende des Kanals drängt die Strömung der Cachoeira abwärts, begegnet den Wassern des Remanso, wirft hohe Wogen über uns, füllt das Boot halb mit Wasser und schleudert es heftig hin und her. Da hängt Leben und Tod oft nur von der Ruhe und Sicherheit des Piloten ab; ein Ruderschlag, ein Zufall, oder wie man es sonst nennen will, entscheidet.

Über vierzig Cachoeiras allein im Caiarý-Uaupés haben wir so überwunden. Bei den meisten mußte das Gepäck ganz oder teilweise ausgeladen werden. Als wir endlich weit im Westen den gewaltigen Yuruparý-Fall hinter uns hatten (Taf. I) und in dem fast toten Fluß weiter fuhren, da fehlte uns das Brausen, die Arbeit, der Nervenreiz; die Leute wurden schlapp und kamen auf dumme Gedanken.

Abb. 24. Arára-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Am 23. August fuhren wir von Yauareté ab. Tuschaua Matthias als Pilot und sieben Ruderer brachten uns bis zur Grenze des Tariána-Gebietes. Wir passierten die durch ihre Zickzack-Kanäle berüchtigte Uacariáca-Cachoeira und gelangten zur Castánya-capuámu, einer langgestreckten Insel, nahe dem linken Ufer, auf der ein Tariána-Haus mit dem großen Neubaugerüst einer Maloka lag. Hier fand sich eine hübsche Signaltrommel, etwas kleiner als unsere vom Tiquié,

[47]) Vgl. Bd. I, Seite 21.

aber ebenso gearbeitet. Sie hing zwischen vier Pfosten, deren rund zugehauene Köpfe mit Menschengesichtern bemalt waren. Schmidt erstand sie mit der üblichen Gewandtheit nach kurzem Handel für einen einläufigen Vorderlader, 1½ Pfund Pulver, 500 Zündhütchen und 1 Pfund Schrot[48]).

Auf dem linken Ufer der kurzen, aber bösen Micúra-Cachoeira, in der unser Boot beinahe gekentert wäre, lagen eine große, anscheinend verlassene Maloka und etwas abseits ein kleineres, von 3—4 Tariánafamilien bewohntes Haus. Zwischen Hühnern und Hunden trieb sich ein zahmer Strandläufer umher, den die Tariána á n d a l i nannten. Als ich mich dem Haus näherte, brachte ein Knabe einen Palmblattkasten mit Federschmuck durch die Hintertür rasch in Sicherheit. Man hatte schon von unseren Kaufgelüsten gehört. Zwei wiederum häßliche Pirá-tapuyo, am ganzen Körper mit feinen und sauber ausgeführten Genipapo-Mustern bemalt, waren vom Macú-Igarapé zu Besuch gekommen. Vor zwanzig Jahren hatten die Franziskaner an der Micúra-Cachoeira eine Mission, die hauptsächlich von Pirá-tapuyo bevölkert war.

Bald erreichten wir die letzte Maloka der Tariána, die an der oberen Spitze der großen Taiasú-capuámu lag, und erhielten hier durch Vermittlung des Häuptlings neue Mannschaft. Bei diesen Besuchen in anderen Niederlassungen ihres Stammes, beim Empfang und der darauf folgenden „Konversation", bedienten sich meine Leute stets des Tariána; auf der Fahrt sprachen sie nur Tukáno. Das Tariána gilt offenbar als feinere Zeremoniellsprache, gewissermaßen als „Sprache des Salons", während das Tukáno mehr bei der alltäglichen Unterhaltung seine Verwendung findet. Die Bewohner der Taiasú-capuámu unterschieden sich im Typus sehr von den Tariána von Yauareté. Ich hätte sie als Tukáno angesprochen, wenn mir nicht Matthias ausdrücklich versichert hätte, daß es seine Stammesbrüder wären.

Am nächsten Tag kamen wir zu den Uíua-tapuyo (Pfeilrohr-Indianern)[49]), einem kleinen Stamm von kaum hundert Seelen, der heute seiner Sprache nach eine Unterabteilung der Tukáno darstellt. Ihre größte Maloka lag an dem steilen rechten Ufer der Umarí-Cachoeira, wo das ganze Gepäck ausgeladen werden mußte. Zahlreiche, schon sehr verwitterte Ritzzeichnungen bedeckten die flachen Felsen. Die meisten waren mehr oder weniger ausgeführte menschliche Figuren von ansehnlicher Größe, die zum Teil auf der Kreislinie des Kopfes merkwürdige halbkreisförmige Bogen, vielleicht die Darstellung eines Kopfputzes,

[48]) Diese Trommel befindet sich jetzt im Museu Goeldi in Pará, Collecção Koch-Grünberg.

[49]) Sie werden von den Tariána Tsídoäne, von den Uanána Pŏkalia und von den Kobéua Bārālöaua genannt.

trugen. Einige Figuren waren von den Indianern frisch nachgezogen. Alle diese Felsritzungen, erklärten mir die Tariána, habe Yaperíkuli gemacht, ihr Stammesheros, den sie mit ihren nördlichen Verwandten des Içána gemeinsam haben[50]). Zwei Tagereisen flußaufwärts findet sich auf einem Felsen einer kleinen Stromschnelle eine natürliche Vertiefung, die eine auffallende Ähnlichkeit mit einer menschlichen Fußtapfe hat. Yaperíkuli, so geht die Sage, hat diese Spur in das harte Gestein getreten[51]).

Unter den zahmen Tieren in Umarí bemerkten wir ein Yacú und ein Cujubim[52]).

Vor den colombianischen Kautschuksammlern schien man große Angst zu haben. In allen Malokas waren die sich stets gleichbleibenden Fragen, ob wir flußabwärts Colombianer getroffen hätten, und wann sie kämen. Sie seien „puschiretána"[53]) („ganz schlecht"), mißhandelten die Leute, nähmen Hühner und andere Lebensmittel weg und bezahlten nicht.

Die folgenden Tage führten uns durch das Gebiet der Yuruparý-tapuyo (Dämonen-Indianer), die wiederum Tariána sprachen, im Typus aber von den Tariána von Ipanoré und Yauareté stark abwichen. Sie nennen sich selbst Í y ä i n e[54]) und scheinen, wie die Pirá-tapuyo, in einer gewissen Abhängigkeit von den wirklichen Tariána zu stehen, weshalb sie auch im Laufe der Zeit deren Sprache angenommen haben. Sie bewohnen am Hauptfluß ein halbes Dutzend Malokas und einige kleine Häuser.

Am Fuß der langen, aber unbedeutenden Iuacáua-Cachoeira[55]) mündet rechts der ansehnliche Uira-mirí-Igarapé. Der 27. August war ein besonders schwerer Tag für uns. Wir passierten die reißende Yapú-Cachoeira und unmittelbar darauf die Pucú-Cachoeira, ein unendliches Konglomerat von Stromschnellen und Abstürzen. Auf einer Insel mitten in der heftigen Strömung lag das erste kleine Haus der Uanána, deren Bewohner zur Zeit abwesend waren. Den gewaltigen Absturz der Arára-Cachoeira, der sich ohne Unterbrechung quer durch den Fluß zieht und zu allen Jahreszeiten unpassierbar ist (Abb. 24), umgingen wir auf

---

[50]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 49—50, Taf. 16. Vgl. auch Bd. I, S. 203.

[51]) Ebenda: S. 71—72.

[52]) Baumhühner. Vgl. Bd. I, S. 102 und 222.

[53]) Lingoa geral.

[54]) Íyäimi ist der schlimmste böse Geist der Aruakstämme dieser Gegenden. Vgl. Bd. I, S. 113. Von den Uanána wird dieser Stamm Uaχtía, von den Kobéua: Abóχöpalåmänä genannt.

[55]) Bacába.

einem Pfad über eine steile, mit Catinga[56]) bewachsene Anhöhe, die, in den Fluß vorspringend, die Cachoeira hervorruft. Die Indianer schleiften unterdessen das leere Boot über die flachen, mit schlüpfrigen Wasserpflanzen bedeckten Felsen am rechten Ufer. Einige Felsen trugen eine Menge stark verwitterter Indianerritzungen, deren Bedeutung nicht mehr zu enträtseln war. Viele waren wohl überhaupt nur sinnlose Kritzeleien[57]). An einem kleinen Igarapé zur Rechten machten wir nach den fürchterlichen Anstrengungen des Tages Halt. Ich stand hier an einem für meine Reise bedeutsamen Punkt. Gegenüber mündete der

Abb. 25. Carurú-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Fußpfad, auf dem ich fast neun Monate vorher in das Flußgebiet des Içána zurückgekehrt war.

Von unserem Lagerplatz aus führte ein kurzer Pfad über die folgenden Cachoeiras hinaus bis zur Maloka meines alten Freundes, des dicken Uanána João, auf der steilen Barranca der Carurú-Cachoeira. „Kapitáma" Gomes, der den stolzen Indianernamen Mahá-piria (großer Arára) führte, schaffte am nächsten Morgen mit seinen Leuten unser Gepäck in sein Haus und brachte auch unsere Montaría glücklich durch die brausenden Cachoeiras von

[56]) Lichter Wald auf sandigem oder felsigem Boden.

[57]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 50, Taf. 17.

Tatú, Yandú, Nambí, I, Yauutí und Carurú[58]) (Abb. 25), die eigentlich nur die einzelnen Stufen einer fortgesetzten Cachoeira darstellen. In der sauberen Maloka des Häuptlings fanden wir für die nächsten Tage gastfreundliche Aufnahme.

Zum erstenmal hörte ich hier die Colombianer loben. João, der mein Boot durch die Cachoeiras pilotiert hatte, verlangte für seine Arbeitsleistung ein großes Waldmesser, einen unverhältnismäßig hohen Lohn. Als ihm Schmidt ein Päckchen Tabak gab, kam er wütend zu mir gelaufen und schrie, Kariuatínga sei „puschí" („schlecht"); die Colombianer bezahlten bedeutend besser. — Und ein Jahr vorher wurde hier über dieselben Colombianer als schlechte Bezahler und sonstige Missetäter weidlich geschimpft, wie jetzt wieder flußabwärts! In der Tat schienen diese Herren inzwischen aus irgendeinem Grund gerade hier in Carurú die Preise verdorben zu haben. Ein Uanána zeigte mir ein gutes Messer mit Horngriff, das er für einen Arbeitstag erhalten hatte. — Die ersten Colombianer seien sehr schlecht gewesen. Der „Colombiano-Tuschaua" Raphaëlo aber, der jetzt flußabwärts nach Manáos gefahren sei, sei ein trefflicher Mann und halte seine Leute in guter Zucht.

Gegen Mittag fuhren alle Männer zu einem Kaschirífest nach Matapý. Nur Paulino, ein älterer Uanána mit auffallend langen Beinen, blieb zurück als Wächter der Ordnung und Unschuld. Er entpuppte sich als geschickter Boots-

[58]) Diese Namen bezeichnen in der Lingoa geral der Reihenfolge nach: Gürteltier, Spinne, Ohr, Wasser, Landschildkröte und eine kleine Wasserpflanze von salzigem Geschmack.

Abb. 26. Die Montaria wird ausgebessert.

Abb. 27. Uanána aus Carurú.
Rio Caiarý-Uaupés.

bauer und besserte unsere Montaría aus, die durch den wüsten Transport arg mitgenommen war (Abb. 26).

Am folgenden Tag fand im Hause des Häuptlings ein Yuruparý-Fest statt. Es war dieselbe Sache wie am Tiquié. Mehrere große Tragkörbe voll Mirití-früchte wurden nach der Musik von zwei langen Flöten, zwei langen und zwei sehr kurzen, dicken Trompeten eingebracht. Die Frauen und Kinder hatten sich auf einen warnenden Zuruf Paulinos in eins der kleinen Familienhäuser zurückgezogen. Die Zugänge der Maloka wurden sorgfältig verschlossen. Nach Sonnenuntergang folgten profane Tänze, doch nur von einfach geschmückten Jünglingen, die, ihr Mädchen im Arm, auf Panflöten bliesen. Es war nur ein *kleines Dabukurí*, wie diese Yuruparý-Feste in der Lingoa geral heißen. An *großen* Dabukurí, so erklärten mir die Uanána, nähmen viele Leute und viele Instrumente teil, und die *kurumí asú* (Jünglinge) würden gepeitscht. Sie erhielten besonders Schläge über den Bauch. Dann dürften sie fünf Monate lang kein Fleisch, keine Fische, kein Capsicum essen, sondern nur ganz leichte Speisen, Mandiocagerichte, Ameisen, Käferlarven und andere schöne Dinge. Die Jünglinge würden nur einmal gepeitscht, die Männer nicht mehr. — Jedoch scheint auch nach der Aufnahme in den Männerbund, wie bei den Aruakstämmen am Içána-Aiarý, gelegentlich gegenseitiges Auspeitschen vorzukommen, wenn auch nur bis zu einem gewissen Alter. Wenigstens bemerkte ich wiederholt an jungen *verheirateten* Männern frische Narben, die nach ihren Angaben von Peitschenhieben bei Yuruparý-Festen herrührten.

Abends kam João mit anderen aus Matapý zurück. Man hatte dort mit Masken getanzt. Sie brachten einen Maskenanzug mit, der in derselben Weise verfertigt war wie die Maskenanzüge der Káua am Aiarý und den Dämon *Kohǻkö* der Kobéua darstellt. Die Uanána nannten ihn kurzweg *uaχtíno* (Dämon).

Unter den Gästen befand sich ein über und über mit Purupurú behafteter Kobéua vom Cuduiarý, der jetzt unterhalb Carurú wohnte. Ich hatte ihn schon im März an der Mündung des Tiquié bei Abilio getroffen, für den er arbeitete.

José, so hieß er mit seinem christlichen Namen, — als Kobéua nannte er sich, was er nur mit Widerstreben zugab, Uaíkumu Kádyu[59]) —, war schon reichlich zivilisiert, aber ein williger und bescheidener Mensch. Er hatte mehrere Jahre seines Lebens unter den Weißen verbracht und sprach etwas Portugiesisch. Als Heizer war er auf einer Lancha des Hauses Araujo Rozas in Manáos bis Pará gekommen. Zu meiner Freude willigte er ein, mich bis in seine Heimat zu begleiten und bei seinen Stammesgenossen einzuführen. Er wollte das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und am oberen Fluß für seinen „patrão" Abilio, dem er 500 Milreis schuldete, Sarsaparille holen.

Zwei neue Tanzschilde, die ich vom Häuptling erwarb, stammten von den Desána des Papurý, die sich auch hier allein mit der Herstellung befassen[60]). Diese Desána sind der einzige Stamm des Caiarý-Gebietes, bei dem eine Stammestatauierung gebräuchlich ist. Sie wird mit einem Palmstachel ausgeführt und besteht aus zwei von der Unterlippe zum Kinn parallel verlaufenden, blauen Linien. Beide Geschlechter tragen sie ohne Unterschied. Die Unterlippe wird durchbohrt. Bei den Desána des Tiquié habe ich dieses Stammesabzeichen nicht bemerkt.

Der etwa vierjährige Sohn des Häuptlings trug schon die Hüftschnur, aber noch nicht die Schambinde. Ich hatte dies auch bei kleinen Knaben am Aiarý und später am Tiquié beobachtet.

Verweichlichung bleibt dem Indianerkinde fern. Ein Neugeborenes von wenigen Tagen wurde von der Mutter jeden Morgen im kalten Wasser des nahen Igarapé gebadet. Auch zu ihrer täglichen Arbeit in der Pflanzung und zu einem Kaschirífest in einer benachbarten Maloka nahm sie es mit.

Als Dienerin der Häuptlingsfrau lebte in Carurú eine junge Makú vom Papurý mit ihrem Töchterchen. Sie wurde ebenso gut behandelt wie die Makúsklaven der Tukáno und Tuyúka am Tiquié.

Abb. 28. Pfostenmalereien in Carurú. Rio Caiarý-Uaupés.

[59]) kádyu heißt im Kobéua Huhn.
[60]) Vgl. Bd. I, S. 345.

Abb. 29. Maloka Matapý. Rio Caiarý-Uaupés.

Zwei niedliche Kätzchen, seltene Haustiere am Caiarý, trieben mit den Kindern ihr neckisches Spiel.

Seit meinem ersten Besuch hatte man das Haus des Häuptlings künstlerisch ausgeschmückt. Von den beiden Mittelpfosten leuchteten in frischen, bunten Farben große Figuren, ähnlich denen, die ich seinerzeit im nahen Matapý gesehen hatte (Abb. 28). Ich werde später noch auf diese Pfostenmalereien im Zusammenhang zurückkommen.

Am 5. September fuhren wir weiter und gelangten an demselben Tag durch die harmlosen Stromschnellen von Agutiuáya und Tucunaré nach Matapý. Dabei passierten wir einen Friedhof der Uanána auf einer Insel. Die Uanána bestatten allein von allen Stämmen des Caiarý-Uaupés ihre Toten nicht im Haus, sondern in gemeinschaftlichen Friedhöfen auf kleinen Inseln oder auf Anhöhen mitten im Wald. Ob diese Sitte dem Einfluß der früheren Missionen zuzuschreiben ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Von der liebenswürdigen Bevölkerung von Matapý (Abb. 29) wurde ich als alter Freund aufgenommen. Hier wohnten Uanána und Desána zusammen. Der Hausherr Toánamaẓkö, ein prächtiger Mann, den wir wegen seiner gemessenen, lehrhaften Art den „Herrn Professor“ nannten, war ein Desána (Abb. 30). Er war der höflichste Indianer, dem ich je begegnet bin, sorgte peinlich für unser Wohlergehen und war eifrig bemüht, meine Sprachstudien zu fördern, so daß ich

auf der Weiterfahrt — er brachte uns mit seinen Leuten drei Tagereisen flußaufwärts — bisweilen die vielen Namen für jede Insel, jede Landspitze, jeden Felsen kaum so rasch aufzeichnen konnte, wie sie mir der gelehrte Herr angab.

Am Tage unserer Ankunft, so erzählte er, war ein alter Makú plötzlich auf dem südlichen Flußufer erschienen und, als er Leute sah, wieder scheu im Wald verschwunden.

Das Maskentanzfest, das vor kurzem hier stattgefunden hatte, war von

Abb. 30. Tuschaua von Matapý. Desána. Rio Caiarý-Uaupés.

einigen Kobéua veranstaltet worden, die in der Umgegend zerstreut zwischen den Uanána wohnten. Diese hatten auch die Masken verfertigt. Die Uanána und Desána verständen diese Kunst nicht. An dem Fest hatten sich fünf Masken beteiligt. Ich kaufte eine Maske des Urubú (schwarzen Aasgeiers). Von jedem Ärmel hing ein viereckiger, mit bunten Mustern bemalter Lappen aus weißem Bast herab, der mir als „Flügel" bezeichnet wurde. Ich ließ mir von den Hiesigen zwei Tänze vorführen (Abb. 31). Der Urubú-Tanz wurde in derselben Weise ausgeführt wie am Aiarý. Der Tänzer hielt einen Stock mit beiden Händen wider den Nacken, machte mit dem Oberkörper hin und her schaukelnde Bewegungen

und stieß eigentümliche, dumpfe „gö-gö-gö"-Laute aus[61]). Beim Tanz des Dämons bewegte er sich mit eingeknickten Knien hin und her, das Maskengesicht nach oben gerichtet, und drehte mit erhobenen Händen einen Stock rasch um seine Achse, indem er halblaut, eintönig „kwaĩ-kwaĩ-kwaĩ" rief. Bei beiden Tänzen wurde nicht gesungen, da die Uanána und Desána offenbar die Kobéua-Texte nicht kannten und in ihrer Sprache keine Maskengesänge haben.

Die Anwohner dieses Teiles des Caiarý stehen mit den Stämmen des Aiarý in regem Verkehr. Eine junge, hübsche Uanána war mit ihren beiden strammen

Abb. 31. Maskentänze in Matapý. a. Aasgeier. b. Dämon. Rio Caiarý-Uaupés.

Söhnen von der Arari-pirá-Cachoeira zu Besuch gekommen, wo sie als die Gattin meines früheren Reisegefährten, des trinkfreudigen Siusí Marcellino, lebte[62]). In Carurú hatte ich einen jungen Zauberarzt der Uanána getroffen, den ich ein Jahr vorher beim Tanzfest in Ätiaru am Aiarý kennen gelernt hatte[63]).

Die Matapý-Cachoeira, die auf der rechten Seite in einem Salto abstürzt (Abb. 32) und nur nahe dem linken Ufer, hinter einer Insel passiert werden kann,

[61]) Vgl. Bd. I, S. 135, Abb. 79.
[62]) Vgl. Bd. I, S. 155, Abb. 97.
[63]) Vgl. Bd. I, S. 91—92.

hat ihren Namen von einem „natürlichen Matapí“, einem Felsenloch, aus dem die Fische, wenn sie hineingeraten, nicht wieder herausschwimmen können. Die Uanána nennen die Cachoeira deshalb b ö χ k á - k (o) χ p a (Matapí-Loch).

Von der steilen Höhe herab, auf der die Maloka liegt, hat man eine unbeschreiblich herrliche Aussicht, besonders in der weichen Abendbeleuchtung des Tropensommers. Man blickt weit flußabwärts, halbwegs Carurú, über sprudelnde Cachoeiras, deren weiße Schaumstreifen sich von dem dunklen Flußwasser wirkungsvoll abheben. Wie natürliche Kulissen schieben sich die bewaldeten Uferspitzen an den Flußwindungen vor[64]).

Kurz oberhalb der Matapý-Cachoeira beginnt das riesige Felsenmeer von Tapíra-giráo. In zwei aufeinander getürmten Felsen sehen die Indianer einen Tapirkopf (Taf. VI). So hat jeder etwas sonderbar geformte Felsen im Caiarý seinen Namen. Es gibt „Wildschweine“, „Jaguare“, ein „Jaguar-Ohr“, „Fischottern“, sogar einen „Nabelfels“ u. a. Die wütende Cachoeira von Tapíra-giráo umgingen wir unter großen Anstrengungen durch einen der schmalen Arme, die allein die Passage ermöglichen. Der Fluß wird nun auffallend breit und fließt so harmlos träge dahin, daß man ihm solche Sprünge, wie er sie wenige Kilometer weiter abwärts macht, gar nicht zutrauen will. Doch bald hielten wir vor einem neuen Hindernis, der Yacaré-Cachoeira, die mit ihrem starken Absturz den ganzen Fluß blockiert und durch eine mit Gesträuch bewachsene, größere Felsinsel in zwei Hälften geteilt wird.

---

[64]) Vgl. Bd. I, Taf. VI B.

Abb. 32. Matapý-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Abb. 33. Frühstücksrast oberhalb Taína-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

In der Uanána-Maloka auf dem rechten Ufer traf ich meinen ehemaligen Pilot mit seiner Familie. Das reizende Töchterchen, das ich damals mit kurzgeschnittenem Haupthaar und häßlicher Genipapo-Beschmierung, den Kennzeichen für die erste Reife[65]), gesehen hatte, war inzwischen zur blühenden Jungfrau herangewachsen.

Leider wurde hier einem meiner Leute aus unserem Boot ein großes Messer gestohlen, das auch auf meine energischen Reklamationen hin nicht wieder erschien. Die Nähe von Yutíca, das ich noch vom Jahr vorher in unangenehmer Erinnerung hatte, schien einen schlechten Einfluß auszuüben.

In der Uanána-Maloka Uruárapecúma auf dem rechten Ufer war nur ein uralter Kobéua nebst seinem Enkel, einem schönen, schlanken Jüngling, anwesend. Als der Alte hörte, daß wir seine Heimat besuchen wollten, hielt er uns eine lange Rede in den wirklich „tiefen Kehllauten seiner Sprache". Dort oben sei es sehr schön. Seine Landsleute seien gut. Sie hätten reichlich zu essen. Es gebe viele Fische, viele Cujubim[66]), viele Tapire usw. Er wünschte uns mit etwas anderen Worten „glückliche Reise".

Als wir abends oberhalb der Yutíca-Cachoeira lagerten, kam ein älterer Uanána und klagte mir sein Leid. Die Colombianer hätten seinen Sohn D i á - n o m i o (Ente) zu ihrer Niederlassung am oberen Caiarý mitgenommen und auch nicht herausgegeben, obwohl er selbst im leichten Kanú hingefahren wäre. Ich zog bei ihm über die dortigen Gegenden und ihre Bewohner Erkundigungen

[65]) Ebenso bei den Stämmen des Aiarý. Vgl. Bd. I, S. 181.

[66]) Cuduiarý bedeutet Cujubim-Fluß.

ein. Von der Yuruparý-Cachoeira bis zum „Barracão“[67]) der Colombianer habe er sieben Tage gebraucht. Die Umáua wohnten südlich vom Caiarý am M a c á y a, der in den P a p u r ý flösse, einen „a n d e r e n P a p u r ý“, der dem Yapurá zuströme: den A p a p o r í s.

Allmählich erfuhr ich manches Interessante über diese Umáua von meinem Kobéua José, der sie persönlich kannte. S i e s e i e n i d e n t i s c h m i t d e n K a r i h ó n a ; also ein K a r a i b e n s t a m m ! „Karihóna“ sei nur der Name, den die Colombianer diesem Stamme gäben. Früher hätten die Umáua Menschen gefressen. Sie hätten mit dem Gefangenen zuerst ein Kaschirífest gefeiert und ihn dann geschlachtet. Sie trieben Handel mit den Kobéua des Cuduiarý, von denen sie europäische Waren, Eisengeräte, Perlen u. a., gegen Pfeilgift eintauschten. In seiner Jugend sei einmal eine ganze Bande Umáua zum Cuduiarý gekommen. Neuerdings kämen sie seltener, da sie mit den Colombianern in blutiger Fehde lägen; doch weilten gerade jetzt einige Umáua als Flüchtlinge unter den Kobéua. Viele von ihnen sprächen Kobéua.

In ruhigem Wasser fuhren wir nun weiter, passierten ohne Mühe die harmlose Taĩna-Cachoeira (Abb. 33) und verbrachten die Nacht zum 11. September in der Uanána-Maloka Taracuá auf dem linken Ufer, wo wir unsere Mannschaft erneuerten. Unter anderen Ethnographica erwarb ich ein Bündel Tanzstäbe aus Ambaúvaholz, die mit Brandmustern verziert waren (Abb. 34), und eine Schmetterlingsmaske.

Abb. 34. Tanzstäbe der Uanána. Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^{1}/_{12}$ nat. Gr.

Die meisten Weiber gehörten hier schon dem Stamme der Kobéua an, plumpe Gestalten von geringer Körpergröße mit häßlichen Gesichtern, breiten

[67]) Große Baracke.

Stumpfnasen und dicken Lippen. Zum Überfluß waren einige im Gesicht scheußlich rot überschmiert.

An dieser letzten Strecke des Caiarý oberhalb der Yutíca-Cachoeira finden sich auf dem linken Ufer, das bei Hochwasser Igapó[68]) ist, und auf einigen Inseln zahlreiche Kautschukbäume (Hevea-Arten), die aber noch nicht ausgebeutet werden. Das rechte Ufer ist überall „terra firme"[69]).

Durch die Stromschnellen von Pacú, Yacamí, Tucunaré und Tucáno gelangten wir am 12. September zur Mündung des Q̧ u e r a r ý , des bedeutendsten linken Nebenflusses des Caiarý-Uaupés. Er ist von Stämmen bewohnt, die von ihren Nachbarn den Weißen gegenüber allgemein mit dem Sammelnamen „Baníwa" bezeichnet werden und ursprünglich Aruakdialekte sprachen. Von den einfallenden Kobéua wurden sie unterjocht und nahmen die Sprache der Sieger an. Sie zerfallen in mehrere Subtribus mit besonderen Namen[70]), unter denen die Horde der Yibóya-tapuyo (Riesenschlangen-Indianer) des unteren Q̧uerarý, die von den Kobéua Y u l ắ m a u a , von den Uanána M a χ k á p i n o p o n a[71]) genannt werden, die bedeutendste ist. Ihre nächsten Verwandten sind, wie ich bereits früher auseinandergesetzt habe[72]), die Káua-Maúlieni des oberen Aiarý. Die Yulắmaua bewohnen auch am Caiarý selbst auf einer kurzen Strecke unterhalb der Q̧uerarý-Mündung einige Niederlassungen und scheiden dadurch die Uanána in zwei Abteilungen. Eine große Maloka dieser „Baníwa" auf dem hohen rechten Ufer fanden wir „míra íma"[73]) (ohne Leute). Dagegen trafen wir in einer gegenüberliegenden Hütte einen Mann dieses Stammes mit zwei Uanána-Weibern und einem hübschen Jüngling, der, wie es sich herausstellte, ein Siusí und alter Bekannter von mir aus Puraquí-cuára am Aiarý war. Der Mann war ein langbeiniger, dürrer Kerl mit verkniffenem, wenig Vertrauen erweckendem, rundem Gesicht, niedriger Stirn, vorstehenden Jochbogen, großen, etwas vorquellenden Augen, großem Mund mit schmalen Lippen und lockigem Haar. Er sprach kein Wort Lingoa geral und hatte eine Schambinde aus rotem Baumbast. Schon beim Fest in Carurú hatte ich einen Angehörigen dieses Stammes getroffen, der im Typus auffallend mit diesem übereinstimmte.

---

[68]) Überschwemmungsland.

[69]) Hohes, nicht der Überschwemmung ausgesetztes Land.

[70]) Auf der diesem Bande beigefügten farbigen Völkerkarte sind diese früheren Aruakstämme des Q̧uerarý deshalb mit dem Gesamtnamen „Baníwa" bezeichnet, sprachlich aber der Betóya-Gruppe zugerechnet.

[71]) Beide Namen bedeuten Riesenschlangen-Indianer.

[72]) Vgl. Bd. I, S. 116—117.

[73]) Lingoa geral.

Die Baníwa des Querarý genossen damals einen wenig guten Ruf. Sie hatten einige Jahre vorher einen weißen Händler mit Frau, Kind und einem indianischen Diener, Tukáno vom unteren Caiarý, angeblich aus Habsucht ermordet und ihre Leichen in den Fluß geworfen. Noch zur Zeit meiner Anwesenheit wagten sie nicht, den Caiarý abwärts zu fahren, wenn sie zur Arbeit in die Kautschukwälder des Rio Negro gingen, sondern schlugen mit Überschreitung der Wasserscheide den Umweg über den Aiarý-Içána ein, um der Rache der Tukáno zu entgehen.

Am Uacará-Igarapé, einem rechten Zufluß des unteren Querarý, gäbe es Makú, die im Dienste der Yulámaua stünden. In alter Zeit seien die Uanána

Abb. 35. Beim Einladen des Gepäcks an der Tipiáca-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

ihre Herren gewesen, weshalb sie noch heute zum Unterschied von anderen Boróa (Makú) bei den Kobéua auch Okódyiboróa (Uanána-Makú) heißen.

Der Querarý wurde im Jahre 1891 von Stradelli befahren. Er hat nach der Aussage meiner Indianer fünf große Cachoeiras. Nahe seiner Verbindung mit dem Caiarý bildet er die Piránya-Cachoeira, an der auf dem linken Ufer an der Stelle der ehemaligen Mission „Querarý" eine Maloka der „Baníwa" liegt.

Oberhalb der Querarý-Mündung wohnt in zahlreichen Malokas die zweite Abteilung der Uanána, die ebenfalls den Kapitáma in Carurú als ihren Oberhäuptling anerkennt, wenn auch seine Macht heutigestages nur noch nominell ist. Der ansehnliche Páca-Igarapé, ein linker Zufluß, an dem zwei stark bevölkerte Malokas lagen, war durch ein riesiges Kakurí ganz abgesperrt. Wir kauften eine Menge Fische. Die Bewohner waren großenteils unbeschreiblich häßlich.

Abb. 36. Uanána-Maloka Tipiáca. Rio Caiarý-Uaupés.

Viele sahen krank aus. Ein Alter mit stärkerem Bartwuchs hatte ein wahres Menschenfressergesicht. Bei einer Frau war die eine Pupille ganz weiß und undurchsichtig; der geschwollene Augapfel trat stark hervor. Der Páca-Igarapé kommt von der schroff abfallenden Cupim-uitéra.

Die nächsten Tage brachten schwere Arbeit. Es galt zunächst, die gefährlichen Cachoeiras von Macucú, Nambí und Naná zu überwinden, die fast unmittelbar aufeinander folgen. Niedere, mit Wald bewachsene Kuppen oder jäh aufsteigende, nackte Felsspitzen begleiten fortwährend, besonders auf dem linken Ufer etwas landeinwärts, den Fluß und engen ihn ein, so daß er zwischen riesigen Felsen dahintost. In allen diesen Cachoeiras finden sich zahlreiche Felsritzungen[74]). Den Absturz der Uacú-Cachoeira, so benannt nach zwei flachen Steinen, die in der Form Uacú-Samen[75]) ähneln, umgingen wir mittels eines schmalen Kanals am rechten Ufer. Wir passierten auch die lange, gefährliche Tipiáca-Cachoeira ohne Unfall (Abb. 35) und machten in der großen Uanána-

---

[74]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 52—53, Abb. 23, Taf. 21.

[75]) Wahrscheinlich: Monopteryx Uaucú Spruce. — Aus den Samen wird Öl gepreßt.

Maloka auf dem linken Ufer einen Rasttag, um das Boot auszubessern, das bei der höllischen Fahrt wieder ganz leck geworden war.

Die Maloka lag reizvoll unter hohen Pupunha-Palmen am Ende eines großen freien Platzes auf einer in den Fluß vorspringenden Landspitze, die nicht mit Unrecht den Namen P u s c h u é r a r a p e c ú m a (böse Spitze) führt (Abb. 36).

Der jugendliche Sohn des Tuschaua war ein alter Bekannter von uns. Ich hatte ihn seinerzeit nebst anderen Uanána aus der Umgegend von Tipiáca in Trindade am Rio Negro photographiert[76]). Diese Photographien riefen natürlich lauten Jubel hervor, namentlich, wie in allen Uanána-Malokas, die wir bisher passiert hatten, das Bild des alten, häßlichen Ä m ó (Brüllaffen) vom nahen Abíu-Igarapé, der sich freilich auf der Photographie nicht sehr vorteilhaft präsentierte[77]). Besonders der Tuschaua machte über jedes Bild seine Witzchen, die sich meistens, wie häufig bei alten Herren, stark an der Grenze des Anstandes bewegten und von den anderen ausgiebig belacht wurden (Abb. 37).

Colombianer, die nicht lange vorher hier gewesen waren, hatten sich bestialisch aufgeführt, die bildhübsche Frau meines jungen Freundes mehrere Tagereisen weit mit sich geschleppt und vergewaltigt.

Die Tipiáca-Cachoeira weist eine Menge interessanter Felszeichnungen auf. Zwei davon stellen Maskentänzer dar, die, mit Originalmasken verglichen,

[76]) Vgl. Bd. I, S. 21, Abb. 6. — Indianertypen etc. Lieferung 3, Taf. 48b, 52a, b, 53a, b.

[77]) Vgl. Indianertypen etc. Lieferung 3, Taf. 53b.

Abb. 37. Der Verfasser zeigt Photographien. Tipiáca. Rio Caiarý-Uaupés.

durch die charakteristischen Abzeichen als „Schmetterling“ und „Aasgeier“ zu deuten sind. So wurden sie auch von meinen indianischen Begleitern bestimmt (Abb. 38). Auf einem anderen Felsen waren das Bild eines Maskentänzers und eine menschliche Figur frisch eingeritzt; ein Beweis, daß solche Felszeichnungen noch heute ausgeführt werden[78]).

Abb. 38. Felszeichnungen an der Tipiáca-Cachoeira. Darstellungen von Maskentänzern. Rio Caiarý-Uaupés.

Eine kurze Strecke oberhalb der Tipiáca-Cachoeira fließt dem Caiarý von rechts her der ansehnliche Abíu-Igarapé zu, nach längerer Pause wieder ein echter Schwarzwasserfluß. Fährt man ihn einen Tag aufwärts, so gelangt man zu einem Fußpfad, der in einem Tag zum Páca-Paraná führt, einem Nebenfluß des Papurý, den man in einem weiteren Tag erreichen kann.

---

[78]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 53 ff., Abb. 24, 25, 26, Taf. 22, 23, 24.

Die Tucáno-Cachoeira bereitete uns keine größeren Schwierigkeiten, aber an der kleinen Maloka, die auf dem linken Ufer lag, ließen uns zwei wütende Hunde kaum landen. Sie sahen wie kleine Wölfe aus und waren wegen ihrer Wildheit am ganzen oberen Caiarý berüchtigt. Neben dem Haus befand sich eine Tabakpflanzung, mit gekreuzten Stöcken sorgfältig eingefriedet.

Die Tucunaré-Cachoeira, die wir am 17. September passierten, war von gewaltigen Felsen durchsetzt, zwischen denen wir mit dem halbentladenen Boot nur unter großen Schwierigkeiten und beständiger Gefahr unseren Weg fanden (Abb. 39).

Der Cucúra-Igarapé, der bald darauf von rechts sein schwarzes Wasser in den Hauptfluß ergießt, soll voll Cachoeiras sein. Von ihm aus führt ein Fußpfad, der die folgenden Cachoeiras des Caiarý umgeht, weit flußaufwärts bis gegenüber Macaquinha unterhalb der Cuduiarý-Mündung.

Gegen Abend erreichten wir eine Maloka auf dem rechten Ufer am Ausgang der gefährlichen Taiasú-Cachoeira. Wir trafen hier eine sehr gemischte Bevölkerung, Uanána, Desána und sogar Tukáno vom unteren Fluß, die wahrscheinlich aus irgendwelchen schwerwiegenden Gründen so weit von ihrer Heimat weggezogen waren.

Auf dieser letzten Strecke hatten wir unbeschreiblich unter der Piumplage zu leiden. An den Häusern waren alle Zugänge mit Matten aus Paxiúba-Stäbchen verhängt, und doch hatte man keine Ruhe vor den schmerzhaften Stichen der kleinen geflügelten Quälgeister.

Abb. 39. Tucunaré-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Abb. 40. Taiasú-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Die Taiasú-Cachoeira tost in einer scharfen Krümmung des Flusses, die man auf zwei kurzen Pfaden durch den Wald abschneiden kann. Sie gehört zu den gefährlichsten Stromschnellen des Caiarý. Durch eine größere Insel wird der Fluß in zwei Arme geschieden, von denen nur der rechte zu passieren ist. Hier preßt sich der größte Teil der gewaltigen Wassermasse durch einen schmalen, von unzähligen riesigen Felsblöcken halb versperrten Kanal. Mit der Espia wurde das entladene Boot vom Ufer aus langsam und vorsichtig aufwärts gezogen. José mußte es mit einer Stange beständig abstoßen, damit es nicht von der Wucht der Strömung wider die Felsen geschleudert wurde und elend zerschellte. Mächtige Holzstöße, von Termiten zernagt, lagerten auf den Felsen, Reste von Urwaldriesen, die der Fluß bei Hochwasser fern im Quellgebiet zugleich mit der Barranca losreißt und beim Sinken des Wassers absetzt (Abb. 40). Im linken Arm ragen spitze Klippen aus dem Wasser hervor, in einer Reihe, wie ein Rudel dahinstürmender Taiasú (Wildschweine).

Oberhalb der Cachoeira ist auf der linken Seite eine kleine Lagune, von den Uanána biíro[79]) (Rattenloch) genannt. Sie stehe, sagen die Indianer, durch ein tiefes Loch, durch das in alter Zeit eine große Schlange gekrochen sei, mit dem Páca-Igarapé weit unterhalb in Verbindung, und die Fische benutzten diesen Weg, um von einem Wasser zum anderen zu gelangen. Vielleicht ist diese Sage dadurch entstanden, daß sich in beiden Gewässern Fische finden, die in dem dazwischen liegenden Teil des Flusses nicht vorkommen.

[79]) Oder auch biído, wie überhaupt „d" und „r" im Uanána durcheinandergehen.

Abb. 41. Das Gepäck wird wieder eingeladen. Uaracapurý-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Abb. 42. Uacurauá-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Auf beiden Ufern treten niedrige Höhenzüge und einzelne Kuppen an den Fluß heran. Sie bilden die mehrere Meter hohen Abstürze der Uaracapurý- und Uacurauá-Cachoeira (Abb. 41 und 42), die durch flache Schnellen, Murucutútu, Uarirí u. a., voneinander getrennt sind. Von der Uaracapurý-Cachoeira aus führt ein kurzer Fußpfad zum Querarý. In einem Tag könne man hin- und zurückgehen.

Uaracapurý bildet heute die Grenze des Uanána-Gebietes. Unterhalb des Falles wohnen noch in mehreren kleinen Häusern Uanána, während unmittelbar über der Cachoeira schon die Malokas der Kobéua beginnen. Das eigentliche „Land der Kobéua" aber wird noch heute von Taiasú-Cachoeira an gerechnet. In früheren Zeiten hätten von da an überall Kobéua gewohnt, erst später hätten sich auf dieser ganzen Strecke Uanána angesiedelt und die Kobéua allmählich flußaufwärts zurückgedrängt.

Schon zur Zeit des P. Gregorio (1852-1853) und später unter den Franziskanern (1880-1883) bestand in Uaracapurý unter den Uanána eine Mission, deren Capoeira auf dem linken Ufer am Kopf der Cachoeira deutlich zu sehen war. Nach den amtlichen Berichten zählte die Mission im Jahre 1853 227 Seelen in 24 Häusern[80]).

[80]) Bento de Figueiredo Tenreiro Aranha. Archivo de Amazonas. Manáos 1907. Bd. I, Nr. 3, S. 61.

An dieser geweihten Stätte fanden wir Unterkunft in der Hütte eines älteren Uanána namens Mandú Adam, eines widerlich kriechenden Menschen, der europäische Kultur schon hinreichend genossen hatte. Er sprach gut Portugiesisch und war so kultiviert, daß er Schmidt über Nacht mehrere Wäschestücke stahl, die dieser auf dem Felsen zum Trocknen ausgebreitet hatte.

Die Uanána nennen sich selbst Kótitia und werden von den Tukáno Oχkotíkana, von den Kobéua Okódyiua[81]) und von den Tariána Panumápä genannt. Der ganze Stamm zählt 500—600 Seelen, die sich auf etwa 30 Niederlassungen verteilen. Von den Nachbarn werden unter diesem Stamm einzelne Horden mit besonderen Namen unterschieden. So nannten die Tukáno am Tiquié die Uanána des Abíu-Igarapé zum Unterschied von den Oχkotíkana, den eigentlichen Uanána, Uíroa und gaben mir als eine weitere Horde der Uanána die Niχtísoli an. In der Lingoa geral werden die Uanána des Abíu-Igarapé zum Unterschied von den übrigen Uanána: Uanána-tapuyo (etwa „wilde Uanána“) genannt.

Was den körperlichen Habitus anbetrifft, so haben die Uanána im allgemeinen schmale, lange Schädel von nicht unbeträchtlicher Höhe mit ziemlich weit hinterhauptwärts gerücktem Scheitelpunkt; längliche, nicht sehr breite Gesichter von weicher Modellierung, in denen die schmalen, schlitzförmigen Augen wie verkniffen wirken. Hauptsächlich die unteren Lider scheinen durch ihre sackförmigen Polster diesen Eindruck hervorzubringen. Die Nasen zeichnen sich bisweilen durch die hängende Spitze aus. Der Nasenrücken ist hoch, die Wurzel tief unter die ziemlich gerade Stirn eingesenkt. Das Kinn ist schwach entwickelt; geringer Ansatz zur Prognathie ist vorhanden. Die Ohrläppchen sind fast immer angewachsen. Es sind gedrungene Gestalten von außergewöhnlich entwickeltem Schultergerüst; muskulös;

Abb. 43. Uanána aus Tipiáca.
Rio Caiarý-Uaupés.

[81]) Uanána: kó; Kobéua: okó; Tukáno: oχkó = Wasser.

wohlgenährt (Abb. 27 und 43). Ältere Männer und junge Mädchen neigen häufig zu Fettleibigkeit[82]).

Oberhalb der Uaracapurý-Cachoeira sitzt eine verhältnismäßig starke Kobéua-Bevölkerung. Überall sahen wir Häuser und Kanús mit nackten Insassen. Bei einigen Malokas war die Rindenbekleidung der Vorderwand mit bunten Mustern bemalt. Die Leute waren noch sehr ursprünglich. Ich bemerkte wenig europäische Geräte. In den Ecken lehnten Blasrohre mit umflochtenen Köchern und Bündel langer Giftpfeile, wie ich sie in ähnlicher Ausführung vom Aiarý her kannte. Bei den Männern herrschte die Schambinde aus rotem Baumbast vor. Mehrere Frauen waren nur mit einem kaum handgroßen, viereckigen Schürzchen „bekleidet", das an einer zierlichen Schnur weißer Perlen hing. Beim Stehen und Gehen klemmten sie das Schürzchen zwischen die Oberschenkel, so daß es dicht über der Schamspalte lag und den Eindruck erweckte, als sei es wie die Schambinden der Männer zwischen den Beinen durchgezogen und hinten an der Hüftschnur wieder befestigt. Beim Sitzen, z. B. im Kanú, hing das Schürzchen frei herab. Viele Männer und Frauen trugen fest um die Beine geschnürt, so daß das Fleisch oben und unten hervorquoll, die aus Curauáfasern kunstreich gewebten und mit gelber Tonfarbe überstrichenen Kniebänder, die am Tiquié nur bei festlichen Gelegenheiten angelegt wurden.

Zwei Stromschnellen galt es noch zu überwinden, die Tatú-Cachoeira, die durch eine starke Einengung des Flußbettes hervorgerufen wird, und die flache Mauá-Cachoeira. In der Tatú-Cachoeira, die nur bei Hochwasser ein gefährliches Hindernis bildet, bei niedrigem Wasserstande aber kaum bemerkbar ist, hatten die Colombianer kurz vorher eine Igarité[83]) mit Waren verloren, die sie von Santa Izabel am Rio Negro geholt hatten. Sie hatten schon die Cachoeira passiert, das Boot wieder beladen und am Ufergebüsch vertäut. Da löste sich die Espia, das Fahrzeug geriet in den Strudel und ging auf den Grund. Die ganze Last war verloren. Die Mannschaft rettete sich weit unterhalb in einem Remanso durch Schwimmen.

Auch hier waren die Colombianer nicht gut angeschrieben. In allen Malokas klagte man über sie. Ein hübscher Kobéua mit reichem Silberschmuck um den Hals, der in einer Bucht fischte, zitterte vor Angst, als wir ihn herbeiriefen. In einem kleinen Haus floh ein Jüngling bei unserem Eintritt rasch durch die Hintertür. Ein anderer kam erst auf Josés Zureden und auf unsere Versicherung, daß wir keine Colombianer wären, zitternd und fahl vor Entsetzen hinter einer Wand hervor.

[82]) Vgl. Indianertypen etc. Lieferung 3.

[83]) Große Montaría.

Wir fuhren an den Capoeiras der alten Missionsdörfer Macaquinha auf dem linken und Micurigarapáua[84]) auf dem rechten Ufer vorüber und lenkten am Nachmittag des 21. September in den Cuduiarý ein.

[84]) Beide Missionsdörfer bestanden schon zur Zeit des P. Gregorio. Micurigarapáua zählte damals (1852) nach den amtlichen Berichten 50 Einwohner (Kobéua) in 8 Häusern. — Unter den Franziskanern (1883) hatte jedes dieser beiden Dörfer etwa 20 Einwohner in 2 Häusern. Micurigarapáua ist der westlichste Punkt am Caiarý-Uaupés, den der englische Naturforscher Alfred Russel Wallace erreichte. Er weilte dort im März 1852 vierzehn Tage lang, um zoologisch zu sammeln. — Sein Freund, der Botaniker Richard Spruce, kam im Jahre 1853 nur bis Yauareté. Vgl. A. R. Wallace: Travels on the Amazon and Rio Negro. II. Edition. London 1889. p. 246—250. Richard Spruce: Notes of a Botanist on the Amazon and Andes. London 1908. vol. I., p. 317—342.

V. Kapitel.

Zum Quellgebiet des Caiarý-Uaupés und zurück zum Cuduiarý. Die Hianákoto-Umáua.

Der untere Cuduiarý. Freundlicher Empfang in Namocolíba. Primitive Zeichner. Ziernarben. Kobéuasprache. Die Bewohner von Namocolíba eine Familie. Ehrende Anreden. Die Koróa. Bemalung der Tanzstäbe. Starker Verkehr auf dem Cuduiarý. Maloka Surubiróca. Die Kobéua und ihre Unterabteilungen. Die Bahúna und Mălapóóua. Steinbeilklingen. Frühere Makú. Engagement der Ruderer. Vorausbezahlung und Schulden. Der stolze Kobéua. Schmidt als Familienvater. Kaschirí. Colombianer-Massacre. Langweilige Unterhaltung und strenge Etikette. Fang der Saúba-Ameisen. Abreise. Situation der Strecke vom Cuduiarý bis zur Yuruparý-Cachoeira: Cachoeiras, Gebirge, Zuflüsse, schwache Bevölkerung. Die Uaíana. Die Pialáua. Der vorwitzige Tuschaua. Der Stotterer. Die Uásöna und ihre Sprache. Purupurú. Schikitáya. Ausreißer. Die Ihoädóuö. Die Umáua. Zweites Colombianer-Massacre. Abenteuer mit einem Jaguar. Yuruparý-Cachoeira. Gespensterfurcht. Krankenkur. Renitenz der Mannschaft. Situation der Strecke von der Yuruparý-Cachoeira bis zum Uaruá-Lago: Pacarão-Cachoeira, weißes und schwarzes Wasser, Zuflüsse und Seen, keine Indianer, Reichtum an Wild und Fischen, Matamatá-Schildkröte, Giftschlange Surucucú, keine Stechmücken. Indianerfamilie auf Reisen. Skorpionstich. Heimweh der Leute. Bei den Colombianern. Ein peinlicher Augenblick. Verbindungen zwischen Caiarý-Uaupés, Apaporís und Guaviare. Die Quellen des Caiarý. Karaibenstämme. Carijona. Hianákoto. Tsahátsaha. Heimat, somatische Verhältnisse, Tracht, Anthropophagie der Umáua. Nachbarstämme. Kauyarí. Uitóto. Hunger und Krankheit. Zusammentreffen mit dem Colombianerchef Raphael Tobar. Kauílimu mit dem schlechten Gewissen. Tapirjagd. Unmäßigkeit der Indianer. Die Macht des Alkohols. Rückkehr nach Namocolíba.

Der Cuduiarý ist an seiner Mündung höchstens 40—50 m breit und hat hier klares, braunes Wasser, das mehrere Grad kühler ist als das Wasser des Caiarý. Beide Ufer sind Igapó. Die dunkle Färbung des Wassers rührt von einem kleinen Igarapé her, der nahe der Mündung dem Cuduiarý von links zufließt. Wenn man diesen Igarapé eine kurze Strecke aufwärts fährt, gelangt man zu einem Fußpfad, der in $1\frac{1}{2}$ Tagen zum Querarý führt. Oberhalb dieses Nebenbaches ist das Wasser des Cuduiarý hellgrün durchsichtig, viel klarer als das Wasser des Caiarý in dieser Gegend.

In der Kobéua-Maloka Namocolíba an dem gleichnamigen Estirão[85]), wo wir nachmittags ankamen, wurden wir freundlich empfangen. Offenbar

[85]) namokolíba setzt sich zusammen aus den beiden Kobéua-Wörtern: namőlö (ein sehr kleiner Fisch, in der Lingoa geral uarakapurí genannt) und kolíba (lange, gerade Flußstrecke, portug.: estirão).

Abb. 44. Bleistiftzeichnungen des Kobéua Ualí:
Affenjagd und Fischeschießen. Rio Cuduiary.

war man schon genau über uns unterrichtet. José-Kádyu, der seine Rolle als Impresario wohl erfaßt hatte, tat alles, damit wir von seiner eigentlichen Heimat einen möglichst guten Eindruck bekämen. Er stammte aus einer jetzt eingegangenen Maloka eine Tagereise flußaufwärts und war hier wohlbekannt. Es waren liebenswürdige, unverdorbene Menschen ohne jede Scheu. Bald wurden wir gute Freunde. Wir balgten uns mit den jungen Männern herum, scherzten mit den Frauen und Mädchen, spielten mit den kleinen und kleinsten Kindern. Selbst die mannigfachen Haustiere, Hunde, Affen und Papageien, waren bald so zutraulich zu uns, als wenn wir zur Familie gehörten. Als ich einem jungen Manne meine Taschenuhr an das Ohr hielt, war er über das „Tick-tack" sehr erstaunt und beschrieb es den anderen. Nun wollten alle das merkwürdige „Tick-tack" hören. Auch die jungen, hübschen Frauen und Mädchen kamen furchtlos herbei, und Großmutter strich ihnen das starke, schwarze Haar von den Ohren, damit ich die Uhr dicht anlegen konnte und ihnen nichts von den seltsamen Tönen entging. Als ich ihnen den Zweck der Uhr, so gut ich es konnte, erklärt hatte, gaben sie ihr den Namen „a u i y á" (Sonne); ein Beweis für ihre richtige Auffassung.

Ich ließ sie mit dem Bleistift in das Skizzenbuch zeichnen, für ein halbes Päckchen Tabak die Seite. Zwei bis drei Männer waren stets eifrig bei der Arbeit. Das Skizzenbuch lag auf einem meiner Koffer. Zwei dieser primitiven Künstler hockten auf niedrigen Schemeln, krumm wie Fragezeichen, die Nase beinahe auf dem Buch, und zeichneten gleichzeitig auf dasselbe Blatt, der eine von rechts, der andere von links. Andere hockten dabei und gaben ihnen unaufgefordert gute Ratschläge. Einer, namens Ualí (Acaráfisch), zeigte besondere Begabung für lebendige Darstellungen, die bisweilen nicht eines gewissen Humors entbehrten. Unter anderem zeichnete er mir, wie die Kobéua jagen und Fische schießen (Abb. 44). Zwei Indianer, a und b, schießen mit dem Blasrohr auf kleine Affen (macaquinhos), die an einer Liane in die Höhe klettern. Der Schütze, a, hat den Köcher am Arm hängen, während ihn b an einer Schnur um den Hals auf dem Rücken trägt. In den Köchern stecken eine Anzahl Giftpfeilchen. Ein anderer Indianer, d, schießt mit dem Bogen Fische, e, f, g, die an der charakteristischen Form und Hautzeichnung als Sorubim, e, Pacú, f, und Uiuarána, g, kenntlich sind. Als besonders charakteristische Merkmale sind von dem Zeichner hervorgehoben: das Mundstück des Blasrohrs, die beiden Widerhaken des Fischpfeils, die lanzettförmigen Blätter, die runden Früchte und das Luftwurzelbündel der Liane und die Bartfäden des Sorubim, einer Welsart. Bei dem Schützen, d, und den beiden Affen sind die Rippen, bei dem Fisch, f, die Gräten zu sehen; eine Eigentümlichkeit vieler

indianischer Zeichnungen. Das Auge ist bei den menschlichen Figuren stark betont, da es beim Schießen eine große Rolle spielt. Dem primitiven Künstler kommt es nicht darauf an, beide Blasrohrschützen, die er sich doch in Wirklichkeit auf derselben Ebene stehend denkt, fast rechtwinklig zueinander zu zeichnen, um ihren verschiedenen Standpunkt zu der Liane und den Affen zur Anschauung zu bringen[86]).

Auch Masken zeichneten sie sehr sorgfältig mit den entsprechenden Mustern. Dabei bedienten sie sich zum Ziehen der geraden Linien kleiner Lineale aus geglätteten Palmholzstäbchen, ähnlich wie beim Bemalen der wirklichen Masken[87]).

Abb. 45. Kobéua-Familie. Zauberarzt Pauákö von Namocolíba. Rio Cuduiarý.

Einige Männer in Namocolíba trugen ebensolche runde, eingebrannte Ziernarben auf den Armen, wie ich sie schon bei den Stämmen am Tiquié gesehen hatte[88]).

Das Kobéua des Cuduiarý ist mit dem Kobéua, das ich bei den Káua am oberen Aiarý aufgenommen habe, identisch, wenn man von kleinen dialektischen Unterschieden absieht und von manchen Aruakwörtern, die das Aiarý-Kobéua übernommen oder beibehalten und kobéua-gemäß umgebildet hat. Das Kobéua gehört zur Betóyagruppe, ist aber dem Tukáno nur entfernt verwandt.

Die Maloka Namocolíba lag auf einem freien, sehr sauber gehaltenen Platz am rechten Ufer des Cuduiarý, das in steiler Barranca aus rotem Lehm aufstieg. Der Fluß hatte hier eine Breite von 47 m. Die Tiefe betrug in der Mitte 6,20 m, 3 m vom linken Ufer entfernt 5,80 m, 3 m vom rechten Ufer entfernt 5 m. Die Bewohnerschaft bildete e i n e Familie und zählte mit Frauen und Kindern achtzehn Seelen. Das Oberhaupt der Familie, Mianíkö, und seine Frau hatten drei verheiratete Söhne, Mianíkö, Pauákö und Ualí, und eine Tochter

---

[86]) Vgl. mein Buch: Anfänge der Kunst im Urwald. Berlin, 1905. S. 47. Taf. 46. Vgl. auch die Tafeln 43, 45, 54, 56 von der Hand desselben Zeichners.

[87]) Sie benutzen dabei Lineale aus den Blattstengeln der Miritipalme. Vgl. Bd. I, S. 118.

[88]) Vgl. Bd. I, S. 322 und Indianertypen, Lieferung 2, Taf. 23b, 30a, b, 37b.

von etwa zehn Jahren. Nur Pauákö hatte ein reizendes Töchterchen von etwa 1½ Jahren (Abb. 45). Außerdem lebten hier die alte Mutter des Tuschaua, sein jüngerer Bruder Ölá in kinderloser Ehe und zwei verheiratete Söhne seines verstorbenen älteren Bruders, Naháukö und Yamápola, von denen der erstere ein Söhnchen von etwa ¾ Jahren besaß, der letztere, der kaum dem Jünglingsalter entwachsen war, schon Aussicht auf Nachkommenschaft hatte. Die Frauen gehörten folgenden Stämmen an: vier Kolätalapöáuö („Baníwa"-Stamm des oberen Querarý mit Kobéuasprache)[89]), zwei Yulámaua[90]), eine Hölóua („Baníwa"-Stamm des oberen Cuduiarý mit Kobéuasprache) und eine Uaíana vom oberen Caiarý.

Als Gäste weilten in Namocolíba ein Bahúna vom oberen Cuduiarý mit seiner vollkommen nackten Frau und seinem nackten Töchterchen. Der Mann war ein schöngewachsener Indianer von schlankem Körperbau, mit länglichem, sehr regelmäßigem, sympathischem Gesicht und feingebogener, schmaler Nase. Das schlichte Haar trug er lang bis auf den Nacken. Die Leute wollten hier Farinha und Mandióca holen, die am oberen Cuduiarý nicht angebaut und durch Mais ersetzt wird.

Wie überall in Nordwestbrasilien, so gibt man auch am Cuduiarý jedem älteren Manne, besonders dem Ältesten einer Maloka, in der Lingoa geral die ehrende Bezeichnung Tuschaua. Daher hat jede Niederlassung ihren Tuschaua, ohne daß dieser zugleich ein Häuptling zu sein braucht. Die Kobéua ehren jeden älteren Mann, einerlei, ob er mit ihnen verwandt ist oder nicht, mit der Anrede: „hipákö" oder „pākö" („mein Vater, Oheim"). Jede ältere Frau reden sie an: „hipáko" oder „pākó" („meine Mutter, Tante")[91]). Zum Vater sagen die Kinder gewöhnlich: „bádyö" („Papa"), zur Mutter: „bá" („Mama"). Ähnlich ist es in allen anderen Dialekten der Betóyagruppe. Die Anrede zwischen ungefähr gleichalterigen Personen ist: „pákumö, pákumo", was unserem „Gevatter, Gevatterin" entspricht.

Am 23. September fuhren wir weiter Cuduiarý aufwärts und kamen nach einer Stunde zu einer Maloka der Korokoró-tapuyo[92]), die auf dem rechten Ufer

[89]) Die Uanána nennen diesen Stamm: Böχsőlitapalänoa.

[90]) Oder Yulámapalamänā.

[91]) Für „(mein) Vater" und „(mein) Vaterbruder" haben die Kobéua in ihrer Sprache nur eine Bezeichnung: „hipākö" oder „pākő"; ebenso für „(meine) Mutter" und „(meine) Vaterschwester": „hipāko" oder „pākó"; — „(mein) Mutterbruder" und „(meine) Mutterschwester" dagegen heißt: „hipálimō" resp. „hipálimo".

[92]) korokoró bezeichnet in der Lingoa geral den grünen Ibis. Es ist ein onomatopoëtischer Name, von dem eigentümlichen Ruf dieses Wasservogels hergenommen, daher auch die Ähnlichkeit mit dem Kobéuawort.

Abb. 46. Tanzstäbe der Koróa. Rio Cuduiarý. $^1/_{11}$ nat. Gr.

etwas landeinwärts an einem Igarapé mit schwarzem Wasser lag. Die Koro-koró-tapuyo (Ibis-Indianer), die sich selbst Koróa nennen, sind eine Unterabteilung der Kobéua mit derselben Sprache. Sie seien vorzeiten vom oberen

Abb. 17. Tanzstäbe der Koróa. Rio Cuduiarý. ca. 1/10 nat. Gr.

Querarý eingewandert und bildeten eine Nation mit dem Kobéuastamm der Bióua, der noch heute am Pirá-putão, einem Quellfluß des Querarý, wohne. Der Häuptling der Bióua sei zugleich Kapitáma der Koróa. Im Typus unterschieden sich diese Koróa nicht unwesentlich von den Kobéua des unteren Cuduiarý. Sie waren durchschnittlich kleiner und zierlicher gebaut und erinnerten durch ihre feingeformten Nasen mit der etwas hängenden Spitze an die Bará des Alto Tiquié[93]). Ein junger Mann hatte unverhältnismäßig lange

[93]) Vgl. Bd. I, S. 333—334.

Unterschenkel, was besonders beim Hocken auf den niedrigen Schemeln komisch wirkte.

Wir blieben hier bis zum nächsten Morgen und kauften eine Menge Tanzstäbe aus Ambaúvaholz, die mit mannigfachen Mustern, Menschen- und Tierfiguren in Schwarz und Rot zierlich bemalt waren. (Abb. 46 und 47.) Um die Bemalung haltbar zu machen, mischt man die Farben, Topfruß und Urucú- oder Carayurúrot, mit dem klebrigen Saft des Caránya-Baumes, den die Kobéua *tibäkö* nennen. In dieser Mischung wird das Carayurú auch zur Tupfenbemalung der Frauen und Kinder als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet. Zur Maskenbemalung ist der Carányasaft nicht zu gebrauchen, da er zu dickflüssig ist. Statt dessen nimmt man die weiße Milch des Baumes[94]), der den Tururí-Bast liefert.

Zwei Stunden flußaufwärts lag auf demselben Ufer eine zweite Maloka der Koróa, die aber zurzeit nur von einem alten Weib bewohnt wurde. Der Cuduiarý ist stark bevölkert. Jeden Augenblick begegneten uns vollbesetzte Kanús, die zum Teil auf der Innenseite mit weißen und gelben Mustern, Strichen und Punkten, bemalt waren. Ein Ruder trug auf dem Blatt in roter Farbe eine menschliche Figur mit aufgerichtetem Phallus. Eine junge, bis auf das Bastschürzchen nackte Frau, die mit zwei Kinderchen in kleinem Kanú allein flußaufwärts fuhr, schwatzte längere Zeit mit meinen Leuten. Sie war sehr redegewandt und erzählte ein langes und breites von einem Indianer, der wenige

[94]) Spatha fibrosa Manicariae.

Abb. 48. Kobéua-Maloka Surubiróca. Rio Cuduiarý.

Tage vorher von einem Jaguar angefallen worden war, ihn aber mit der Axt totgeschlagen hatte. Während wir frühstückten, erschienen mehrere Boote mit rotbemalten Männern und Jünglingen, die sich zu einem Kaschirífest am Querarý begeben wollten. Schon von ferne hatten wir sie lustig plaudern und Flöte blasen gehört. Sie baten sich von uns einen Feuerbrand aus und fuhren weiter.

Wir übernachteten in der mit bunten Mustern und Fratzen bemalten Maloka Surubiróca oder, wie sie die Kobéua nannten, Kulídikölámi[95]) auf dem linken Ufer (Abb. 48). Hier wohnten drei Brüder mit ihren Familien, auf-

Abb. 49. Kobéua (Hähänaua), Zauberarzt von Namocolíba. Rio Cuduiarý.

fallend muskulöse Gestalten von ganz anderem Typus als die Kobéua, die wir bis jetzt gesehen hatten.

Der Stamm der Kobéua oder Hähänaua, wie sie sich selbst bezeichnen, zerfällt in eine Anzahl Unterhorden mit verschiedenen Namen und zum Teil von sehr verschiedener Abstammung. Als eigentliche Hähänaua gelten nur die Bewohner von Namocolíba und je einer Maloka ober- und unterhalb. Ihr Typus ist sehr einheitlich und zeichnet sich aus durch

[95]) Beide Namen bedeuten: „Haus des Sorubim-Fisches“.

breites, offenes Gesicht, das bisweilen leicht prophatnisch wirkt, wohlentwickelte Stirn, hohe Nase mit nur wenig hängender Spitze und straffes Haar (Abb. 49). — Die Leute von Surubiróca und einer naheliegenden Maloka werden Pápulihähänaua genannt. Es sind Nachkommen von Tukáno, die vorzeiten vom Papurý, worauf ihr Name hindeutet, eingewandert und hier zu Kobéua geworden sind. Ihre Abstammung können sie nicht verleugnen. Mit ihren gedrungenen Gestalten, den breiten, derben Gesichtern und vor allem dem stark gewellten, fast lockigen Haar fielen sie mir und Schmidt sofort durch ihre Ähnlichkeit mit den Tukáno des Tiquié auf, bevor wir ihre Vorgeschichte kannten (Abb. 50). — Im Quellgebiet des Querarý gibt es einen kleinen Stamm, der Abóχöhähänaua genannt wird[96]). — Die Kobéua von Uaracapurý heißen Ólobahähänaua, und die Kobéua oberhalb dieses Falles Uálaliua[97]).

Von den Tariána werden die Kobéua Yepásana genannt, von den Uanána Buísämaχka.

Der Name „Kobéua" ist unzweifelhaft ursprünglich ein Spottname, der ihnen von den Nachbarn gegeben worden ist, wahrscheinlich von ihren alten

[96]) Die Uanána nennen diesen Stamm Uaχtíkuχtipinoa.

[97]) Von den Uanána wird dieser Stamm Diádäitoa genannt.

Abb. 50. Kobéua (Pápulihähänaua) von Surubiróca. Rio Cuduiarý.
(Der Zweite von links ist ein Koróa.)

Feinden, den Aruakstämmen, ähnlich wie „Karútana" oder „Korekarú" für die Bewohner des unteren Içána und, ähnlich wie diese letzteren Namen, hervorgerufen durch die auffallende Gewohnheit dieser Indianer, das Verneinungswort „köbäuö" („nicht, nein") in ihrer Sprache sehr häufig anzuwenden.

In Surubiróca zeigte sich mein José-Kádyu wieder von seiner zivilisierten Seite. Statt des einheimischen Kobéua, seiner Muttersprache, gebrauchte er bei der Unterhaltung mit dem Tuschaua die Lingoa geral. Wahrscheinlich hielt er dies für vornehmer. Ebenso hatte er es schon in einigen Kobéua-Malokas am Caiarý gemacht.

Über dem Querbalken der mittleren Hauspfosten hingen einige Peitschen, mit Bast umwickelte Gerten, wie sie am Aiarý beim Yuruparý-Fest gebraucht werden[98]). In einer Ecke fand ich vier ganz neue, fein bemalte Maskenkörper zu Säcken verarbeitet, die zum Aufbewahren von Baumwolle, Kalabassen und anderem Kram dienten. Vor einiger Zeit war das Söhnchen des Tuschaua gestorben. Die Maskenfragmente stammten von der Totenfeier. Ich erwarb eine wohlerhaltene Steinbeilklinge. Zwei andere hatten die Indianer leider in kleine Stücke zerklopft und als Klappern für die Rassellanzen verwendet[99]).

Zwei Stunden Fahrt brachten uns von hier aus nach Túibö, der ersten Maloka der Bahúna auf dem linken Ufer, einem etwas liederlich gebauten Haus, dessen Vorder- und Rückwand nur mit Palmstroh bekleidet waren. Auch die Sauberkeit im Innern ließ viel zu wünschen übrig, im Gegensatz zu den Malokas der Kobéua, in denen peinliche Ordnung und Reinlichkeit herrschen.

Kaum hatten wir die offiziellen Begrüßungsreden und die Bewirtung hinter uns, da kamen einige Jünglinge und meldeten, daß „in der Nähe" ein großes Rudel Taiasú im Walde wäre. Sofort setzten wir uns in Trab, eine lange Reihe Jäger, einige Vorderlader, mehrere Bogen mit Giftpfeilen und unsere beiden Winchester. Die „Nähe" war sehr weit, und der Marsch durch den stachligen und verwachsenen Sumpfwald für unsere nackten Füße äußerst beschwerlich. Wir durchquerten zwei Pflanzungen. Von einigen nackten Weibern, die Mandióca steckten — die „Mandióca-Grenze" sei weiter flußaufwärts —, wurden wir freundlich begrüßt. Wir fanden auch die breite Fährte der Schweine, wo sie einen Igarapé durchsetzt hatten, kehrten aber nach längerem Suchen „panéma" zurück. Die Schwarzkittel waren schon über alle Berge, und der Schweinebraten war uns diesmal am Munde vorbeigegangen.

Nachmittags kamen eine Anzahl Kanús mit Bahúna und Mālapöóua, Männern, Weibern und Kindern, aus der stark bevölkerten Umgegend. Sie

[98]) Vgl. Bd. I, S. 114, 187 ff., Abb. 112.

[99]) Vgl. Bd. I, S. 343—345, Abb. 219, 220, 221.

Abb. 51. Handel mit den Bahúna. Rio Cuduiary.

hockten bis zum Abend bei uns am Hafen (Abb. 51). Sie brachten einiges zum Verkauf, Lebensmittel, ein halbes Dutzend Steinbeilklingen, Halsketten aus Samen und Tierzähnen und mehrere Bälge des Felsenhahns[100]), den die Brasilianer g a l l o d a s e r r a nennen, und der mit seinem orangefarbenen Gefieder zu den prächtigsten Vögeln des höhergelegenen Tropenwaldes gehört. Auch der junge Bahúna, der den Kampf mit dem Jaguar bestanden hatte, stellte sich vor. Er bot die Zähne zum Verkauf an und zeigte mir eine böse Wunde unter dem Fußknöchel, die ihm die Bestie mit den Krallen geschlagen hatte. Nach der Größe und Abnutzung der Zähne, von denen der eine hohl war, zu urteilen, mußte es ein riesiges und altes Tier gewesen sein. Den Kadaver mit dem Fell hatte er leider in den Fluß geworfen.

Die meisten Steinbeilklingen, die ich hier erwarb, haben die am Caiarý-Uaupés gewöhnliche Axtform mit abgestumpftem Bahnende, zwei Einschnitten zu beiden Seiten oder auch einer leichten, umlaufenden Schäftungsrille. (Abb. 52.) Zwei davon (die beiden ersten der vorletzten Reihe) weichen erheblich von diesem Typus ab. Sie sind flacher, nahe dem schmalen Bahnende mit zwei Schäftungseinschnitten versehen und an beiden Enden stark abgerundet, so daß bei dem kleineren Exemplar der breite Schneidenteil fast kreisförmig ist. Die Form erinnert an prähistorische Steingeräte aus Venezuela und Westindien. Beide Klingen sind verwittert und offenbar sehr alt.

Während die Steinbeilklingen bei den Uanána t á k u m a oder t á k o m a (Steinaxt)[101]) heißen, nennen sie die Kobéua a b ó χ ö h o a i k ö oder auch a b ó χ ö h o a i d ö[102]) (Dämonsaxt), entsprechend unserem „Donnerkeil"; ein Beweis, wie lange schon die Kobéua europäische Eisenäxte im Gebrauch haben.

Eigentliche Bahúna oder, wie die Kobéua sagen, B a h ó k ö o a sind nur die Bewohner von Túibö und den umliegenden Häusern. Die Malapóöua, die weiter flußaufwärts wohnen, sind eine Unterhorde von ihnen. Beide Stämme werden von den Kobéua gewöhnlich ohne Unterschied Bahóköoa genannt oder einfach B o l ó a („Makú"). Sie sollen früher eine andere, „sehr häßliche" Sprache geredet haben und angeblich erst von den Kobéua gezwungen worden sein, ihr unstätes Wanderleben aufzugeben und seßhaft zu

[100]) Pipra rupicola.

[101]) Seltener hört man die volle Form: tâkakuma; von tâka = Stein und kumá = Axt.

[102]) Beide Formen werden gleichmäßig gebraucht; auch hört man: abóχöhoäikō oder abóχōhoäidö. — abóχökō = Dämon; hoaikő = Axt.

Abb. 52. Steinbeilklingen vom Rio Caiarý-Uaupés. ca. $^{1}/_{4}$ nat. Gr.
(Die vier ersten Klingen der untersten Reihe stammen von Tanzinstrumenten Tschiuaíaχpu. Vgl. Bd. I. Abb. 225.)

werden[103]). Heute betrachten sich natürlich alle als echte Kobéua, sprechen auch nur noch diese Sprache und hören sich mit ihren eigentlichen Hordennamen ungern nennen. Auch mein José, der sich stolz Kobéua genannt hatte, war seinem Stamme nach ein Bahúna. Die wirklichen Kobéua sehen mit souveräner Verachtung auf diese Nachbarn, die sich von ihnen durch gröbere, bisweilen geradezu „semitische" Typen und häufig mangelhafte Körperproportionen unterscheiden, herab, wenn sie es ihnen gegenüber als höfliche Leute auch nicht merken lassen (Abb. 53).

Abb. 53. Bahúna von „semitischem" Typus. Rio Cuduiarý.
(Unter der Hüftschnur eingeklemmt trägt er wohlriechende Barábläter.)

Um die Maloka Túibö fanden sich die Reste eines Grabens, verfallen und vom Gestrüpp überwuchert; „aus sehr alter Zeit", sagten die Indianer. Derartige Gräben seien noch an mehreren anderen Stellen am Cuduiarý vorhanden.

Mit Hilfe Josés engagierte ich hier fünf junge Leute für die Weiterreise Caiarý aufwärts. Schmidt sollte sie später abholen, da ich mich vorher noch einige Zeit in Namocolíba aufhalten wollte. Alle bekamen einen Teil ihres Lohnes vorausbezahlt, Waldmesser, Frauenkämme, Perlen, Streichhölzer und andere Sachen.

[103]) Vielleicht wurden sie schon von den Aruakstämmen, die zuerst als Eroberer in diese Gegenden kamen, unterworfen und seßhaft gemacht.

Auch meine Ruderer hatten mit den Bahúna Handelsgeschäfte gemacht. Einer hatte ein Blasrohr nebst Köcher gekauft, ein anderer einen jungen, zahmen Barrigudo-Affen, ein allerliebstes Tier mit dichtem, weichem, graubraunem Pelz und schwarzen Augen. Im Gegensatz zu anderen Affen ist der Barrigudo anständig, zutraulich und nicht bissig. Die Bezahlung erfolgte in beiden Fällen erst später gelegentlich. So ist der Indianer an das Vorausbezahlen und Schuldenmachen, wie es auch bei den Kautschuksammlern Sitte ist, von seinem eigenen Tauschhandel her gewöhnt[104]).

Beim Abfahren fehlte mein großes Waldmesser, das mich bereits am Xingú (1899) begleitet hatte. Auf ein sehr energisches Verhör hin, das Schmidt unter den Knaben anstellte, tauchte einer in den Fluß und holte das Messer herauf. Er und ein anderer kleiner Halunke, die sich den ganzen Tag beim Boot herumtrieben, hatten es auf diese schlaue Weise zu stehlen versucht.

Wir blieben die Nacht in Surubiróca. Der dortige Tuschaua war anfangs gekränkt. Er sagte, er hätte die Absicht gehabt, mich mit Kobéua-Ruderern bis zu den Umáua zu bringen, aber jetzt hätte ich ja schon Bahúna engagiert, und „mit diesen Leuten" führe er nicht! Schließlich brachte ich ihn doch dazu, daß er einwilligte, mich als Pilot zu begleiten. Ein kräftiger, junger Bursche vom Stamme der Koróa schloß sich noch an. Auch diese beiden erhielten große Vorausbezahlung in Tauschwaren.

Der Tuschaua war selbst schon bei den Umáua gewesen und kannte die dortigen Gegenden genau. Als Stämme mit Umáuasprache, die am Macáya wohnten, nannte er in der Lingoa geral die Uirauasú-tapuyo (Geier-Indianer) und die Pirá-tapuyo (Fisch-Indianer). Die Umáua tanzten „mit schlechten Kangatáras" auf dem Haupt und schlügen dazu kleine Felltrommeln. José kannte vom Hörensagen ein paar Tanzlieder:

„mánalí mánalí hő-hö-hő—hő"
„tsämátse märú tsämátse märú
hő-hö-hő—hő"[105]).

Schließlich gaben mir die beiden einige Umáua-Wörter an, aus denen sich

Abb. 54. Mialáua. Rio Caiarý-Uaupés.

[104]) Vgl. Bd. I, S. 32 ff.

[105]) Es sind eintönige Wiederholungen ein-

die Zugehörigkeit dieser Sprache zur Karaibengruppe mit Sicherheit ergab: máku = Affe, arími = Barrigudo-Affe, matschíuli = Tapir, uóto = Wildschwein, akúli = Agutí, kaikutschí = Jaguar, u. a.

Außer dem Barrigudo-Affen hatten wir in Túibö ein kleines, nacktes Indianermädchen als Passagier an Bord genommen, eine Waise. Einer meiner Ruderer, der Tuschaua von Uaracapurý, wollte das Töchterchen seines verstorbenen Bruders in seine Heimat führen. Das niedliche Ding mit einem Japanergesichtchen saß während der Weiterfahrt bei uns unter der Tolda und aß Bananen. Es wurde rasch zutraulich, besonders zu Schmidt, der ein großer Kinderfreund, geborener Familienvater, war. Gegen Abend wurde es müde und fing an zu weinen. Schmidt nahm es auf den Arm, worauf es sich bald beruhigte und einschlief. Er wollte es auf eine Decke betten, doch es erwachte und weinte von neuem. So saß der lange, gute Kerl starr und steif unter der niedrigen Tolda, aus Besorgnis, er könnte sein Pflegekind wecken, das die dicken Ärmchen um seinen Hals geschlungen hatte und fest schlief. So saß er noch nach einer halben Stunde. Die Beine schliefen ihm ein, aber er rührte sich nicht. Von der Nachtkühle erweckt, wurde die nackte Kleine unruhig, und Schmidt war verzweifelt, bis ein Kobéua-Ruderer dem Kinde zusprach: „Obáhako mipákö daíbi!" („Weine nicht, dein Onkel kommt!"). — Wie sagt doch Wilhelm Busch so treffend?: „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr!" —

Lange nach Sonnenuntergang kamen wir in Namocolíba an. Schmidt trug sein Pflegetöchterchen, das sich wieder fest an ihn geklammert hatte, hinauf in die Maloka. Als die Weiber es nehmen wollten, schrie es fürchterlich, bis sein Onkel kam.

Noch spät in der Nacht ging Schmidt mit unserer Laterne im Haus herum, leuchtete in jede Wohnungsabteilung hinein — besonders bei den jungen Ehepaaren — und sagte unter immer wieder erneutem Jubel auf Kobéua „Gutenacht": „Naína haláuö!" —

Zwei Tage später gab Ólá, der jüngere Bruder des Tuschaua, ein kleines Kaschirí. Unter den Gästen, Koróa und Kobéua, befand sich ein M i a l á u a, ein kräftiger Kerl mit wildem Gesicht, von einer kleinen Horde mit Kobéuasprache, die angeblich nur aus vier Familien bestand und unterhalb der Yuruparý-Cachoeira eine Maloka bewohnte (Abb. 54). Er erzählte mir treuherzig, daß er

---

zelner Worte mit gleichbleibendem Refrain; Aufzählung von Gegenständen, die beim Tanz irgendeine Rolle spielen.

„m a n ä l í" heißt im Umáua „Tanzweise". — Die zweite Strophe ist ganz unverstanden. Wie ich später von den Umáua selbst erfuhr, muß es heißen: „hanádzämälú hanádzämälú he-he-hé — hé". — „h a n á d z ä m ä l ú" bezeichnet „Ohrgehänge, Ohrschmuck".

einer der Indianer sei, die wenige Monate vorher einige Colombianer beim Passieren der Yuruparý-Cachoeira erschlagen hätten, nachdem diese zuerst einen Kobéua erschossen, Weiber weggenommen und vergewaltigt hatten. Seinem Bruder hätten die Colombianer bei dieser Gelegenheit eine Kugel durch den Arm geschossen. Er sei noch krank.

Nachmittags, als sich die Stechmücken etwas verzogen hatten, setzten wir uns vor das Haus und zechten dort weiter. Ich wollte dem Tuschaua, der neben mir auf einem Schemel saß (Abb. 55), eine Kalabasse mit Kaschirí kredenzen und tat dies nach der Sitte der Aiarý-Indianer, indem ich unter

Abb. 55. Beim Kaschirí in Namocolíba. Rio Cuduiarý.

„má-má-má-má"-Geschrei mit eingeknickten Knien in Schlangenlinien auf ihn zulief. Er nahm die Kalabasse nicht an, bis ich zuerst daraus getrunken und sie dem Gastgeber zurückgegeben hatte, der sie ihm dann zum Trinken reichte. Offenbar hatte ich einen groben Verstoß gegen die Etikette begangen; doch belachte man meinen Witz mehr, als er es verdient hatte.

Sonst war die Unterhaltung ebenso langweilig, wie überall am Caiarý-Uaupés bei kleinen Kaschirí. Mit eintöniger Stimme erzählte einer, während die anderen stets die Schlagwörter drei- bis viermal in erstaunt fragendem Tone wiederholten oder unzählige Höflichkeitsphrasen dazwischenwarfen, wie: „akö́lö mö́kali! akö́lö mö́kali mamí!" („Was du da sagst! Was du da sagst, mein Bruder!") oder auch „ālí ö́kali, alú kali" („nun da, nun jetzt"), „kǟpā-tédiyä, kǟpātédimä" u. a.

Auch beim „Austreten" meldeten sie es jedem einzelnen mit derselben Gewissenhaftigkeit und Deutlichkeit, wie es am Tiquié die gute Sitte gebot[106]):

[106]) Vgl. Bd. I, S. 267.

„dobákölimö?“ („bleibst du sitzen?“), fragte der eine; der andere entgegnete: „dobáuö“ („ich bleibe sitzen“). Kam jener wieder herein, so fragte ihn jeder der Zurückgebliebenen: „koläkölimö?“ („hast du gepißt?“), worauf er erwiderte: „koläuö“ („ich habe gepißt“).

Dieser Etikette unterwirft man sich auch im alltäglichen Leben. Geht einer auf die Jagd, zum Fischen, zum Baden oder auch nur zum Holzholen, so teilt er es den anderen kurz mit. Geht die Frau morgens auf die Pflanzung, so sagt sie zu den Zurückbleibenden der Reihe nach: „yuí kukóhiuö“ („jetzt gehe ich auf die Pflanzung“). „Hädä!“ („gehe!“) erwidern diese. Jeder, der von irgendeiner Beschäftigung außerhalb der Maloka nach Hause kommt, wird von jedem einzelnen der Anwesenden der Reihe nach mit „dakölö?“ oder „dakólö?“ („du kommst?“) begrüßt, je nachdem der Heimkehrende Mann oder Frau ist[107]). Die Antwort lautet: „dauö“ („ich komme“). Ebenso sind Begrüßung und Antwort, wenn Gäste in einer Maloka ankommen.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit war das Kaschirí zu Ende. Zum Zeichen dafür badete der Gastgeber im Fluß und wusch sich die festliche Bemalung vom Gesicht. Mit den einfachen Worten: „ich will schlafen gehen“ verabschiedeten sich die Gäste von jedem einzelnen ihrer Wirte, worauf diese antworteten: „geh' schlafen!“, und die Sitzung war beendet.

Eines Abends kam einer in das Haus gelaufen und rief, die Saúba-Ameisen seien am Ausfliegen, was man schon seit Tagen erwartet hatte. Früh vor Sonnenaufgang zogen fast alle Bewohner aus, um die Tiere zu fangen. Man hatte über dem Nest ein niedriges Gerüst errichtet, auf das sich die Indianer stellten, um von den wütenden Ameisen nicht gebissen zu werden. Mit Fackeln verbrannten sie den auskriechenden Tieren, bevor sie auffliegen konnten, die langen Flügel und rafften sie dann so rasch, wie möglich, in Körbe und Blattüten. Während der nächsten Tage gab es zum Lunch sehr pikante Sandwiches, Beijús mit gerösteten und zusammen mit Capsicum und Salz fein zerstoßenen Ameisen, die uns allen ausgezeichnet schmeckten.

Am 6. Oktober fuhr Schmidt nach Túibö und kam am folgenden Abend mit der ganzen Mannschaft zurück. Sie vollführten am Hafen einen Höllenlärm, so daß die Weiber schon fürchteten, es wären Colombianer, bis einer meldete: „nomítakä daíbi!“ („Weiberaffe kommt!“). Schmidts Spitznamen vom Tiquié „nomió-aχkä“, den ich den Kobéua verraten hatte, hatten sie sofort mit Vergnügen adoptiert und in ihre Sprache übersetzt.

[107]) Im Kobéua bezeichnet die Endung „—ö“ das männliche, die Endung „—o“ das weibliche Geschlecht.

PHALLUS-TANZ DER KOBÉUA.
RIO CUDUIARY.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

Leider verließ mich jetzt mein José, der mir gute Dienste geleistet hatte. In einem plumpen Boot, das er sich in Surubiróca gekauft hatte, fuhr er Caiarý abwärts, um seine Schulden zu bezahlen.

Am 9. Oktober nahmen auch wir Abschied von unseren freundlichen Wirten und setzten unsere Reise Caiarý aufwärts fort.

Auf der ganzen langen Strecke vom Cuduiarý bis zur Yuruparý-Cachoeira sind nur noch drei im Vergleich zu den anderen unbedeutende Schnellen zu überwinden, die Mitú- oder Urumitú-Cachoeira oberhalb der Mündung des Cuduiarý, die Mirití-Cachoeira, nicht weit von der ersteren entfernt, und die Mandií-Cachoeira oberhalb der Mündung des Puránga-Paraná. An der Mitú-Cachoeira bestand früher eine Mission der Kobéua, Santa Cruz dos Cobeos, die zur Zeit des P. Gregorio (1853) in 16 Häusern 265 Einwohner zählte. In demselben Jahr wird auch an der Mandií-Cachoeira eine Station angegeben, die mit Makú bevölkert war und angeblich in 8 Häusern 70 Bewohner aufwies[108]).

Schön gewellte, mittelhohe Gebirgsketten, aus deren Waldesgrün mächtige Felsen hervorragen, begleiten nahe herantretend den Fluß zu beiden Seiten und weisen ihm seinen vielfach gewundenen Lauf an, gewähren aber auch angenehme Abwechslung, die noch erhöht wurde durch das erklärende Geplauder meiner Kobéua-Ruderer, die diese blauen, geheimnisvollen Höhen mit den Gestalten ihrer Stammessage bevölkern. Häufig sind es keine verschiedenen Serren, wie man nach den Angaben der Indianer und den vielen Namen, die diese ihnen beilegen, annehmen sollte, sondern längere Höhenzüge, die durch schmale Täler in einzelne Teile geschieden sind. Besonders hervorzuheben durch ihre Höhe und ihre Bedeutung sind auf dem rechten Ufer die Arára-uitéra, M á k ö l ā m i der Kobéua, auf die diese Indianer das Seelenjenseits ihres Stammes verlegen, die etwas landeinwärts verlaufende, nach Osten schroff abfallende, lange Kette K o h í d i p ä d ā́ b a und die Tururí-uitéra, die von den Kobéua T á k u genannt wird, das Jenseits der Maskenseelen und die Heimat einiger Dämonen. Sie bildet mit dem Fluß nach Westen zu einen spitzen Winkel. Für jeden ihrer zahlreichen Felsen haben die Kobéua einen besonderen Namen, der meistens das Wort für Maskenbaststoff (táro) oder Maskenanzug (tákahä) enthält.

Unzählige kleine Wasserläufe rinnen von diesen Höhenzügen zum Caiarý, aber auch größere Zuflüsse, die von weiter landeinwärts ziehenden Gebirgsketten kommen, ergießen sich von beiden Seiten in den Hauptstrom, so von

[108]) Bento de Figueiredo Tenreiro Aranha: Archivo do Amazonas. Manáos 1907. Bd. I, Nr. 3. S. 61.

links der Cubíu- und kurz darauf der Puránga-Paraná, von rechts der Dyí-, Mirití-, Tuí- und Tí-Igarapé, sämtlich mit schwarzem Wasser. In den Mirití-Igarapé, dessen Wasser ebenso dunkel ist wie das des Curicuriarý und Ira-Paraná, mündet ein Bach mit weißem Wasser; eine auffallende Erscheinung, die ich mehrfach beobachtet habe. Der Tí- oder Ití-Igarapé fließt an der östlichen Seite der Tururí-uitéra entlang.

Die Bevölkerung ist sehr schwach und gehört teils kleinen, niedrigstehenden Horden mit Kobéuasprache an, teils besteht sie aus vorgeschobenen Posten der Uaíana und anderer sprachverwandter Stämme des oberen Papurý. Am Dyí-Igarapé, der 14 Cachoeiras habe, gebe es drei Malokas der Uaíana. Oberhalb aller Cachoeiras könne man auf einem Fußpfad in zwei Tagen zum Páca-Paraná, einem linken Nebenfluß des Alto Papurý, dem Hauptsitze dieses Stammes, gelangen. Die Uaíana werden von den Kobéua Hulálaliua, von den Uanána, Tukáno und anderen Betóyastämmen Uaíana, in der Lingoa geral Yurutí-tapuyo (Tauben-Indianer) genannt. Schon am Tiquié hatte ich von einer älteren Frau aus diesem Stamme die Sprache aufgenommen, die zur Betóyagruppe gehört und dem Tuyúka näher verwandt ist[109]). Eine Tagereise Tuí-Igarapé aufwärts wohne ein kleiner Stamm, den die Kobéua Numálaui nennen.

Früher sei die Bevölkerung an dieser Strecke des Caiarý viel stärker gewesen, aber aus Furcht vor den Colombianern, die Leute mit Gewalt fortgeschleppt hätten, seien die Indianer weit weg in die Cabeceiras der größeren Nebenflüsse und bis zum Papurý geflohen. In der Tat trafen wir eine Reihe verlassener Malokas. Selbst die Bewohner des Cuduiarý hätten sich beim ersten Besuch der Kautschuksammler zeitweise auf die Pflanzungen und in die Wälder geflüchtet.

Am ersten Tag der Fahrt machten wir frühzeitig Halt in der Maloka Náibö (Mirití-poço) auf dem linken Ufer, die mit ihrer reichbemalten Frontseite auf hoher Lehmbarranca weithin sichtbar war. Die Bewohner gehörten zur Kobéuahorde der Tokandíra-tapuyo, die sich selbst Pialáua oder Ólápialaua nennen. Gegen Abend — ich war gerade im Begriff, die üblichen Malereien auf den beiden mittleren Hauspfosten zu kopieren — erschallte vom Hafen her ein donnernder Schuß. Er konnte nur aus meinem Jagdgewehr kommen, da die leichten Vorderlader, die ich meinen Indianern überlassen hatte, mit ihrem kleinen Kaliber nur eine schwache Ladung aufnahmen. Wir liefen rasch hin. Im Boot saß verlegen lächelnd mein Pilot, der Tuschaua von

[109]) Vgl. Bd. I, S. 304.

Surubiróca, in der Hand meine Doppelflinte, aus deren einem Lauf der Rauch langsam entwich. Nicht weit davon entfernt stieg ein Knabe aus dem Fluß und schüttelte sich wie ein Jagdhund. Die Sache war noch gnädig abgegangen. Der Tuschaua hatte den Hiesigen die Waffen zeigen wollen, darunter auch meine Jagdflinte, die er natürlich nicht kannte. Dabei hatte er beide Hähne aufgezogen; einer war zugeschnappt, und der Schuß zum Glück, ohne jemand zu treffen, in den Wald gegangen. Der Knabe war nach dem Schuß vor Schrecken in den Fluß gesprungen. Der stolze Häuptling war selbst nicht wenig erschrocken und beschämt über seine Missetat, besonders als ich ihn mit energischen Worten zurechtwies.

Am nächsten Mittag hielten wir bei einer Maloka an der Mündung des Dyí-Igarapé, um einige Körbe Farinha zu kaufen. Ein Uaíana, der hier unter den U t í n a ï u a (Wespen-Indianern)[110]), einer Horde der Kobéua, lebte, sprach gut Portugiesisch, stotterte aber fürchterlich. Er war schon als Heizer auf einem brasilianischen Dampfer bis Maranhão gekommen und schien alle Fehler der europäischen Zivilisation angenommen zu haben. Zuerst erzählte er uns alle möglichen Schauergeschichten von den Colombianern, war aber dann mit seiner Bezahlung nicht zufrieden und schrie, als wir abfuhren, wir seien nichts wert, „schlechter als Colombianer", die in dieser Gegend als der Inbegriff aller Gemeinheit zu gelten schienen. Erst als ich meine Winchesterbüchse langsam unter der Tolda hervorholte, riß er schleunigst aus. Kaum waren wir außer Hörweite, da hielten meine Leute das Boot an und begannen, heftig auf den Burschen zu schimpfen und sein Stottern nachzuspotten. „Der Uāuádyö[111]) (Stotterer) sei wegen seiner Unverschämtheit am ganzen Flusse bekannt. Wir hätten ihn an einen Baum binden und durchprügeln sollen", usw. Es war mir schon aufgefallen, daß mein Pilot kaum ein Wort mit dem Kerl gesprochen hatte. Der Zwischenfall war ihm offenbar sehr unangenehm.

Die Nacht zum 12. Oktober verbrachten wir am Manapialía[112]), einem Nebenbach zur Rechten mit schwarzem Wasser, voll Fische und Yacaretínga (kleiner Alligatoren). Zwei kleinere Häuser waren hier von U á s ö n a , Pisá-tapuyo (Fischnetz-Indianern) in der Lingoa geral, bewohnt, deren Hauptsitz wiederum am oberen Papurý ist. Viele von ihnen waren unter Mittelgröße, von zierlichem Körperbau. Mit ihren länglichen, schmalen Gesichtern unterschieden sie sich sehr von den Kobéua und ähnelten mehr den Uaíana und

[110]) Káua-tapuyo in der Lingoa geral; nicht zu verwechseln mit dem Aruakstamme der Káua-tapuyo (Maúlieni) am oberen Aiarý.

[111]) Im Kobéua.

[112]) Kobéuaname.

dem feineren Typus der Tuyúka am oberen Tiquié. Fast alle waren mit schwarzer Purupurú behaftet. Selbst kleine Kinder litten an dieser häßlichen Krankheit. Ein Alter hatte stark geschwollene und vereiterte Beine.

Die Sprache ist dem Uaíana eng verwandt, wie auch mein Gewährsmann betonte, aber weicher als dieses. Sie ist hier dem baldigen Untergange geweiht. Diese wenigen Leute, die mit ihren Stammesgenossen nur noch einen losen Verkehr unterhalten, sind von Stämmen umgeben, die ausschließlich Kobéua sprechen, und mit Kobéuaweibern verheiratet. Sie vergessen allmählich ihre eigene Sprache, die sie nicht mehr gebrauchen, und nehmen dafür das Kobéua an. So wußte mein Gewährsmann schon manche Wörter nicht mehr und mußte sich bei anderen, besonders bei alten Leuten, Rat holen.

Wir ließen uns hier von den Weibern Schikitáya bereiten. Roter Pfeffer, den man auf der Herdplatte geröstet hat, wird zu Pulver gestoßen und mit Salz gemischt, als scharfes Gewürz für die Speisen. Der Pfefferstaub verbreitete sich während der Arbeit in der ganzen Maloka, und alles nieste und hustete, als wenn plötzlich eine Influenza-Epidemie ausgebrochen wäre.

Als wir am folgenden Tag bei einem kleinen Haus[113]) an der Mündung des Cubíu-Paraná frühstückten, machten sich zwei meiner Ruderer, Bahúna, mit Zurücklassung ihrer Hängematten heimlich davon. — Es war das erste und einzige Mal, daß mir Leute wegliefen! — Sie hatten es, wie ich später erfuhr, nur getan aus Furcht vor den Colombianern und allen anderen Schrecknissen, die sie am oberen Caiarý erwarteten. Offenbar wollten sie den Fußpfad benutzen, der vom Cubíu-Paraná eine Tagereise aufwärts zum Cuduiarý führt. In dieser Gegend des Cubíu-Paraná lägen drei Kobéua-Häuser, und der Kapitáma des ganzen Kobéua-Stammes habe dort seinen Sitz.

Am Puránga-Paraná sollten drei Umáua sein. Ich sandte deshalb den Tuschaua und einen Bahúna flußaufwärts voraus zur nächsten Maloka, um uns anzumelden, und ließ an der Mündung das Lager aufschlagen. Wir verbrachten eine unruhige Nacht. Das böse Beispiel schien ansteckend zu wirken. Es herrschte eine wahre Ausreißerstimmung. Die Leute saßen bedrückt umher und gingen auf Schmidts Späße gar nicht mehr ein. Besonders ein junger Uaíana, der etwas Portugiesisch sprach, und den wir zum Koch ernannt hatten, klagte über die „Maletta" (Malaria), die oberhalb Yuruparý-Cachoeira herrsche. Ich war froh, als am nächsten Morgen keiner fehlte. Wir fuhren den ansehnlichen Igarapé aufwärts und gelangten in wenigen Stunden zur ersten Maloka,

---

[113]) Die Bewohner waren vom oberen Querarý eingewandert und gehörten der Kobéua-Horde der Bätóua an.

einem nach allen Seiten offenen Schuppen voll Menschen, so daß wir kaum Unterkommen fanden.

Die Bewohner nannten sich I h o ä d ó u ö. In alter Zeit seien sie „Makú" gewesen, jetzt seien sie „míra", d. h. „Leute, Menschen", und sprächen nur Kobéua. Die ganze Wirtschaft machte noch einen sehr primitiven Eindruck. Sie bewillkommneten uns mit linkischem Handschlag und dem Kobéuagruß: „dakőlö mamí?" („du kommst, Bruder?"), worauf ich der Sitte gemäß erwiderte: „dauő mamí, — păkö, — kibő, — păkó!" („ich komme, Bruder, — Vater oder Onkel, — Schwester, — Mutter oder Tante!"), je nachdem es ein jüngerer oder älterer Mann, eine jüngere oder ältere Frau war. Die Männer waren nur mit der Bastbinde bekleidet, die Weiber mit Bastschürzchen (Abb. 56) oder vollkommen nackt. Die Schamhaare waren bei den Weibern glatt rasiert. Das Haupthaar trugen sie lang, frei herabfallend und in der Mitte gescheitelt. Bei den Männern war das schlichte Haupthaar etwa in der Mitte der Stirn und im Nacken horizontal geschnitten.

Abb. 56. Kobéua-Mädchen vom Puránga-Paraná, mit Bastschürzchen bekleidet.

Von der armseligen Gesellschaft war nicht viel zu erwerben. Ein Bündel Giftpfeile stammte von den Umáua; ebenso ein Töpfchen mit starkem Curare, das mein Pilot für ein Messer kaufte.

Am folgenden Abend kamen die Umáua mit ihren Weibern. Einer meiner Bahúna hatte sie von der nächsten Maloka geholt. Es war ein prächtiges Bild, als die drei hohen Gestalten, vom flackernden Licht der Feuer nur unsicher beleuchtet, plötzlich aus dem Waldesdunkel hervortraten. In einiger Entfernung vom Hause blieben sie hintereinander stehen. Zwei trugen kurze

schwere Keulen aus rotem Holz auf der Schulter; der Vorderste stützte sich auf eine neue Jagdflinte. Der Tuschaua der Ihoädóuö begrüßte sie in längerer Ansprache, die von einem Umáua, der gut Kobéua sprach, ebenso erwidert wurde. Dann hockten sie sich auf die herbeigebrachten Schemel und aßen von gekochtem Yacaretínga, das der Hausherr ihnen in einem Schüsselchen mit der einfachen Einladung: „hiábö!" („Kaiman!") vorsetzte. Er hatte das Tier nachmittags mit einem Fischpfeil, Schuß in das Auge, erlegt.

Ich verhandelte sofort mit ihnen. Zwei, Kauánamu und Kauílimu, willigten ein, mich zu begleiten, nachdem ihnen mein Pilot wiederholt versichert hatte, daß sie unter meinem Schutze von den Colombianern nichts zu befürchten hätten. Der dritte, Uäkétimu, wollte bei den Frauen zurückbleiben. Ihre Besorgnis hatte einen guten Grund. Die Kautschuksammler hatten zuerst ihre Maloka am Macáya überfallen, einige ihrer Stammesbrüder erschossen und Weiber und Mädchen mit sich geschleppt. In gerechtem Zorne über diese Greuel hatten diese drei dann wenige Monate vorher einen Rachezug zum oberen Caiarý unternommen und vier Colombianer, denen sie im Walde begegnet waren, erschlagen. Kauílimu trug, neben anderen Kriegsnarben, von diesem Kampfe eine fürchterliche, schlecht verheilte Narbe an seinem Leib, die von einem Hieb mit dem Waldmesser herrührte. Als Beutestücke führten sie zahlreiche europäische Sachen mit sich.

Abb. 57. Tsahátsaha-Frau vom Rio Mesaí.

Meine drei Umáua gehörten zum Stamme der H i a n á k o t o (Geier-Indianer), die von den Kobéua M í a u i p a l á m ä n ä, in der Lingoa geral Uirauasú-tapuyo genannt werden. Zwei der Frauen waren Kobéua; die dritte war eine T s a h á t s a h a, von einem anderen Karaibenstamme. Sie war völlig nackt, von zierlicher Gestalt, mit hübschem, rundem Gesicht, leider am ganzen Körper mit schwarzer Purupurú bedeckt (Abb. 57).

Am 17. Oktober fuhren wir mit neun Mann weiter. Unsere Ausreißer hatten wir hier gut ergänzen können. Außer den beiden Umáua waren noch zwei Ihoädóuö hinzugekommen.

Wenn mehrere Indianer in e i n e m Boot rudern, so tun sie dies stets in strengem Takt. Es gibt verschiedene Taktarten, die verschiedene Benennungen führen, und mit denen die Ruderer von Zeit zu Zeit abwechseln.

Zwei Mann fuhren in einem leichten Kanú jeden Morgen mehrere Stunden voraus, um zu jagen und zu fischen und uns gegen Mittag an einem geeigneten Rastplatz mit der Beute zu erwarten. An der Mündung des Tuí-Igarapé hatten diese beiden ein aufregendes Abenteuer. Auf der Jagd nach einem Mutum begegnete ihnen im Uferwald ein großer Jaguar. Der junge Koróa sprang in seiner Angst in das Kanú und stieß ab. Der andere schoß aus nächster Nähe der Bestie, die zum Sprung kauerte, eine Ladung Schrot in die Flanke, worauf sie laut brüllend sich im Walde verlor. Der ängstliche Jüngling erntete natürlich reichlichen Spott und wurde ganz rot vor Scham.

Am Nachmittag des 21. Oktober erreichten wir die gewaltige Yuruparý-Cachoeira (Abb. 58). Ihr Fall ist über 20 m hoch, noch höher als der Absturz der Carurú-Cachoeira des Tiquié[114]), teilt sich aber in einzelne Stufen. Auch bei niedrigem Wasserstande bietet sie ein erhabenes Schauspiel, zumal die Wassermasse viel bedeutender ist. Bei Hochwasser muß es ein überwältigender Anblick sein. Auf den flachen, von den stets anstürmenden Wogen vielfach unterwaschenen Felsen des linken Ufers zeigte mir der Pilot die Stelle, wo seine Verwandten zwei Colombianer erschlagen hatten, einen Weißen und einen Miránya-Indianer vom Stamme der Yakamí-tapuyo.

Die Colombianer hatten einige Kobéua zum Ruderdienste gepreßt. Während zwei der Kautschuksammler das Boot über die Cachoeira brachten, wollten die beiden anderen das Frühstück bereiten. Sie schickten die Indianer fort, Brennholz zu holen. Diese fielen aber aus dem Busch heraus über die Nichtsahnenden her. Der eine, der gerade Feuer anzündete, wurde mit einer breiten Eisenlanze, die man sonst zur Jagd auf Jaguare und Wildschweine verwendet, an den Boden geheftet; den anderen erschossen sie mit seiner eigenen Flinte. Die beiden Überlebenden flohen entsetzt[115]).

Auf den Felsen lagen Menschenknochen, von Raubtieren zerstreut, umher, darunter ein starker Beinknochen, an dem noch Muskelfetzen hingen. Hoch in den Lüften zogen einige Aasgeier ihre majestätischen Kreise, die südamerikanische Sanitätspolizei, die immer da ist, wo es etwas Derartiges zu holen gibt. Meine Leute waren auf einmal still geworden und machten keine Anstalten, das Lager aufzuschlagen. „Hier wollen wir nicht schlafen," sagte der Pilot, „hier gehen Gespenster um!" Selbst die tapferen Umáuakrieger

[114]) Vgl. Bd. I, S. 310—311, Abb. 194, 214, 215.

[115]) Vgl. oben S. 94—95 und Abb. 54.

äußerten offen ihre Furcht vor den Geistern der Erschlagenen. Was wollte ich machen? Ich ließ wieder einladen und zum rechten Ufer fahren, wo wir auf der vorspringenden Felsecke die Nacht verbrachten, durch die Breite des Flusses sicher von den Gespenstern getrennt. Vom Gebüsch verdeckt fand sich hier eine geräumige Felsgrotte, ein guter Zufluchtsort vor Regen.

In der Nähe fischten auf einigen kleineren Giráos fremde Indianer. Es waren Sarapomirí-tapuyo, die von den Kobéua Tχ́ídua genannt werden, und ein Káua-tapuyo, der unter diesen lebte, Bewohner des Tı̊-Igarapé.

Mein Pilot klagte über Schmerzen im Rücken und in den Beinen und ließ sich im Mondschein von dem jungen Káua behandeln. Es war dasselbe

Abb. 58. Ausladen des Gepäcks an der Yuruparý-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Bestreichen, Bepusten, klatschende Saugen, wie überall. Nach jedem Akt ging der Zauberarzt feierlichen Schrittes an den Strand, stand eine Zeitlang da und warf dann die Krankheitsmaterie weit weg, indem er reinigend über die Hände blies.

Am nächsten Morgen waren alle Leute sehr niedergedrückt, auch der sonst so energische Tuschaua, dem die nächtliche Kur offenbar nicht geholfen hatte. Er erklärte mir, wir hätten nicht genug Farinha für die weite Reise; sie wollten lieber umkehren, als unterwegs Hunger leiden. Ich stellte ihn energisch zur Rede und sagte ihm, ich hätte nicht gedacht, daß er ein solcher „pitúa" (Feigling)[116]) wäre. Das half. Er sah mich zuerst wild an, wandte sich

[116]) Lingoa geral; das schlimmste Schimpfwort für einen Indianer.

aber dann zu der Mannschaft und übernahm mit einem lauten „hālikā!“ („vorwärts!“) wieder die Führung.

Es kostete nicht geringe Anstrengungen, das schwere Boot über die hohen Felsenstufen zu schaffen, diese letzte gewaltige Schranke, an der seinerzeit Graf Stradelli umkehren mußte (Taf. I).

Auf einem flachen Felsen fanden wir zahlreiche Vertiefungen, anscheinend vom Wasser ausgespült, die in der Tat menschlichen Fußspuren ähnelten. Es seien Fußtapfen von Káua - Indianern, die in alter Zeit dort gewohnt hätten, sagten die Indianer.

Eine kurze Biegung oberhalb des Yuruparý-Falles verbreitert und verflacht sich der Caiarý-Uaupés so sehr, daß man ihn bei niedrigem Wasserstande durchschreiten kann, und bildet die harmlose Pacarão- oder Yuí-Cachoeira (Froschschnelle). Vom rechten Ufer aus sei es nicht weit bis zum Arárаruáya-Igarapé, einem linken Zufluß des oberen Pirá-Paraná. Oberhalb dieser letzten Cachoeira bis zum westlichsten Punkt, den wir erreicht haben, fließt der Caiarý träge mit weißlichem, an manchen Stellen fast stagnierendem Wasser dahin, bald in unendlich langen, geraden Strecken, bald in unglaublich verdrehten Windungen, die bisweilen in sich selbst zurückzukehren scheinen. So kamen wir nach stundenlanger Fahrt wieder so nahe an die Yuruparý-Cachoeira heran, daß ihr Brausen uns einen neuen Katarakt vortäuschte. Der Fluß enthält nur wenige Inseln. Beide Ufer tragen Hochwald oder

OBERER CAIARÝ-UAUPÉS
VON YURUPARÝ-CACHOEIRA BIS UARUÁ-LAGO.
Nach der Aufnahme von Dr. Theodor Koch-Grunberg i. J. 1904.
Maßstab 1:500000

Catinga, niederen, lichten Wald. Außer zahllosen kleinen Rinnsalen nimmt er an ansehnlicheren Zuflüssen auf, von rechts den Arâraruáya-[117]) und den kleineren Matapý-Igarapé, von links den Carurú-Igarapé, den Abacáte-Paraná und den Uaracú-Igarapé. Sämtliche Zuflüsse führen schwarzes (dunkelbraunes, klares) Wasser, das beim Stehen, im Gegensatz zu dem weißlichen Wasser des Hauptstromes, keinen Satz absondert und von den Indianern als gesund bezeichnet wird. Der Carurú-Igarapé sei so breit und groß wie der Cuduiarý und entspringe, ebenso wie der Cubíu- und Puránga-Paraná, in der Nähe seiner Quelle auf demselben hohen Gebirge. Vom Oberlauf des Carurú-Igarapé führe über Campland bis zum Cuduiarý ein Fußpfad, der diese beiden anderen Zuflüsse schneide. Auch der Abacáte-Paraná stehe dem Cuduiarý an Größe nicht nach. Oberhalb des Abacáte wird der Caiarý auffallend schmäler. Auf beiden Seiten steht der Fluß mit einer Anzahl von Schwarzwasserseen in Verbindung, unter denen der Wídi-Lago und der Uaruá-Lago zur Rechten die bedeutendsten sind. Beide Seen, die sich weit landeinwärts zu erstrecken scheinen, sollen durch einen Arm miteinander kommunizieren. (Siehe Seite 105.)

Auf dieser ganzen Strecke gibt es heute keine seßhaften Indianer. Die Lebensbedingungen sind zu ungünstig, da die beiden meist niedrigen Ufer bei Hochwasser vielfach der Überschwemmung ausgesetzt sind und sich daher zum Anbau nicht eignen. Nur auf dem linken Ufer fanden wir die Reste von zwei Malokas.

Angeblich hatten die Colombianer das erste Haus, dessen Bewohner der kobéuasprechenden Horde der Böoíboa angehörten, niedergebrannt und einige Weiber und Männer mit sich geschleppt. Die übrigen waren an den oberen Abacáte-Paraná geflohen. Früher wohnten an diesem Igarapé Tatú-tapuyo, Pamoá, die dorthin vom Arâraruáya-Igarapé, dem Zufluß des Pirá-Paraná, gekommen waren, wo noch jetzt dieser Stamm neben Kauyarí, Sarapoasú-, Pinauá-, Parauá-tapuyo und anderen Stämmen haust. Als einige von ihnen starben, wanderte der Rest zum oberen Paraná-piníma-Igarapé, der zwischen Carurú-Igarapé und Abacáte-Paraná dem Caiarý von rechts zufließt und durch einen Fußpfad mit seinem Zufluß Arâraruáya-Igarapé in Verbindung steht. Die Tatú-tapuyo[118]) wohnen neben den Karapaná-tapuyo, Möχdắa[119]),

---

[117]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen linken Zufluß des oberen Pirá-Paraná.

[118]) Die Tatú-tapuyo werden von den Uanána und Kobéua Pamóa genannt. Vgl. oben S. 23 und Fußnote 24.

[119]) Die Karapaná-tapuyo heißen auch bei den Uanána Möχdắa, bei den Kobéua Mölắua.

auch im Quellgebiet des Tĩ-Igarapé und des Papurý. Ich traf einige Frauen aus diesen Stämmen unter den Kobéua verheiratet. Beide Sprachen sind mit dem Uaíana identisch oder zeigen davon nur geringe dialektische Unterschiede.

Das zweite Haus, das von Bialído a bewohnt gewesen war, hatte man offenbar wegen fortgesetzter Todesfälle verlassen. Wir fanden darin mehrere Gräber.

Am oberen Carurú-Igarapé finde sich ein Haus der Hölóua, die vom Cuduiarý dorthin gewandert seien. Fernab durch die weiten Campos des Quellgebietes streiften Makú, die von den Kobéua Tákaliua genannt werden.

Vom Matapý-Igarapé führe zwei Tagereisen aufwärts ein Fußpfad zum Apaporís.

Diese menschenleeren Gegenden des oberen Caiarý sind außerordentlich reich an Wild und Fischen. Überall hört man das eintönige Brummen des Mutum de vargem, den schon etwas melodischeren Ruf seines Verwandten, des Urumutum[120]). Scharen der verschiedenartigsten Affen schwingen sich auf den Uferbäumen von Ast zu Ast und beleben mit ihren possierlichen Sprüngen und ihrem Geschrei zeitweise die Stille der einförmigen Landschaft. Neugierig und fast ohne Scheu äugen sie auf die fremde Erscheinung der Menschen herab. Hier und da huscht das zierliche Cujubim durch die Zweige, dessen Wildbret zu gewissen Zeiten des Jahres kein anderes an Zartheit und Geschmack gleichkommt. Auch der Tapir tritt an manchen Stellen zahlreich auf, besonders an der Pacarão-Cachoeira, wo auf beiden Ufern seine tief ausgetretenen Pfade kreuz und quer den Wald durchziehen. Die weiten Buchten und Seen sind der Tummelplatz zahlloser Pirahíba, Sorubim, Pacú und der schöngezeichneten Tucunaré, denen unter den Fischen Nordwestbrasiliens die Palme gebührt. An den Mündungen der Nebenbäche wimmelt es von gefräßigen Piránya. Schmidt und ich fingen an einer Stelle in einer halben Stunde 40 Stück. Wir wagten nicht, die Hand in das Wasser zu stecken, geschweige denn zu baden. Ein paar Kalabassen voll Wasser, über den Körper geschüttet, gaben uns die notwendige Erfrischung.

Eines Nachts wurde Schmidt, als er beschaulich angelnd auf der Tolda des Bootes saß, von einem mächtigen Pirahíba von 30 bis 40 Pfund beinahe in das Wasser gezogen, was ihm wegen der vielen Piránya übel hätte bekommen können. Er ließ trotzdem die Leine nicht los und rief laut um Hilfe, bis wir anderen kamen, den Tapferen aus seiner peinlichen Lage erlösten und die schwere Beute einzogen.

[120]) Crax Urumutum Spix.

Es sind zum Teil andere Arten von Fischen, die sich unterhalb des Yuruparý-Falles nicht finden, ebenso wie die dortigen Fische, außer Pacú, Piránya und Pirahíba, die die Cachoeira passieren sollen, oberhalb nicht vorkommen.

Eine Abwechslung in der Speisekarte und zugleich nahrhafte Kost gewährten uns die weißen kugelrunden Eier der Matamatá-Schildkröte[121]), die sich in Nestern von 20 und mehr Stück in den Lehmbarrancas fanden. Dabei hätte einer meiner Leute, der Koch, beinahe sein Leben eingebüßt. Er war an der steilen Barranca in die Höhe geklettert und wollte sich an dem oberen Rande festhalten, um mit der freien Hand die Eier auszugraben. Zu seinem Entsetzen ergriff er eine Schlange, die hier ebenfalls nach Schildkröteneiern suchte. Es war eine Surucucú, der furchtbare „Buschmeister"[122]), die einzige Giftschlange des tropischen Südamerika, die, ohne gereizt zu sein, den Menschen angreift. Glücklicherweise hatte er sie unmittelbar hinter dem Kopf gefaßt, so daß sie nicht beißen konnte, und schleuderte sie weit in den Fluß hinein.

Seit Yuruparý-Cachoeira fehlten die lästigen Pium.

Das Wetter, das in der ersten Zeit nach unserer Abreise vom Cuduiarý recht schlecht gewesen war und fast jeden Tag heftige Gewitter mit darauffolgendem langsamem Regen gebracht hatte, wurde allmählich besser. Der Sommer nahte. Besonders die Nächte waren herrlich, bisweilen freilich empfindlich kühl. Bei dem klaren Mondschein brachen wir meistens schon um 3 oder 4 Uhr nachts auf und kamen bei der frischen Luft auf dem ruhigen Fluß, der keine tückischen Klippen barg, rasch vorwärts. Leider war schon vor Yuruparý-Cachoeira mein letztes Thermometer zerbrochen, so daß ich von diesem Zeitpunkte ab keine Temperaturmessungen mehr vornehmen konnte.

Am Puránga-Paraná hatte sich uns eine Indianerfamilie angeschlossen, die in unserem Schutz bis zum Carurú-Igarapé, ihrer Heimat, reisen wollte, ein älterer Herr mit stets lächelndem Faltengesicht nebst Frau und drei Kindern. Ihr Kanú bot während der Fahrt einen köstlichen Anblick. Das kleine Fahrzeug war voll bepackt mit allem möglichen Indianerkram, großen, runden Tragkörben, flachen Körben und Sieben und anderem undefinierbarem Wirrwarr, so daß es mit seiner Besatzung nur wenig über Wasser ging. Ganz vorn am hochstehenden Bug hockte zusammengekauert — man merkte ihm an, daß ihm die Sache höchst ungemütlich war — ein gelber Köter und schaute unverwandt nach seinem Herrn, der den Vorruderer machte. In der Mitte paddelten die beiden Töchter im Alter von etwa 10 und 6 Jahren, und am Heck

[121]) Chelys fimbriata Schweigg.

[122]) Auch Rautenschlange genannt: Lachesis mutus Daud, aus der Familie der Crotalidae.

steuerte die Frau, die das im Gesicht rot beschmierte Baby quer über dem Schoß liegen hatte, so daß es sich von Zeit zu Zeit bequem seine Nahrung holen konnte. — So machen diese Indianer tage-, ja wochenlange Reisen.

Eines Tages lagerten die Leute unter einer alten Schlafbaracke, als plötzlich das kleinste Kind, das auf dem Stroh umherkroch, laut aufschrie. Ein Skorpion hatte es an den Geschlechtsteil gestochen. Die Mutter machte sich nicht viel daraus und klopfte es nur ein paarmal auf die wunde Stelle, worauf es sich beruhigte. Bald aber bekam es heftiges Erbrechen. Schmidt gab ihm starkes Salzwasser zu trinken und kurierte es damit in kurzer Zeit.

Als uns die Familie am Carurú-Igarapé verließ, erfaßte meine Leute wieder das Heimweh. Sie wollten über den Fußpfad nach Hause. Nur mit schlauen Überredungskünsten gelang es mir, sie auch über diesen letzten gefährlichen Punkt hinwegzubringen. Unsere Farinha wurde immer knapper und mußte jedem einzelnen in bestimmten Rationen zugemessen werden. Ein Ruderer hatte starke Dysenterie, wohl infolge des weißen Flußwassers, und lag ganz matt unter der Tolda. Ein paar andere, auch der Tuschaua, litten an Erkältung. „Yalánai mólo kulákenai!" („der Weißen Katarrh ist sehr schlecht!"), sagten die Umáua, die, wie die meisten Indianerstämme, glauben, daß der Katarrh ihnen von den Weißen gebracht wäre.

Am 29. Oktober hörten wir flußaufwärts zwei Schüsse fallen. Die Colombianer waren nahe. Wir verbargen die Beutestücke meiner Umáua im Walde und bezogen frühzeitig Lager, um nicht in der späten Tagesstunde am Barracão anzukommen. Als wir am nächsten Morgen um eine Ecke bogen, lag die Niederlassung vor uns auf dem hohen linken Ufer: einige kleine Palmstrohhütten, ein offener Schuppen, eine neue Mandioca-Pflanzung. Die beiden Umáua setzten rasch zwei alte Hüte von uns auf und zogen die Krempe tief in das Gesicht. Zwei Weiße erwarteten uns am Hafen, malariagelbe, wenig vertrauenerweckende Gesichter. Der eine schielte auf einem Auge. Zierden für ein Verbrecheralbum! — Sie waren sehr erstaunt über unser plötzliches Erscheinen, bis wir uns vorstellten, und ich ihnen einen Empfehlungsbrief von Thomas Rois in Ipanoré an einen ihrer Chefs, Manuel Olarte, übergab. „Don Manuel" sei nicht da, sondern in einem anderen Barracão flußaufwärts. Sie erkundigten sich eifrig nach dem Chef Don Rafael, den sie schon lange erwarteten. Wir konnten ihnen keine Auskunft geben. Unsere Frage, ob sie uns Farinha ablassen könnten, verneinten sie. Sie hätten selbst keine. Freilich sahen sie auch sehr verhungert aus.

Man traute uns nicht trotz aller Empfehlungen. Da rief zum Überfluß eine junge Indianerin, die in einem Kanú am Hafen Kleider wusch, den beiden

Caucheros in einer mir fremden Sprache einige Worte zu, indem sie auf den dicken Kauílimu zeigte, der schleunigst unter der Tolda verschwand. Die Colombianer wurden noch stutziger, und der eine sagte: „Da ist ja einer von denen, die unsere Leute totgeschlagen und mir einen Lanzenstich in die Seite beigebracht haben!" — — — Aus Rücksicht auf unsere Mannschaft war es Zeit, daß wir die Unterredung beendeten. Wir nahmen kurz Abschied und fuhren am anderen Ufer rasch flußaufwärts weiter.

Nach einer halben Stunde kamen wir zum Uaruá-Lago (Spiegelsee). Der Caiarý-Uaupés hat hier noch eine Breite von 70 m und eine Tiefe von 10 m an allen Stellen. Gern hätte ich einen Abstecher zum Macáya gemacht, um die Umáua auch in ihren Wohnsitzen kennen zu lernen, aber es fehlte uns die Farinha, der unentbehrlichste Proviant für eine Landreise, die Leute waren krank und fühlten sich unsicher im Feindesland, und der Weg war weit. Daher gab ich schweren Herzens, aber zur Freude meiner Indianer den Befehl zur Rückfahrt. — — —

Über die Verbindungswege zwischen Alto Caiarý-Uaupés einerseits und Apaporis bzw. Guaviare andererseits erfuhr ich von den Umáua und den Kautschuksammlern manche Einzelheiten.

Eine knappe Tagereise von der Colombianerbaracke Caiarý aufwärts führt ein Indianerpfad in vier Tagen südwärts zum J a r ý , einem Zufluß des M a c á y a , der wiederum einen großen linken Nebenfluß oder Quellarm des oberen A p a p o r í s oder A j á j o[123]) (Aháho, Aháhu) bildet, wie ihn die Umáua und nach ihnen die Colombianer nennen. Dieser „k l e i n e J a r ý", wie ihn mir die Indianer auch bezeichneten, ist nicht zu verwechseln mit dem „g r o ß e n J a r ý", der nahe dem 73. Grad westlicher Länge von links in den Caquetá-Yapurá mündet. Den kleinen Jarý muß man vier Tage abwärts fahren, um zum Macáya und in das Land der Umáua zu gelangen.

Drei Tagereisen oberhalb der Baracke empfängt der Caiarý-Uaupés von rechts den ansehnlichen Zufluß H i r í s a , an dessen Mündung 1904 eine zweite Cauchero-Baracke lag. Von hier aus fahren die Colombianer drei Tage Hirísa aufwärts und gehen dann zwei Tage über Land bis C o r i n t o , dem Haupthafen der Kautschuksammler am Macáya, nicht weit von der Vereinigung dieses Flusses mit dem Ajájo, einer früheren Maloka der Umáua. Etwas unterhalb Corinto am Macáya wurde mir ein kleinerer Cauchero-Hafen, P u e r t o H a r i n a , angegeben.

Kurz oberhalb der Hirísa-Mündung nimmt der Caiarý einen weiteren ansehnlicheren rechten Zufluß auf, den M a h á y a. Eine Tagereise vom Hirísa

[123]) Spanisch „j".

Annähernder Situationsplan
der Gebiete zwischen
GUAVIARE UND CAQUETA-YAPURA.
Entworfen von Dr. Theodor Koch-Grünberg 1908.

Maßstab 1:7500000

Westl. Länge v. Greenw.

Caiarý aufwärts tritt ein Gebirgszug an das linke Ufer heran, oberhalb dessen sich der Fluß in zwei gleichgroße Quellarme teilt. Der rechte Arm, Anarí, kommt von Westen und hat seinen Ursprung nahe den Quellen des Macáya. Der linke Arm, der eigentliche Caiarý-Uaupés, kommt von Norden. Die Umáua nennen ihn Ahélemi. Wenn man diesen Arm aufwärts fährt, gelangt man zu großen Savanen, die sich bis zum Uaiuári (Guaviare) erstrecken. Am elften Tage der Fahrt kommt man an einen Fußpfad, der nordwärts über Savanen am dritten Marschtag zum Guaviare an der Mündung des Halíhali oder Haríhari (Ariari) führt. (Siehe Seite 111.) Dort liegt nach Aussage meiner Umáua eine Ansiedlung der „Espanoles" (Colombianer), die sie früher von Zeit zu Zeit besuchten, um Tauschhandel zu treiben.

Als Bewohner der Savanen nannten mir die Umáua die Uaïua, die ich mit den Guahíbo, dem großen Stamm am Vichada und Meta, identifizieren möchte.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Quellgebiet des Caiarý-Uaupés von einigen Brasilianern besucht, die aber über ihre Beobachtungen nur vage Nachrichten hinterließen. Im Jahre 1854 fuhr Jesuino Cordeiro einen Quellfluß aufwärts, angeblich bis zu seinem Ursprung aus dem Uaruá-Lago (Lago d'Espelho) am Fuß der Serra Camareta, eines Gebirgszuges von ungefähr 300 m Höhe. Dieser Punkt soll 15 bis 20 Tagereisen im Ruderboot von Yuruparý-Cachoeira entfernt sein. Falls diese Angaben richtig sind, müßte es noch einen zweiten „Spiegelsee" weiter westlich geben. Ein anderer Quellfluß des Caiarý-Uaupés soll nach brasilianischen Berichten mit dem Unaïlla oder Unilla kommunizieren, einem an der Ostkordillere entspringenden Flüßchen, das auf den Karten (auch auf Stielers Handatlas, Nr. 95) als ein Quellarm des Guaviare angegeben wird[124]).

Ich möchte vorläufig annehmen, daß der Caiarý-Uaupés nicht in der Ostkordillere entspringt, sondern an der südwärts verlaufenden Bodenschwelle, die für den Westrand des alten Amazonasmeeres gehalten wird. Da die Zuflüsse Hirísa und Maháya dem Caiarý eine ansehnliche Wassermenge zuführen, und beide Quellarme gleichgroß sein sollen, so kann der aus Westen kommende Anarí, auch wenn er nicht in solchen korkzieherartigen Windungen dahinströmt, wie die von mir befahrene Strecke zwischen Yuruparý-Cachoeira und Uaruá-Lago, nicht mehr so viel Wasser haben, daß er sich über vier Breitengrade ausdehnen könnte.

[124]) Vgl. H. Coudreau: La France Équinoxiale. Paris 1887, Bd. II, S. 165—166, und Atlas, Pl. IV: Sources du Rio Uaupés. — Außerdem: Archivo do Amazonas Manáos 1906—1907, Bd. I, S. 25—26, 60, 69.

Die Umáua sind r e i n e K a r a i b e n[125]), deren nächste Verwandte fern im Osten in den Guayánas sitzen[126]), und zerfallen in eine Anzahl von Subtribus mit verschiedenen Namen, die aber e i n e Sprache mit geringen dialektischen Unterschieden sprechen. Die dem Alto Caiarý-Uaupés zunächst wohnenden Umáua bezeichnen sich selbst mit dem Namen H i a n á k o t o (Geier-Indianer), einem echten Karaibenwort; denn die Endung „-koto, -goto", die „Leute, Volk, Indianer" bedeutet, findet sich in zahlreichen Stammesnamen dieser Gruppe: Ipurukoto, Pianokoto, Parikoto, Purigoto, Arinagoto, Kumanagoto u. a. Die Gesamtheit der Umáua heißt bei den Kobéua: A í u ö - k á u ö; bei den Uanána: M a χ s á t χ i t o a; bei den Tariána: E h e t o á. Die Kobéua werden von den Umáua Ä n a u a genannt, mit einem Fremdwort, entstanden aus H ä h ắ n a u a, dem eigentlichen Stammesnamen der Kobéua.

Die Hianákoto haben am Macáya und am C u n y a r ý[127]) acht Malokas. Ihre Sprache ist völlig übereinstimmend mit dem Idiom der T s a h á t s a h a (Tauchervogel-Indianer), die südlich von ihnen auf den weiten steinigen Savanen am Cunyarý und M e s a í[128]) drei Malokas bewohnen, und weicht auch nur wenig ab von dem sogenannten C a r i j o n a, das der französische Reisende Crevaux an den Ufern des oberen Yapurá aufnahm. „Carijona" (Karihóna) oder richtiger „Karlihóna" ist überhaupt kein Stammesname, sondern heißt in der Umáuasprache „Menschen, Leute". Deshalb werden alle diese Karaibenstämme, die das ganze gewaltige Gebiet zwischen Alto Caiarý-Uaupés und Alto Yapurá besetzt halten, von den Colombianern mit dem Gesamtnamen C a r i - j o n a bezeichnet. Der Name „Umáua" aber, der einigen Betóyasprachen (Kobéua, Yupúa u. a.) angehört und „Kröten" bedeutet, ist wohl ursprünglich ein Spottname, mit dem die benachbarten Stämme der Betóyagruppe die Gesamtheit dieser Karaiben benannten.

Nichts zu tun haben die heutigen Umáua mit den sagenhaften, anscheinend weit höher kultivierten O m a g u a, die die goldgierigen Scharen der

[125]) Noch neuerdings wurde die Sprache dieser Umáua aus gänzlichem Mangel an Aufzeichnungen zur Betóyagruppe gerechnet. P. E h r e n r e i c h: Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts. Archiv für Anthropologie. Bd. III, S. 46, 56. Braunschweig 1904.

[126]) Nahe Verwandtschaft mit dem Hianákoto zeigt die Sprache der T r i o im südlichen Surinam. Vgl. C. H. d e G o e j e: Beiträge zur Völkerkunde von Surinam. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XIX, Seite 22. Leiden 1908. — Vgl. auch meine Abhandlung: Die Hianákoto-Umáua. Anthropos. Bd. III (1908), Heft 1, 2, 5, 6.

[127]) Linker Nebenfluß des Caquetá-Yapurá, der auch R i o d o s E n g a n o s genannt wird.

[128]) Der M e s a í ist ein Zufluß des Cunyarý (Rio dos Enganos) und wird nach seinen Anwohnern auch R i o d o s U m á u a s genannt.

Kauanamu. Uäketimu. Kauilimu.
Abb. 59. Hianákoto, mit Bastgürteln bekleidet.

Spanier und Deutschen unter ihren kühnen Führern Ulrich von Hutten, Bartel Welser u. a. auf der Suche nach dem „Dorado“ zwischen Guaviare und Yapurá trafen. Gewisse, besonders auch sprachliche Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß die Umáua erst verhältnismäßig spät aus Osten in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind. In manchen ihrer Gerätschaften, in der Form der Keulen, den Flechtmustern u. a. zeigen sie eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit ihren Verwandten in Guayána. Ihre Beziehungen zu den Anwohnern des Guaviare deuten vielleicht auf den Weg hin, den sie genommen haben, um in ihre heutige Heimat zu gelangen.

Die somatischen Verhältnisse meiner Hianákoto-Umáua waren die der echten Karaiben. Sie zeichneten sich durch hohen Wuchs, athletischen Muskelbau und regelmäßige Züge aus[129]). Auf sie paßten die Worte, mit denen Martius die Karaiben Guayánas im Vergleich mit anderen Stämmen charakterisiert: „Aus dieser sprachlich so bunten, körperlich und sozial so gleichen Menschenmenge ragen die eigentlichen Karaiben wie ein bevorzugtes Geschlecht hervor: höher an Gestalt, heller von Farbe, edler von Gesichtszügen, mannhafter, kühner und herrschend“[130]) (Abb. 59).

Noch jetzt denke ich dankbar an ihr sich stets gleichbleibendes, liebenswürdiges Wesen und ihre Treue zurück, die auch in schwierigen Lagen nicht einen Augenblick wankend wurde.

Die Tracht der Hianákoto-Männer besteht in einem langen und bis zu 35 cm breiten Streifen harten Baumbastes, der fest um den Oberkörper gerollt wird, einer Art Gürtel oder, richtiger gesagt, Bauchbinde, die sie h ó n o nennen.

---

[129]) Alexander von Humboldt: a. a. O. Bd. IV, S. 318, hebt diese Eigenschaften bei den Karaiben des Orinoko-Gebietes hervor.

[130]) C. Fr. Ph. von Martius: a. a. O. Bd. I, S. 745.

Um diesen starren Streifen, der unter den Armen dicht anschließt, werden weichere Bastbinden gelegt, die meistens charakteristische Figuren und Ornamente in roter Harzfarbe tragen und über der Brust zusammengeschnürt werden. Der Penis ist unter dem Gürtel hochgelegt und mit Hilfe der Hüftschnur am Leib befestigt. Diese Gürtel werden nie abgelegt, bis sie von selbst unbrauchbar werden und durch neue ersetzt werden müssen. Bei den Männern ist das Haupthaar rund um den Kopf geschnitten. Die Weiber gehen ganz nackt und haben das Haupthaar kurz geschoren, die Schamhaare aber, im Gegensatz zu den Uaupés-Stämmen, nicht rasiert (Abb. 57). Männer und Weiber durchbohren die Ohrläppchen und die Nasenscheidewand und tragen Rohrstäbchen, beim Tanz federgeschmückte Vogelknochen darin.

Noch zur Zeit Crevaux' waren die Carijona als Menschenfresser berüchtigt, und die Kobéua versicherten mir wiederholt, daß die Umáua ihre kannibalischen Gewohnheiten noch nicht lange aufgegeben hätten. Als einen Rest der Anthropophagie kann man es wohl ansehen, daß meine Hianákoto nach Aussage der Kobéua den erschlagenen Colombianern die Köpfe abschnitten und nebst den Eingeweiden in den Fluß warfen. Die so verstümmelten Leiber ließen sie jedoch am Tatorte liegen.

Als Nachbarstämme nannten mir die Hianákoto außer den Tsahátsaha noch folgende: am Macáya die M a h o t ó y a n a[131]) und Y a k a ó y a n a; am Apaporís die K a i k ú t s c h a n a[132]) in vier Malokas und die K a u y a r í; am Mesaí die K a h ä t o n á r i. Welche davon Karaibenstämme sind, kann ich nicht genau sagen. Die Kauyarí wurden mir von den Kobéua, die sie A k ö - l i o a nennen, als nahe Verwandte der Siusí und Ipéka des Içána-Gebietes bezeichnet und sind es auch, d. h. sie sprechen einen reinen Aruakdialekt[133]). Vor alter Zeit seien sie vom Içána über den Caiarý zum Apaporís eingewandert. Am Apaporís selbst sind sie flußabwärts die nächsten Nachbarn der Umáua, denen sie schöngearbeitete Blasrohre und Giftpfeilköcher gegen starkes Curare liefern, in dessen Herstellung diese Karaibenstämme Hervorragendes leisten. Am oberen Pirá-Paraná wohnen die Kauyarí neben den Uainambý-tapuyo (Kolibri-Indianern), die angeblich dieselbe Sprache sprechen und von den Kobéua M i m í a k ö l i o a genannt werden.

Ich fragte die Hianákoto nach den U i t ó t o. Sie streiften sehr zahlreich als „Makú" durch die Wälder auf der rechten Seite des Yapurá und seien

---

[131]) Feuer-Indianer; von mahóto = Feuer, im Hianákoto.

[132]) Jaguar-Indianer.

[133]) Nach einem Vokabular der Kauyarí-Sprache, das ich inzwischen durch Herrn Hermann Schmidt in Manáos erhielt.

Todfeinde der Umáua, was schon der Name sagt, denn „u i t ó t o" bedeutet im Umáua „Feind". Kauánamu erzählte mir, daß er als Knabe mit einem weißen Reisenden, der einen langen Vollbart trug, bis zu den Uitóto gekommen sei[134]). Den Aráracuára-Fall des Yapurá kannten die Hianákoto wohl und beschrieben ihn lebhaft in seiner gewaltigen Größe.

Die ersten Tage der Rückfahrt ließen sich schlimm an. Die Farinha war uns ganz ausgegangen. Ich ließ den Leuten aus einigen Maggi-Tafeln eine dicke Suppe kochen und sagte ihnen, das sei „Tipiáca" aus meiner Heimat, wodurch ich ihnen das ungewohnte Gericht mundgerecht machte. Das Jagdkanú hatten wir, um rascher vorwärts zu kommen, in das Schlepptau der Montaría genommen. Riograndenser Büchsenfleisch, das ich den Indianern gab, kochten sie ganz aus und aßen dann das grobfaserige, wertlose Zeug, die nahrhafte Fleischbrühe aber schütteten sie weg! — Alle Leute waren matt, zwei fieberkrank. Ein älterer Mann hatte offenbar Malaria tertiana, denn er bekam an jedem dritten Tag nachmittags gegen zwei Uhr starkes Fieber, das am Abend verging. Auch uns Europäern lag es bleischwer in allen Gliedern. Das Fehlen der Farinha und infolgedessen des Schipé[135]), des beliebten, durststillenden Erfrischungsgetränkes, zwang uns öfters, als gut war, von dem weißlichen Wasser zu trinken.

Am 5. November begegneten wir dem Colombianer-Chef Raphael Tobar, der von Manáos kam und mit nur wenig Mannschaft in drei Booten langsam flußaufwärts fuhr. Er war ein sympathischer Mann von guter Bildung mit humanen Ansichten über die Eingeborenen, was in dieser abgelegenen Wildnis leider zu den Seltenheiten gehört, und zeigte sich uns gegenüber von der liebenswürdigsten Seite. Für meine Reise interessierte er sich sehr. Als er erfuhr, daß ich beabsichtigte, über den Tiquié und Apaporís den Yapurá zu erreichen, schrieb er mir einen Empfehlungsbrief an seinen Freund, den Colombianer Cecilio Plata, der an der Mündung des Apaporís ein Haus hatte. Er warnte mich vor den Indianern am Yapurá, die sehr gefährlich seien. Vor einiger Zeit hätten die A n d ó k e s an einem Tage sechzig colombianische Kautschuksammler erschlagen, doch seien diese selbst daran schuld gewesen, da sie die Indianer zuerst mißhandelt und ihnen Weiber weggenommen hätten. — An der Yuruparý-Cachoeira seien ihm die meisten seiner Leute, zwölf Uaupés-Indianer, Pisá-tapuyo und Kobéua, in einer Montaría entflohen, obwohl er sie

[134]) Der Beschreibung nach war es der französische Reisende J u l e s C r e v a u x, der den Yapurá im Jahre 1879 befuhr und die ersten Nachrichten über die „Carijona" und „Uitóto" brachte.

[135]) Mit frischem Wasser angerührte Farinha.

gut behandelt habe. Drei Körbe Farinha hätten sie mitgenommen. Die wenigen Ruderer, die er außer seinen eigenen Leuten noch hatte, waren Kobéua und Uanána, alte Bekannte von uns aus Uaracapurý. Beim Abschied schenkte er uns einen großen Paneiro Farinha, was uns in diesem Augenblick am meisten willkommen war.

Köstlich benahm sich bei diesem Zusammentreffen Kauílimu, der Mann mit dem schlechten Gewissen. Während der langen Unterredung mit Don Raphael saß er zusammengekauert im Boot, das Haupt gesenkt. Den linken Arm preßte er wider die Seite, um die fürchterliche Narbe, sein „besonderes Kennzeichen", zu verbergen. Mit der rechten Hand verdeckte er seine Nase, deren weit durchlöcherte Scheidewand ihn sofort als Umáua verraten hätte.

Wir lagerten oberhalb der Pacarão-Cachoeira. Ich ging gegen Abend mit unserem Bahúna-Jäger und Kauílimu, der schwarze Pacú speeren wollte, zur Cachoeira, um mich auf Tapire anzusetzen. Während der Umáua in die Stromschnelle watete, setzten wir uns auf einen der großen, vom Hochwasser angeschwemmten Holzstöße, um nach dem Marsch durch den Sumpfwald ein wenig auszuruhen. Wir saßen ohne Deckung, da wir den Tapirwechsel weiter unterhalb vermuteten, rauchten eine Zigarette und schauten gespannt Kauílimu zu. Es war ein schönes, lebendiges Bild, wie der muskulöse nackte Mensch mitten in den schäumenden Wogen den Fischen auflauerte, sich von Zeit zu Zeit niederduckte, mit dem primitiven Speer[136]) auslegte, kräftig zustach und den zappelnden Fisch aus dem Wasser hob. Unwillkürlich blickte ich mich einmal langsam um, und wer stand kaum zwanzig Gänge hinter uns? — Ein starker Tapir, der aus dem mit Carurú bewachsenen, seichten Fluß äste und bisweilen mit dem beweglichen Rüssel windete, unsere Anwesenheit aber nicht bemerkte, da wir unter Wind saßen und uns nicht bewegt hatten. Ich stieß meinen Gefährten vorsichtig an, flüsterte ihm zu: „tapiíra!", glitt gedankenschnell von meinem hohen Sitz herab in Deckung und schoß dem Tier, das spitz von uns abgewendet stand, eine Riflekugel in das Rückgrat. Es stürzte, erhob sich aber sofort wieder und suchte schwerkrank in plumpem Galopp den schützenden Wald zu erreichen. Der Bahúna schoß mit seinem Vorderlader hinter ihm drein, doch machte das Schrot auf den Dickhäuter wenig Eindruck und trieb ihn nur zu größerer Eile an. „Suána!"[137]) („Er ist weg!") schrie aufgeregt mein Gefährte. Ich sprang rasch in das Wasser, lud im Laufen, schoß ihm noch eine Kugel in die Keule und brachte ihm dann, als er mir die Seite bot, einen Blattschuß bei. Am Waldesrand brach er zusammen und verendete. — Große

[136]) Vgl. oben S. 35.

[137]) Lingoa geral.

Freude! Es war ein prächtiges Stück, stark wie ein junger Stier. Nun hatten wir Fleisch in Hülle und Fülle! — Kauílimu weidete den Tapir kunstgerecht aus, und wir schleiften ihn in das seichte Wasser, wo er bis zum anderen Morgen liegen blieb. Nur Leber und Nieren nahmen wir mit in das Lager, das wir erst in der Dunkelheit erreichten. Unsere Ankunft brachte auch dort frohe Aufregung. Die Leute hatten unsere Schüsse gehört und darüber nicht sehr schmeichelhafte Vermutungen angestellt. Immer wieder mußte der Bahúna erzählen, wie uns das Tier überrascht hatte, und wie und wohin ich es geschossen hatte. Bis in die späte Nacht hinein brodelte und schmorte es an den verschiedenen Lagerfeuern. — Am Spieß gebratene Tapirleber und gekochte Tapirnieren sind freilich auch Delikatessen, die man nicht alle Tage hat.

Mit großer Mühe passierten wir die Yuruparý-Cachoeira (Abb. 60). Eine Felsspitze hätte unser Boot beinahe in der Mitte gespalten. Es schlug hart auf. Verschiedene alte Lecke öffneten sich wieder. Wir lagerten am Fuß des Falles, um das Boot notdürftig auszubessern und den Tapir auf dem Bratrost zuzubereiten. Die Leute wollten sich endlich einmal wieder gründlich satt essen und taten dies auch in sehr ausgiebigem Maße, besonders die beiden Umáua, die sogar das Fett mit Blattüten abschöpften und tranken. Mitten in der Nacht weckte mich Kauánamu und bat mich um eine Zigarette. Es war ihm sehr schlecht. In seinem Kopf machte es „bo-bŏ-bŏ-bŏ", wie er sagte. „Madzíhuli kulákenai!" „Der Tapir ist böse!" —

Oberhalb der Mandií-Cachoeira besuchten wir am Yauareté-Igarapé, der zur Linken mündet, eine verlassene Maloka der Kobéua. Vor Jahresfrist hatten die Colombianer hier einen jungen Mann erschossen, dessen Grab sich neben zwei anderen im Hause fand. Auf der Vorderwand des Hauses standen mit Kohle geschrieben die in diesem strittigen Gebiet für einen Brasilianer ominösen Inschriften: „Viva Colombia", „Vaupez de Colombia", „República de Colombia Dpto. del Cauca", „la Expedición oficial Año 1904". —

Bei den Ihoädóuö am Puránga-Paraná hielten wir uns nur kurz auf, um den Umáua Uäkétimu und seine Frau, die Tsahátsaha, mitzunehmen. Mit unserer zahlreichen Mannschaft hätten wir hier verhungern können. Die Leute hatten nur eine elende Pflanzung und verarbeiteten die Mandiócawurzeln, wenn sie noch ganz klein waren. Sie boten uns holzige und charakterlos schmeckende Beijús an, die sie aus der Wurzel eines dicken Sipó[138]) hergestellt hatten.

Mit Windeseile fuhren wir weiter. So scharf hatten meine Leute noch nie gerudert. Schon sank die Sonne, aber sie zeigten keine Neigung, Halt zu machen.

[138]) Waldschlingpflanze.

Abb. 60. Yuruparý-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

Ich fragte den Tuschaua, ob in der Nähe kein Lagerplatz wäre. Da erfuhr ich den Grund ihres Eifers. Sie wollten noch bis zur Maloka der Pisá-tapuyo kommen, wo ein Maiskaschirí mit Tanz stattfände. Wir durchfuhren in der Dunkelheit eine kleine Stromschnelle. Die Ruderer schrien und jubelten, als wenn sie schon betrunken wären. Erst nach 10 Uhr kamen wir am Igarapé Manapialía an; aber kein Flötengetön, kein Tanzlärm war zu hören. Ich sagte: „okíri aipáua!“[139]) („sie schlafen alle!“) und lachte den durstigen Tuschaua aus. Leise fuhren wir zum Hafen. Man hatte uns gehört und kam mit Fackeln, hielt sich aber vorsichtig zurück, aus Angst, es seien die Colombianer, die ihre Ausreißer wiederholen wollten. Als sie meine Stimme hörten, riefen sie erfreut: „dotóro!“ und kamen heran. Das Kaschirí war nur klein; doch waren ziemlich viele Gäste da, alles umwohnende Pisá-tapuyo. Sie hatten auch getanzt. In einer Ecke lehnten Ambaúva-Stäbe. Trinkend, rauchend und plaudernd saßen wir bis zum frühen Morgen zusammen. Sie erzählten uns triumphierend, wie sie den Colombianern an der Yuruparý-Cachoeira während eines heftigen Gewittersturmes entflohen seien. Nur zwei Tage hätten sie bis hierher gebraucht.

Wir machten am anderen Tag, 11. November, noch einige Handelsgeschäfte. Ein Bahúna kaufte ein großes Fischnetz und vier Kalabassen; der Koróa zwei Bastsäckchen mit Carayurúfarbe.

An demselben Abend trafen wir wieder, freudig begrüßt, in Namocolíba ein.

---

[139]) Lingoa geral.

VI. Kapitel.

Unter den Kobéua.

1. Aufenthalt in Namocolíba. In das Quellgebiet des Cuduiarý.

Kerbhölzer. Fieber. Stechmücken. Umáua-Gürtel. Zauberarzt-Seelen. Tanztrommeln. Hanádzämälú. Tänze der Umáua. Allgemeines Zeichnen. Maisballspiel. Fadenspiele. Blasrohr für Inambú-Jagd. Große Giftpfeile. Kriegskeulen und Tanzkeulen. Indianische Gastfreundschaft. Abschied der Umáua. Totenklagen. Abschiedsklage. Abreise zum oberen Cuduiarý. Die Wunderbinde. Tapirbraten für die „Makú". Gemütliche Reise. Stromschnellen. Steinaxtschliffe und Felszeichnungen. Nebenbäche. Alte Aruakbesiedelung. Boyaróka. Gemischte Bevölkerung des Cuduiarý. Reichtum an Wild und Früchten. Ein gebildeter Hölóua. Die Campos und die großen Höhlen. Quelle des Cuduiarý. „Makú" Yapóoa. Indianer auf dem Kriegspfad. Neugierde der Indianer. Betrunkenheit in Surubiróca. Rückkehr nach Namocolíba.

Meine Leute wurden glänzend ausgelohnt. Nach dieser strapazenreichen Reise hatten sie es auch redlich verdient. Der Uaíana hatte sich zur Kontrolle ein Kerbholz geschnitzt. Die Kerben an der einen Kante des platten Stabes bezeichneten die Tagereisen bis Uaruá-Lago, die Kerben an der anderen Kante die Tage der Rückfahrt. In São Felippe erhielt ich von einem Karútana des unteren Içána ein dreikantiges Kerbholz, an dem die verschieden angeordneten Kerben verschiedene Arbeitsleistungen bedeuteten (Abb. 61).

Ich hatte mir vom oberen Caiarý ein kleines Fieber mitgebracht und mußte in den ersten Tagen nach unserer Rückkehr stundenlang in der Hängematte liegen. Die Pium traten jetzt in ganzen Wolken auf. Man konnte kaum essen, viel weniger schreiben. Der Mosquiteiro half nicht viel. Die kleinen Bestien krochen durch die engen Maschen. Da deckte ich noch das schwarze Tuch vom photographischen Apparat und ein großes Badetuch darüber und lag in den heißesten Stunden des Tages, in denen diese Insektenplage am schlimmsten war, wie in einem Backofen im Halbdunkel.

Abb. 61.
Kerbhölzer.
ca. 1/3 nat. Gr.

Die Umáua verfertigten neue Bastgürtel. Von früh bis spät hockten sie mit einer unglaublichen Ausdauer in einer Ecke des wegen der Stechmücken verdunkelten Hauses und bemalten

sie bei einem schmalen Streifen Lichtes, der durch einen kleinen Spalt der Blätterwand fiel. Als Pinsel diente ein feines Stäbchen, als Farbe Urucúrot, mit der klebrigen Milch des Tururí-Baumes angerührt, als Farbnäpfchen ein zusammengebogenes Stück Bananenblatt (Abb. 62).

Abb. 62. Umáua bemalen ihre Gürtelbinden.

Die Zeichnungen bestanden teils in Mustern, die dank einer entfernten Ähnlichkeit nach Tieren (Schlangen, Fischen), Teilen von Tieren (Fischgräten, Ameisenbärrippen u. a.), Gerätschaften (Axtklingen) usw. benannt wurden, teils stellten sie Seelen von Zauberärzten dar (Abb. 64 und 65). Nach dem Tode eines Zauberarztes teilt sich seine körperlich gedachte Seele. Während die untere Hälfte im Grabe verbleibt, geht der obere Körperteil nicht in das Jenseits der gewöhnlichen Sterblichen, sondern in den „Spezial-Olymp" dieser Vermittler zwischen Menschheit und Geisterwelt über, in eine große Höhle am Macáya, wo diese Bevorzugten auf bemalten Schemeln

Abb. 63. Bastgürtel der Umáua. ca. 1/8 nat. Gr.

sitzen und Menschen fressen; eine Erinnerung an die Anthropophagensitten dieses Karaibenstammes[140]).

Wenn einer mit der Bemalung fertig war, ließ er sich von einem anderen den breiten, starren, auf der Außenseite mit Urucúrot überstrichenen Baststreifen vermittels der weichen Bastbinden fest um die Brust schnüren. Dann legte er sich der Länge nach auf die Erde, und der andere trat so lange auf ihm herum, bis sich der Gürtel der Form des Leibes angepaßt hatte. Der ebenfalls rot gefärbte, fein gefaserte Behang wurde einfach zwischen die Lagen des aufgerollten Bastgürtels gesteckt (Abb. 63).

Die Umáua haben keine Maskentänze. Sie tanzen in ihren Bastgürteln, mit Federn und anderem Zierat geschmückt, zum Klang von Felltrommeln, die an einer über die Schulter laufenden Schnur an der linken Seite getragen und mit einem hölzernen Schlägel bearbeitet werden. Das Trommelfell aus der Haut des Brüllaffen, Wildschweins oder Hirsches ist mit bunten Mustern bemalt und, wie bei unseren europäischen Trommeln, mit Schnüren über den hölzernen Zylinder gespannt[141]). Diese Trommeln sind sicher nicht ursprünglich indianisch, wahrscheinlich aber ein alter Besitz dieser Karaibenstämme aus der Zeit des ersten Auftretens der Europäer[142]). Der Name für die Felltrommel, t a b ú l u , beweist dies zur Genüge. Er ist unzweifelhaft aus dem spanischen t a m - b o r verderbt und der Umáuasprache völlig assimiliert[143]).

Ein beliebter Tanzschmuck der Umáua, der sogar in ihren Tanzliedern besungen wird[144]), sind dreieckige Silberplättchen, die durch Klopfen und Schleifen aus

Wangen-Bemalung der Leute.
Tanz-Bemalung der Leute.
Dämonen-Bemalung
Kleinere (europäische) Axtklingen.
Ameisenbärrippen.
Gr. Steinaxtklingen.
Haut-zeichnung eines kl. Fisches.
Gr. Steinaxtklingen.
Ameisenbärrippen.
Kleinere (europäische) Axtklingen.
Sehr kleine Fische.
Tanz-Bemalung der Leute.
Wangen-Bemalung der Leute.

Abb. 64. Muster auf dem Bastgürtel eines Umáua.

---

[140]) Vgl. Anfänge der Kunst im Urwald. S. 50, Taf. 47b, 48a, b, c.

[141]) Ebenda S. 48, Taf. 47.

[142]) Auch die Karaibenstämme Guayánas, Makuschi u. a., gebrauchen beim Tanz Felltrommeln.

[143]) Vgl. meine Arbeit: Die Hianákoto-Umáua. Anthropos. Bd. III (1908) S. 968—969.

[144]) Vgl. oben S. 93.

Münzen hergestellt werden. Sie werden gewöhnlich nicht, wie von den Uaupés-Indianern, auf der Brust, sondern in den durchbohrten Ohrläppchen getragen und heißen deshalb h a n á - d z ä m ä l ú (Ohrschmuck)[145]).

Kauánamu demonstrierte uns einen ihrer Tänze. Er faßte Schmidt unter dem Arm und sprang mit ihm wild herum, vor- und rückwärts und sich im Kreise drehend, so daß „Nomítakä“ nach der kurzen Vorstellung halbtot war, obwohl er keinen Panzergürtel trug.

Ihre Tänze sind nach Tieren benannt. So nannten sie eine sehr melodische Tanzweise, die sie uns vorsangen: „háku mánāli“ = „Pacú-Tanzgesang“.

Das Zeichnen wurde epidemisch. Umáua und Kobéua drängten sich dazu, für eine Kleinigkeit, ein paar Perlen, eine Zigarette, in das Skizzenbuch zu zeichnen. Jedes umherliegende Papierschnitzel, die weiße Innenseite des Umhüllungspapiers unserer Tafelschokolade, selbst die Etiketten an Stücken der ethnographischen Sammlung bedeckten sie mit Proben ihrer Kunst, Figuren von Menschen und Tieren, Maskentänzern, wenig schmeichelhaften Porträts von mir und Schmidt u. a. (Abb. 66—68).

Kopf der Sucuryú.
Die ganze Rautenzeichnung: Sucuryú-Schlange.
Zacken am Rand: Hautzeichnung der Yararáca-Schlange.
Fischgräten.
Zauberarzt Seelen.
Punkte: Hautzeichnung eines kleinen Fisches.
Die ganze Rautenzeichnung: Sucuryú-Schlange.
Kopf der Sucuryú.
Punkte: Hautzeichnung eines kleinen Fisches.
Rauten: sehr kleine Fische.
Striche am Rand: Fischgräten.
Punkte: Hautzeichnung eines kleinen Fisches.

Abb. 65. Muster auf dem Bastgürtel eines Umáua.

[145]) i-hánā-li = sein Ohr, im Hianákoto.

b.

a.

c.

d.

e.

Abb. 66. Bleistiftzeichnungen der Kobéua und Koróa.
Rio Cuduiarý. $^{1}/_{1}$ nat. Gr.
a. Verfasser. b. Otto Schmidt, am Oberkörper mit Genipapo-Mustern bemalt. c. Frau mit Halskette. (Besonders hervorgehoben sind Geschlechtsteil und Anus.) d. Otto Schmidt.
e. Uiuaraití-Fisch.

a.

b.

Abb. 67. Bleistiftzeichnungen der Koróa. Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr. Der Verfasser, in der Hängematte sitzend. (Bei der sehr primitiven Zeichnung a sind als charakteristisch hervorgehoben: die Sportmütze und die Quasten an der Hängematte.)

a. b. c.

Abb. 68. Bleistiftzeichnungen der Kobéua[146]). Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr. a) Maskentänzer. b) Tauchervögel Carará. c) Schriftnachahmung.

Einige „Krakelfüße" sollen meine Notizen auf den Etiketten nachahmen.

Ich machte den Scherz und legte einen Blaubogen unter das Blatt, auf dem ein Kobéua die sehr charakteristische Figur eines Uinaraití-Fisches entwarf (Abb. 66 e). Als ich ihn dann fragte, wie viele Fische er gezeichnet habe, sagte er natürlich: „e i n e n", und war sehr erstaunt, als ich ihm einen zweiten ganz gleichen Fisch, die Kopie auf der nächsten Seite, zeigte, bis ich ihm das Wunder erklärte. Nun wollte es jeder versuchen.

Ein beliebter Sport, dem wir mit den jüngeren Männern besonders in den kühleren Nachmittagsstunden huldigten, war ein Ballspiel, das am ganzen Caiarý und am benachbarten Aiarý geübt wird. Die Bälle sind aus den Umhüllungsblättern des Maiskolbens verfertigt, wobei die in einem Büschel überstehenden, langen Enden der Blätter, wie die Feder bei unserem Schlagball, dem Ball die sichere Richtung geben (Abb. 69). Bisweilen wird noch eine gelbe Schwanzfeder des Yapú oben eingesteckt. Die Spieler stehen im Kreis in gewissen Abständen voneinander. Es wird meistens mit zwei Bällen gespielt, die mit der Handfläche abgeschlagen werden und die Erde

[146]) Diese Bleistiftzeichnungen Abb. 66, 67, 68 werden hier zum erstenmal veröffentlicht.

nicht berühren dürfen. Es ist ein sehr unterhaltender Sport, bei dem man die außerordentliche Gewandtheit der Indianer und das Muskelspiel ihrer schönen, nackten Körper bewundern muß (Abb. 70 und 71).

Neben den Fadenspielen, die ich bereits vom Aiarý und Tiquié her kannte, sah ich hier einige neue. Sie stellten die „Paxiúba-Palme" und zwei „Spinnen" dar, die giftige Vogelspinne, von den Kobéua máka genannt, und die harmlose Hausspinne, böbőbo, die auch bei den Maskentänzen eine Rolle spielen (Abb. 72).

Bei diesen Fadenspielen hat jeder Teil seine besondere Bezeichnung (Abb. 73).

Abb. 69. Schlagball aus den Umhüllungsblättern des Maiskolbens. ca. $^1/_3$ nat. Gr.

Von den Umáua erwarb ich ein Blasrohr, das nur 190 cm lang, sonst aber ebenso gearbeitet ist, wie das Blasrohr der Buhágana, das ich am oberen Tiquié kaufte[147]), und wie alle Blasrohre des Yapurágebietes. Es diente zur Jagd auf Inambú[148]), Rebhühner, die gewöhnlich im Dickicht des Waldes rasch am Erdboden hinlaufen und dadurch die Handhabung eines langen Blasrohrs unmöglich machen. Die Länge des Mundstückes beträgt bei diesem Blasrohr 5½ cm; das Visier, aufgepichte Zähne eines Nagetieres, ist 52 cm vom Mundstück entfernt.

Die großen Giftpfeile, die am oberen Caiarý und am Apaporís für Hochjagd verwendet werden, unterscheiden sich nicht unwesentlich von den am Aiarý gebräuchlichen[149]). Der in den Rohrschaft eingefügte, im Querschnitt runde Stab aus wohlgeglättetem, dunkelrotem oder schwarzem Holz läuft nicht, wie dort, unmittelbar in eine Spitze aus, sondern hat am oberen, abgestumpften Ende einen 2 bis 3½ cm tiefen Einschnitt, in den die im Querschnitt viereckige bis ovale Spitze aus hartem Palmholz eingesetzt und durch eine Umwickelung mit gepichtem Curauáfaden ziemlich lose befestigt ist. Die Spitze ist fast in ihrer ganzen Ausdehnung dick mit Curare bestrichen und bisweilen oberhalb der Giftschicht ringförmig eingeschnitten. Sonst zeigt der Pfeil dieselbe Technik wie am Aiarý. Die 5 bis 10 cm lange Umwickelung am ungefiederten Handende ist bei einigen Pfeilen stark überpicht und, wie alle anderen Umwickelungen, mit Carayurúrot verziert. Diese Pfeile haben eine

[147]) Vgl. Bd. I, S. 328—329, Abb. 208.
[148]) Crypturus spec.
[149]) Vgl. Bd. I, S. 103—104, Abb. 56.

Abb. 70. Schlagballspiel der Kobéua. Rio Cuduiarý.

Abb. 71. Schlagballspiel der Kobéua. Rio Cuduiarý.

Abb. 72. Fadenspiele der Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Paxiúba-Palme. b. Hausspinne. c. Vogelspinne.

Gesamtlänge von 145 bis 185 cm; der Holzeinsatz ist 30 bis 50 cm lang; die Spitze mißt 10 bis 12 cm und ragt 8 bis 10 cm lang aus dem Holz hervor (Abb. 74 b, c).

Das Futteral unterscheidet sich von dem der Aiarý-Pfeile nur durch sorgfältigere Ausführung und äußeren Zierat. In der Mitte ist es von Flechtwerk aus schmalen Rohrstreifen umgeben. Die Mündung ist durch einen Ring aus der zähen Yasitára-Rinde oder aus Bast verstärkt. Darüber befindet sich häufig ein Streifen Fell des Barrigudoaffen (Abb. 74 a).

Damit der Pfeil fester im Futteral haftet und zugleich der Feuchtigkeit der Zutritt zu dem Gift verwehrt wird, ist das obere Ende des Holzeinsatzes bisweilen mit einem Stück Bast oder einem Fetzen europäischen Stoffes umwickelt (Abb. 74 b).

Die Spitzen dieser Pfeile bestehen auch aus den mit feinen Widerhaken versehenen Rochenstacheln, was natürlich die furchtbare Wirkung des Geschosses noch erhöht.

Der Bogen ist derselbe, den die Indianer zu den Fischpfeilen benutzen, und unterscheidet sich nicht von dem Bogen, der am Içána-Aiarý im Gebrauch ist. Auch die Blasrohre und die Köcher für die Giftpfeilchen bleiben sich in beiden Flußgebieten gleich[160]).

[160]) Vgl. Bd. I, S. 104 ff., Abb. 57, 58; ebenda S. 95, 96, Abb. 51, 52.

Die Keule, die Hauptwaffe für den Nahkampf, ist am Caiarý wie am Içána bereits verschwunden. Nur in Namocolíba fand ich noch eine solche Reliquie aus Väters Zeit. Sie stand unbeachtet in einer Ecke des Hauses und wurde mir für ein kleines Küchenmesser anstandslos überlassen. Den Spuren nach zu urteilen, wurde sie zum Umrühren des Mandiócamehls auf der Herdplatte oder als Stampfer im Mörser benutzt. Sie ist aus schwerem, rotem Holz gearbeitet und 112 cm lang. Der Handgriff ist mit geschnitzten Mustern verziert (Abb. 76) und geht allmählich mit flacher Bahn in das nur wenig breite Blatt über, dessen Kanten abgerundet sind (Abb. 75a und 77).

Bei einem gewissen Tanz, auf den ich weiter unten zurückkommen werde, tragen die Kobéua und ihre Verwandten noch heute Keulen, die eine wesentlich andere Gestalt haben. Sie sind aus demselben roten Holz gefertigt, flach und

Vogelspinne.
a. Beine.
b. Rücken.

Hausspinne.
a. Beine.
b. Rücken.

Raupe.
a. Beine.
b. Kopf.
c. Zunge.

Gürteltier.
a. Beine.
b. Rücken.
c. Ohren.

Kleiner Vogel.
a. Flügel. c. Schwanz.
b. Beine. d. Kopf.

Micúra.
a. Beine.
b. Ohren.
c. Bauch.

Tapir.
a. Beine.
b. Brust.
c. Rückgrat.

Abb. 73. Fadenspiele.

auf dem Blatt mit eingeschnitzten Geflechtsmustern versehen, die mit weißem Ton eingerieben werden, damit sie besser hervortreten. Die beiden Exemplare in meiner Sammlung haben eine Länge von 109 und 111 cm (Abb. 75 b, c).

Die Kriegskeulen der Umáua sind ein gutes Zeugnis für die östliche Herkunft dieses Karaibenstammes. Sie gleichen selbst in Einzelheiten den Keulen der nahe verwandten Guayánastämme. Das Material dieser flachen, verhältnismäßig kurzen (86 und 89 cm) Keulen ist wiederum ein schweres, rotes Holz. Der Handgriff läuft in eine Spitze aus, die bei den Guayánakeulen angeblich dazu dient, dem niedergeworfenen Feind in die Schläfe oder in das Ohr den Gnadenstoß zu versetzen. Eine aus Palmfaserschnur geflochtene Schlinge, die gewöhnlich zum Aufhängen der Keule dient, wird beim Kampf zur größeren Sicherheit um das Handgelenk geschlungen (Abb. 75 d, e).

Die Keule ist die ständige Begleiterin des Umáuakriegers. Er nimmt sie sogar zu freundschaftlichen Besuchen und Tanzfesten mit und benutzt sie gelegentlich als Ruderbank in seinem Kanú.

Meine Umáua genossen in Namocolíba eine unbeschränkte Gastfreundschaft. Jeden Morgen ging die Tsahátsaha abwechselnd mit einer anderen Kobéuafrau auf die Pflanzung und brachte einen Korb voll Mandiócawurzeln heim, die sie sofort verarbeitete. Alle dazu nötigen Geräte wurden ihr zur Verfügung gestellt. Auch zu allen Mahlzeiten wurden die Umáua eingeladen.

Am 19. November fuhren sie in schwerbeladenem Kanú in ihre ferne Heimat, zunächst zum Puránga-Paraná, wo Kauánamu und Kauílimu ihre Frauen holen wollten. Von den Kobéua erhielten sie eine Menge Beijús als Gastgeschenke. Sie nahmen mir beim Abschied das Versprechen ab, in einigen Jahren zum Macáya zu kommen und lange bei den Hianákoto zu bleiben. Sie hätten viele schöne Sachen, besonders schöngemusterte, nach der

a. b. c.

Abb. 74. Giftpfeile der Umáua und Kobéua. ca. 1/4 nat. Gr.

Beschreibung zylindrische Körbe[151]).

In Surubiróca war ein älterer Mann gestorben. Ólá, der dort bei einem kleinen Kaschirífest gewesen war, brachte die Nachricht nach Namocolíba. Sofort hockte die Frau des Tuschaua nieder und stimmte schreiend die Totenklage an. Die übrigen blieben gleichgültig und fuhren fort zu erzählen, zu lachen und zu scherzen. Auch „Mama", wie wir sie nannten, war nach ihrer Klage fröhlich wie zuvor. Der Tuschaua überließ diese lästige Pflicht seiner Frau, obwohl sie gar nicht einmal mit dem Verstorbenen blutsverwandt war.

a. b. c. d. e.

Abb. 75. Keulen. a. Kriegskeule der Kobéua. b. c. Tanzkeulen der Koróa. d. e. Kriegskeulen der Umáua. ca. 1/10 nat. Gr.

Am 23. November kamen in einigen Booten die Ihoädóuö vom Puránga-Paraná. Der Empfang jedes einzelnen war endlos, ein monotones, mit jämmerlicher Stimme vorgetragenes Geplapper. Wieder hielt „Mama" mit einer älteren Frau die offizielle Totenklage für den jüngst Verstorbenen ab, der ein naher Verwandter der Ankömmlinge gewesen war. Es war in allen Einzelheiten dieselbe Zeremonie, wie am Aiarý[152]). Beide Frauen hockten nebeneinander am Boden und hielten sich mit dem einen Arm umschlungen, während sie mit der anderen Hand das Gesicht bedeckten. Zuerst klagten sie abwechselnd; dann vereinigten sie

Abb. 76. Schnitzerei am Handgriff der Kobéua-Kriegskeule.

[151]) Ein Korbflechtmuster der Umáua, das mit Flechtornamenten der Guayánastämme auffallend übereinstimmt, findet sich in: Anfänge der Kunst im Urwald. Tafel 49a.

[152]) Vgl. Bd. I, S. 129, 135, 162 usw.

Abb. 77. Kobéua mit Kriegskeule. Rio Cuduiarý.

ihre Stimmen, die immer lauter, zu einem wütenden Gekreisch wurden und schließlich in den melodischen Trauergesang übergingen:

„himakö́ — himakö́ — himakö́ — yaïbíta — ö́ — himakö́ — himakö́ usw.

„mein Sohn — mein Sohn — mein Sohn — warum bist du gestorben — mein Sohn — mein Sohn“.

Die anderen kümmerten sich nicht darum, schwatzten laut durcheinander, bliesen auf Flötchen und Mundharmonikas, die sie von mir bekommen hatten; ja, die jungen Leute spotteten den beiden alten Klageweibern uns gegenüber leise nach.

Die Beziehungen zu den Gebräuchen der Aruakstämme des Içána-Gebietes wurden am nächsten Tag noch deutlicher. Die an einen Hölöua vom oberen Cuduiarý verheiratete, älteste Tochter des Tuschaua, die mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern schon einige Wochen bei ihren Eltern zu Besuch weilte, nahm Abschied, um in die Heimat zurückzukehren. Frühmorgens, vor Sonnenaufgang fand ein langes, eintöniges Gespräch zwischen dem Tuschaua und seinem Schwiegersohn statt, wobei sich beide, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nicht anschauten. Darauf wiederholte sich dieselbe Szene zwischen Vater und Tochter, endete aber damit, daß beide niederhockten, den einen Arm um den Hals des anderen schlangen und einen von Schluchzen und Tränenströmen unterbrochenen Trauergesang, die Abschiedsklage, anstimmten, in derselben Melodie und demselben Rhythmus wie bei der Totenklage. Dann führte „Mama“ mit Schwiegersohn und Tochter dieselben Szenen auf, und damit war die Hauptzeremonie — denn eine Zeremonie war es trotz der Tränen — beendet. Ein längeres, jämmerliches Geplapper zwischen allen Teilen nacheinander, wie am Anfang, bildete den Schluß. Die Abziehenden beluden sich mit ihren Habseligkeiten, nahmen von jedem der Reihe nach mit wenigen gleichgültigen Worten Abschied und gingen, begleitet von allen Anwesenden, zum Hafen. Die Angehörigen gaben ihnen kleine Geschenke mit auf den Weg, Beijús, Kleidungsstücke u. a.; ich schenkte einen Kamm. Bei der Abfahrt herrschte allgemein, auch bei den Eltern, die größte Fröhlichkeit[153]).

[153]) Über Abschiedsklagen bei den Siusí; vgl. Bd. I, S. 180, 182, 191, 194.

Die Kobéua hatten mir viel erzählt von großen Campos, die sich im Quellgebiet des Cuduiarý erstrecken sollten, und von riesigen „Steinhäusern“, die sich auf diesen Campos befänden, und in denen ich trotz der phantastischen Beschreibung der Indianer sofort großartige Naturgebilde vermutete. Ich beschloß, auch dieser Sache auf den Grund zu gehen und bei dieser Gelegenheit möglichst viel vom Cuduiarý kennen zu lernen.

Am 25. November fuhr ich im leichten Kanú mit wenig Gepäck ab. Ólá, der die „Steinhäuser“ aus eigener Anschauung kannte, nahm ich als Pilot und Führer mit, drei junge Männer und einen Knaben als Ruderer und einen Hund. Schmidt blieb in Namocolíba zurück.

Abb. 78. Baderast am oberen Cuduiarý.

Unterwegs trafen wir meinen früheren Piloten zum Alto Caiarý und kauften ihm von einem Tapir, den er gerade geschossen hatte, ein gutes Stück ab. In Surubiróca hatte ein Knabe Dysenterie. Der Tuschaua versprach sich viel von den Wirkungen einer wollenen Bauchbinde, mit der ich seinerzeit auf der Reise einen kranken Bahúna „kuriert“ hatte. Ich schickte deshalb einen Boten mit einem Schreiben an Schmidt und bat ihn, die Wunderbinde und etwas Tee zu schicken, was dem Patienten, wenn auch nichts nützen, so doch jedenfalls nichts schaden konnte.

Kurz vor Tuíbö begegneten uns zwei Bahúna-Fischer, darunter einer meiner Ausreißer. Der Bursche wurde ganz fahl, als er mich erblickte, lieferte aber ohne Weigerung einen Teil seines vorausbezahlten Lohnes aus. Unser Tapirfleisch war schon am zweiten Tage schlecht geworden. Ólá band den

Rest mit Sipó an einen über den Fluß hängenden Ast als „Lebensmittel für die Bahúna, diese M a k ú", wie er verächtlich sagte.

Oberhalb Tuíbö war der Fluß noch 36,50 m breit, in der Mitte und links 75 cm und rechts 2,20 m tief. Er war sehr gefallen. Überall traten kleine Sandbänke zutage. Trotz der starken Sommerhitze, die jetzt herrschte, war es eine gemütliche Fahrt, zumal uns seit Surubiróca keine Pium mehr das Leben verbitterten. Wir beeilten uns auch nicht sehr, plauderten, badeten mehrmals am Tage (Abb. 78) und schossen von Zeit zu Zeit Fische, von denen der Fluß oberhalb Namocolíba zu dieser Jahreszeit voll war. An seichten Stellen stießen die Leute das Kanú mit Stangen weiter.

Der Cuduiarý hat vier größere Stromschnellen, die in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgen: Aï-, Itapiníma-, Tucáno- und Ipéca-Cachoeira. Sie sind reich an Steinaxtschliffen und wohlausgeführten Felszeichnungen, unter denen große, menschenähnliche Figuren bemerkenswert erscheinen. Die Itapiníma-Cachoeira führt ihren Namen nach einem großen, auf der vertikalen Oberfläche ganz mit Ritzungen bedeckten Felsen, dem „itá piníma"[154]) (bemalten Stein). Neben sinnlosen Kritzeleien erkennen wir ein in der Ornamentik der Indianer sehr beliebtes Zackenmuster, das am ganzen Caiarý-Uaupés „Fledermauszeichnung" genannt wird (Abb. 79)[155]).

[154]) In der Lingoa geral.

[155]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen, S. 62—64, Abb. 31, Taf. 25—26.

Abb. 79. Felszeichnungen an der Itapiníma-Cachoeira. Rio Cuduiarý.

Als ich Ólá fragte, wer alle diese Zeichen und Zeichnungen gemacht habe, gab er mir die vernünftige Antwort: „Vor alter Zeit haben es Leute mit Stein getan“.

Die kleinen Zuflüsse auf beiden Seiten führen zum Teil milchig-weißes Wasser, das sich von dem dunkelgrünen Wasser des Cuduiarý scharf unterscheidet. Viele ihrer Namen gehören unzweifelhaft Aruaksprachen an: Kunúliali, Tuáhali, Kuítschiali, Uaiuáli u. a. Die Endung „—ali“ ist das „—ari, —ary“, das sich in zahllosen Flußnamen des tropischen Südamerika findet und in den Aruaksprachen „Fluß, Bach“ bedeutet, so: Caiarý, Querarý, Cuduiarý, Curicuriarý, Aiarý, Cuiarý und viele andere[156]). Öfters hat man an den Aruaknamen die Endung „—ia“ gehängt, die im Kobéua ebenfalls „Fluß, Bach“ bezeichnet, und so aus Unkenntnis der ursprünglichen Bedeutung einen Pleonasmus geschaffen: Kelalía (Kerari-ia), Hänihália, Yaiualía u. a. — Den Cuduiarý (Cujubim-Fluß[157])) selbst nennen die Kobéua in ihrer Sprache richtig: Huíkola[158]), daneben aber auch mit dem verstümmelten Aruakwort: Kuluhália. Der Name „Kuítschiali“, den mir meine Kobéua nicht zu erklären wußten, bedeutet „Mutum-Igarapé“, denn „kuítschi, kuítsi, kúisi, kũsí“ bezeichnet in fast allen Aruaksprachen dieses leckere Baumhuhn. Dies alles deutet darauf hin, daß in früherer Zeit der Cuduiarý und wahrscheinlich der ganze Caiarý-Uaupés von Aruakstämmen besiedelt waren, die dem Eindringen der Betóyastämme unterlagen und mit der Zeit, wie die Hölöua des oberen Cuduiarý und die sogenannten Baníwastämme des Querarý, ihre heimischen Sprachen vergaßen. Ich werde auf diese Frage später noch zurückkommen.

Kurz oberhalb der Tucáno-Cachoeira (Abb. 80), die wir unter einem wütenden Platzregen passierten, kamen wir an dem mit Schilf und Gebüsch verwachsenen Pucú-Igarapé, einem ansehnlichen linken Nebenbach, vorüber. Er sei eine „boyaróka“[159]) (Schlangenhaus), sagten die Indianer. Viele riesige Wasserschlangen hätten in ihm ihre Schlupfwinkel. Nahe der Mündung herrschte ein penetranter Moschusgeruch. Meine Leute zeigten sich gegenseitig frische, breite Fährten in dem regennassen Uferschilf, das die Ungeheuer beim Durchkriechen niedergedrückt hatten. Wir beeilten uns, von dem unheimlichen Ort wegzukommen.

---

[156]) Alle Sprachen Nordwestbrasiliens haben kein reines ‚l‘ oder ‚r‘, sondern einen Laut, der zwischen beiden liegt. — Vgl. auch Bd. I, S. 226, Fußnote 154.

[157]) Vgl. oben S. 64.

[158]) Bedeutet ebenfalls „Cujubim-Fluß“; huikó = Cujubim, im Kobéua.

[159]) Lingoa geral.

Die verhältnismäßig starke Bevölkerung des Cuduiarý ist sehr verschiedenen Ursprungs, spricht aber heutzutage nur e i n e Sprache, das Kobéua. Im Gebiet der Mālapöóua (Bahúna) trafen wir noch eine Maloka der Koróa. Dann folgten in einigen kleinen Häusern Hähänaua (Kobéua), die früher P ä d í k u ö (Reibebrett-Leute) hießen, und P i ä t o k a u ö. In alter Zeit seien diese letzteren Feinde der Kobéua gewesen, und noch heute sind sie berüchtigt als „Herren des Krankheitsgiftes", „marakaïmbára-iára"[160]). Viele schienen noch nie Weiße gesehen zu haben. Kleine Fischerkanús bargen sich bei unserer Annäherung scheu unter dem Ufergebüsch. Ich besuchte ein Haus.

Abb. 80. Tucáno-Cachoeira. Rio Cuduiarý.

Die Bewohner, denen das dichte Haupthaar bis auf die Schultern fiel, hielten sich ängstlich im Hintergrund. Als ich ein Bündel Giftpfeile zur Ansicht verlangte, reichte es mir ein Alter, indem er es an der äußersten Spitze hielt, drei Schritte vom Leibe. In einer verlassenen Maloka dieses Stammes wurde mein jüngster Begleiter, der Kobéua-Knabe, während des Schlafes von einer großen Fledermaus in die Zehe gebissen, so daß er viel Blut verlor und mehrere Stunden ganz schwach war.

Von Ipéca-Cachoeira an flußaufwärts wohnt in zwei Malokas und mehreren Hütten der kleine „Baníwa"-Stamm der H ö l ö u a.

Der obere Cuduiarý ist sehr reich an Wild, besonders an Tapiren, die zu verschiedenen Trinkplätzen im Walde kommen und dort mit ihren Jungen

[160]) Lingoa geral.

in possierlich-plumpen Sprüngen ihr Spiel treiben, was wir mehrmals in guter Deckung beobachten konnten. Lebensmittel brachten uns die Indianer mehr, als wir verzehren konnten. Wir hatten bisweilen das halbe Boot voll Bananen und prächtiger Ananas und mußten manches zurückweisen oder an Vorüberfahrende verschenken.

Abb. 81. Auf dem oberen Cuduiarý.

Am 28. November erreichten wir die letzte Maloka der Hölóua, nachdem wir uns den ganzen Tag mühsam durch den von Baumstämmen verfallenen, nur noch wenige Meter breiten Fluß gearbeitet hatten. Zugleich mit uns kam die Hölóua-Familie an, die einen Tag vor uns in Namocolíba abgefahren war, wegen der kleinen Kinder aber nur kurze Tagereisen hatte machen können (Abb. 81). Ein Kaschirífest war im Gange. Viel Volk war erschienen, unter den Bahúnagästen (Abb. 82) auch mein anderer Ausreißer, der mir verlegen aus dem Wege ging, das verkörperte schlechte Gewissen. Ein Hölóua, ein schlanker, junger Mann, nackt wie alle anderen, redete mich in gutem Portugiesisch an. Er war im Hause eines Brasilianers, Pedro Maranhão, am Rio Negro erzogen worden. Jetzt wollte er aber nichts mehr mit den Weißen zu tun haben. Offenbar hatte er schlimme Erfahrungen gemacht. Der Flötenlärm und das Durcheinanderschwatzen so vieler Menschen ließen mich die ganze Nacht kaum zur Ruhe kommen.

Am nächsten Morgen herrschte allgemeine Katerstimmung. Auch meine Leute lagen halb bewußtlos in den Hängematten, als wenn die ganze Reise nur ein eitler Traum wäre, bis ich sie mit einigen kräftigen Worten aufmunterte. Zwei Stunden Fahrt brachten uns zu einem Fußpfad auf dem rechten Ufer, der zu den Campos führte. Zunächst ging es steil bergan durch Hochwald; dann folgte ein schmaler Streifen lichten Waldes (Catinga), und vor uns lag der weite Campo im Sonnenbrande.

Ein merkwürdiger Anblick, ungewohnt für einen, der so lange Monate nur dichten Urwald gesehen hat! Die ganze Fläche ist mit Felsplatten übersät. Eine spärliche, von mir noch nie gesehene Vegetation fristet in den Felsritzen ein elendes Dasein. Niedrige, krankhaft verwachsene Bäume, verkümmerte

Sträucher, Baumlilien, kandelaberartig verästelt und an den Spitzen Büschel harter Blätter tragend, hier und da ein einsames buntes Blümchen. Fern im Süden begrenzen den Blick die Gebirge des oberen Caiarý, von denen sich die sagenumwobene Táku, der Wohnsitz der Dämonen, mit ihren schroffen Felsabhängen scharf abhebt (Abb. 83). Es ist keine Savanne, sondern eine sehr lichte Buschsteppe und dem Cerradão, dem „Campo cerrado" der Hochebene von Matto Grosso mit seiner Krüppelvegetation zu vergleichen, wenn auch der Pflanzencharakter hier ein ganz anderer ist wie dort. — Wir schritten weiter

Abb. 82. Bahúna mit Gesichtsbemalung. Rio Cuduiarý.

auf dem sonnendurchglühten Hochplateau, über dem die Luft vor Hitze zitterte. Die Naturgewalt hat auf den Felsplatten zahlreiche Gruben und Grübchen ausgehöhlt, deren Ränder scharf emporstehen, wie wenn sie beständig niederfallende Regentropfen hergestellt hätten. Der Marsch mit nackten Füßen über diese glühenden Zacken bereitete uns gerade keinen Genuß. Schon wanderten wir eine halbe Stunde; endlich sagte mein Führer Ólá: „Da ist das eine große Steinhaus!" Zunächst sah ich gar nichts; der Boden war so flach wie überall, bedeckt mit zahlreichen Steinplatten, die nur wenig hoch übereinander lagen. Wir krochen durch dichtes Gestrüpp bis zu einem niedrigen Spalt, der sich in

Abb. 83. Die großen Campos am oberen Cuduiary.

schwarzer Finsternis nahe am Boden zwischen einigen Felsplatten zeigte. Gleich hinter dem schmalen Eingang öffnet sich ein riesiges Labyrinth von hohen Sälen und geraden, breiten Gängen, die zu beiden Seiten regelmäßige Kammern abzweigen. Die hohe Decke, die von dem matten Schein unserer Laterne nicht erreicht werden konnte und in tiefem Dunkel lag, ist gestützt von mächtigen, runden, nach der Mitte zu sich verjüngenden Pfeilern; der Boden platt wie gestampft, mit feinem, weißem Sand bedeckt; das Gestein, weißer Sandstein, aus dem das ganze Hochplateau zu bestehen scheint, ist mit einer gelblichen Schicht, ähnlich Tropfstein, überzogen, teils spiegelglatt, teils von zahlreichen Grübchen und Höhlungen zerrissen (Abb. 84 und Taf. V). Wir besuchten einige Gänge und Säle, drangen aber bei weitem nicht bis an das Ende vor. Bei unserem spärlichen Licht wäre es auch zu gefährlich gewesen, da wir, abgesehen von Raubzeug und kriechendem Gewürm, nicht wissen konnten, ob sich nicht plötzlich ein heimtückischer Abgrund vor unseren Füßen öffnete. Überall ertönte in der Finsternis ein unheimliches Sausen: es waren Tausende von großen Fledermäusen, die wohl als einzige Bewohner diese unterirdischen Paläste bevölkerten. Auch Jaguar und Boa sollen sie bis-

weilen zum Schlupfwinkel wählen. Diese Höhle, die vom Cuduiarý weiter entfernt ist, nennen die Kobéua kölálāmi[161]) — „Haus des Felsenhahns". In der Nähe fanden wir eine Steinplatte, die in einer Höhe von etwa zwei Metern auf einigen Felsen ruhte und eine Art Tor bildete. An dem südwestlichen Abhang des Hochplateaus zieht sich deutlich erkennbar das Tal des Cubíu-Paraná zum Caiarý. Ein vielbetretener, schmaler Pfad, der den Cubíu-Paraná mit dem Cuduiarý verbindet, führt an diesen gewaltigen Höhlungen vorbei, von denen wir eine zweite, anscheinend nicht minder große, auf dem Rückmarsch flüchtig besuchten. In ihr, nahe dem einzigen niedrigen Eingang entspringt ein unterirdisch fließender Quell mit klarem, braunem, sehr kalten Wasser. Wahrscheinlich kommunizieren beide Höhlungen miteinander. Diese zweite Höhle heißt bei den Kobéua: takä́lāmi[162]) — „Haus des Affen". In sehr alter Zeit hätten „andere Leute", die sagenhaften Kúaiua[163]), die „Steinhäuser" erbaut. —

In der Tat — die Indianer haben Recht! Es sind „Steinhäuser", aber nicht von schwacher Menschenhand errichtet, — die allgewaltige Natur ist der Baumeister gewesen. Wie viele Jahrtausende mögen darüber hingegangen sein, als die Wasserfluten diese Höhlungen aus dem Sandstein ausspülten und dieses riesige Labyrinth schufen, das sich mit mehreren Eingängen offenbar unter dem ganzen Hochplateau hinzieht! Wie viele Jahrtausende mögen dazu gehört haben, dieses gewaltige Werk zu vollenden! —

Fünf Tagereisen oberhalb der Höhlen erhebt sich, nach der Aussage der Indianer, inmitten großer Campflächen eine steile Serra, von welcher der Cuduiarý als kleiner Bach in Kaskaden abstürzt. Auf diesen Campos, die sich weit nach Norden

Abb. 84. Eingang einer Höhle am oberen Cuduiarý.

[161]) Zusammengezogen aus: kölá-kuma-kölámi.

[162]) Zusammengezogen aus: takä́-kölámi.

[163]) Mit dem Namen dieses sagenhaften Stammes vergleiche Kóai, Kúai, den Namen eines der Stammesheroen der Aruakstämme dieser Gegenden. Bd. I. S. 189ff.

erstreckten[164]), streiften „Makú", die von den Kobéua Yapóoa (Kuruá-tapuyo)[165]) genannt werden.

Gegen Abend waren wir wieder in der Hölöua-Maloka und traten am anderen Morgen die Rückreise an.

Die Hölöua- und Kobéua-Häuser bei Ipéca-Cachoeira fanden wir verlassen. Die Bewohner waren in den Wald geflohen. Wie mir Ólá erzählte, waren die Kuatí-tapuyo (Gürteltier-Indianer) der Içána-Cabeceiras[166]) auf dem Kriegspfad. Ein Hölöua, der bei Verwandten am oberen Querarý gewesen war, hatte die Nachricht mitgebracht, daß eine Bande Kuatí-tapuyo auf weiten Landwegen im Anzug sei; um die Hölöua totzuschlagen. Wahrscheinlich handelte es sich um Blutrache, Marakaímbára-Zauberei[167]) oder ähnliches. Vor einiger Zeit hätten die Kuatí-tapuyo, die von den Kobéua Baipíua genannt werden, bei ihren Nachbarn, den Uainambý-tapuyo (Kolibri-Indianern), die Bewohner von drei Häusern erschlagen. Bei diesen „Kriegen" überfallen die Feinde die Maloka gewöhnlich um Madrugada (3—4 Uhr morgens) und töten die Bewohner im Schlaf mit den fürchterlichen breiten Eisenlanzen. Alle diese Aruakstämme des Içána-Quellgebietes und die „Baníwa"-Stämme des Querarý seien alte Feinde der Kobéua.

Es gab noch manchen Aufenthalt. In jedem Haus, das wir besuchten, mit jedem Vorüberfahrenden hielt Ólá ein längeres Gespräch über Woher und Wohin und schilderte unsere Reise mit allen Einzelheiten. Diese Indianer sind schrecklich neugierig und gewissenhaft — wenigstens in ihren Erzählungen. Eine stehende Redensart, mit der jede Unterhaltung eingeleitet wurde, war: „kopaí däuö kali" — „heim fahre ich jetzt".

In Surubiróca trafen wir nur eine alte Frau und einige Kinder. Die Männer waren in einer nahen Maloka beim Kaschirí. In der Nacht hörten wir von dort her lange Zeit wüstes Geschrei. „Die Männer streiten", sagte Ólá. Deutlich schallte vor allen heraus die Stimme des Tuschaua, der im Rausch gefährlich sei. Am Morgen kamen sie an, alle, leider auch eine Frau, betrunken und zudringlich. Wir machten, daß wir weiterkamen, und landeten gegen Mittag (2. Dezember) im Hafen unseres idyllischen Namocolíba.

---

[164]) Wahrscheinlich über den oberen Inírida (Paponáua) und den Guaviare hinaus, unmittelbar übergehend in die Llanos des östlichen Colombia. Vgl. oben S. 111 das Kärtchen.

[165]) kuruá bezeichnet in der Lingoa geral eine Palme, aus deren Blättern die Indianer Matten flechten; die Kobéua nennen sie yapó: Attalea spectabilis Mart.

[166]) Vgl. Bd. I, S. 166, 196.

[167]) Vgl. Bd. I, S. 167, 270.

2. Sitten, Gebräuche und Anschauungen der Kobéua.

Heirat. Frauenraub. Hohe Sittlichkeit. Liebe unter Ehegatten. Speisevorschriften vor der Geburt. Fasten und andere Gebräuche nach der Geburt. Namen. Tragbinde. Hängestühlchen. Tierische Milchgeschwister. Elternliebe. Jugendliche Großmütter. Rasches Verblühen der Frau. Decenz der Frau. Große Kindersterblichkeit. Keine körperlichen Strafen. Kindererziehung. Begräbnisgebräuche. Fasten. Totenklage. Totenfest. Erbfolge. Trauerjahr. Jenseits. Seele bei Schlaf und Traum, bei Niesen und Gähnen. Endokannibalismus. Kraftübertragung. Zauberarzt. Werwolfglaube. Krankheitsgift. Krankenkur. Zauberrassel. Waldgeister. Tradition: Hömånihīkös, des Ahnherrn, Geburt und Taten; Hömånihīkös Brüder; Erfindung der Maske und Maskentänze; Seelenvogel; Hömånihīkös Kriegszug gegen die Uanána. Yuruparý-Fest. Tiertänze. Tanz mit dem Hut.

Bei diesem langen und friedvollen Zusammensein mit den Kobéua in Namocolíba konnte ich den besten Einblick in ihr harmonisches Familienleben gewinnen und erfuhr manches über ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen durch eigene Beobachtung und die Erzählungen meiner Freunde. Vieles haben sie mit den Stämmen des Aiarý gemeinsam, wie überhaupt ihre ganze Kultur von den Aruak stark beeinflußt erscheint.

Will bei den Kobéua ein junger Mann heiraten, so fragt er bei dem Vater seiner Auserwählten an. Gibt dieser seine Einwilligung, so bleibt der Bräutigam fünf Tage lang im Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern. Während dieser Zeit findet ein großes Tanzfest mit Gelage statt, zu dem viele Gäste eingeladen werden. Nachdem der Vater am Schluß des Festes dem Schwiegersohne die Tochter mit empfehlenden und ermahnenden Worten übergeben und damit die Ehe gewissermaßen offiziell als gültig erklärt hat, nimmt der junge Ehemann die Gattin bei der Hand und eilt mit ihr zum Hafen. Der Schwiegervater folgt dem Paare, laut klagend und die Tochter, die ebenfalls weint und klagt, beständig mit der Hand leicht auf den Rücken schlagend. Hinter ihm kommt die weinende Mutter, die die Aussteuer der Tochter, Hängematte, Körbe, Töpfe usw., trägt und in das Kanú der Brautleute legt, die darauf mit größter Geschwindigkeit heimwärts fahren. Als Geschenke oder, besser gesagt, Bezahlung erhalten die Eltern der Frau von dem Schwiegersohne: Hängematte, Körbe, Siebe und wertvolle Tanzgeräte.

Bei manchen Horden soll noch heute der zeremonielle Frauenraub Sitte sein. Die Braut wird von dem Bräutigam und seiner Sippe mit Gewalt und unter großem Lärm aus der Maloka geraubt, wobei es bisweilen auf beiden Seiten tüchtige Prügel absetzt. Am anderen Tag kommen die Parteien zur eigentlichen Hochzeit zusammen und tanzen bei einem großen Kaschirí friedlich miteinander. Bei der Hochzeitsfeierlichkeit werden von Braut und Bräutigam die Kaschirí-Kalabassen ausgetauscht.

Über einen „Raub der Sabinerinnen" am oberen Caiarý berichtet eine Sage der Kobéua, die unzweifelhaft einen historischen Hintergrund hat: Vor

HÖHLE AM OBEREN CUDUIARÝ.

vielen, vielen Jahren raubten die Uanána, die damals am oberen Querarý an der großen Lagune P á l u d y a wohnten, die beiden Töchter des H ö m ä n i - h ī k ö, des Stammvaters der Kobéua, und machten sie zu ihren Frauen. Darob erzürnte Hömänihīkö, zog mit seinem Bruder M i a n í k ö t ö i b ö gegen die Uanána zu Felde und verbrannte eine große Anzahl von ihnen in einem Hause auf dem Gebirge M á b o. Die Überlebenden flohen nach der Stromschnelle von Carurú, wo noch heute der Oberhäuptling des ganzen Uanánastammes seinen Sitz hat.

Auch die bis auf den heutigen Tag von den freien Stämmen des oberen Rio Negro und seiner Nebenflüsse streng beobachtete Gewohnheit, die Frauen stets aus anderem Stamme zu nehmen, scheint auf den alten Frauenraub hinzuweisen.

Während das junge Mädchen die größte Freiheit genießt, und ihre Unschuld nicht über alle Zweifel erhaben zu sein braucht, steht die Ehe durchschnittlich auf einer sittlich sehr hohen Stufe, und die Treue wird selten von einem der beiden Ehegatten verletzt.

Nie habe ich auch nur den Schatten eines undezenten Benehmens im Verkehr von Eheleuten bemerkt, nie unter normalen Verhältnissen ernstere Streitigkeiten, häßliche Szenen, die in unserem „zivilisierten" Europa in manchen Kreisen leider vielfach an der Tagesordnung sind.

Ein junges Pärchen in Namocolíba war unzertrennlich. Fuhr der Mann zum Fischfang, so saß die Frau am Steuer; ging die Frau zur Arbeit in die Pflanzung, so begleitete sie der Mann mit Bogen und Pfeilen, um in ihrer Nähe zu jagen. Nach des Tages Last und Hitze saßen die beiden gewöhnlich auf dem Dorfplatz, kämmten sich gegenseitig die Haare und lasen sich die Läuschen aus dem dichten Haupthaar oder die Stechmücken vom Rücken ab.

Spielt die Frau schon als Gattin und Beraterin des Mannes eine große Rolle, so ist dies naturgemäß noch mehr der Fall, sobald sie Mutter geworden ist. Damit übernimmt sie ihre eigentliche Lebensaufgabe, denn die Pflege und Erziehung der Kinder ist allein ihrer Pflichttreue überlassen.

Schon vor seinem Eintritt in die Welt genießt das Kind die Fürsorge der Mutter. Einen Monat vor der Geburt darf die Kobéuafrau alle Vögel und Fische essen, außer dem Pirarára[168]), dessen Genuß überhaupt mancherlei üble Folgen haben soll. Alle Vierfüßler aber, besonders Tapir, Capivára und Hirsch, sind ihr verboten. Diese Vorschrift gipfelt also in einer geregelten Diät, wie sie der Indianer bei allen Krankheitsfällen anwendet. Der Mann darf alles essen.

[168]) Silurus Pirarara. Natt.

Mit irgendwelchen geschlechtlichen Speisevorschriften hing es wahrscheinlich zusammen, daß zwei meiner Umáua, die in kinderloser Ehe lebten, keinen Hirschbraten essen wollten, sondern heftigen Abscheu davor ausdrückten, während der dritte, der ein Söhnchen sein eigen nannte, mit gutem Appetit davon aß.

Die Geburt findet entweder in der Maloka selbst oder in einer abseits gelegenen Hütte oder auch nur im Walde statt, im Beisein und unter dem Beistand aller verheirateten Weiber, die im Gesicht festlich rot bemalt sind. Die Nabelschnur wird von der Mutter des Mannes mit Titiríca-Schneidegras[169]) abgeschnitten und sofort mit der Nachgeburt vergraben. Bei Zwillingen wird das Zweitgeborene unmittelbar nach der Geburt getötet und an Ort und Stelle begraben; wenn die Kinder verschiedenen Geschlechtes sind, das weibliche.

Wenige Stunden nach einer Geburt in Namocolíba begab sich der Zauberarzt mit seinem ganzen Zauberapparat, Rassel, Bergkristallen u. a., den er in einem flachen Korb trug, in die „Wochenstube", die mit Paxiúbalatten und Bananenblättern dicht abgeschlossen wurde. Dort nahm er eine lange Beschwörung in eintönigem Gemurmel vor, wobei außer der Wöchnerin und ihrem Manne nur seine Eltern anwesend waren. Der Abschluß der fünftägigen Wochenzeit, die stets in der Wohnungsabteilung des jungen Paares abgehalten wird, war von denselben Gebräuchen begleitet wie am Tiquié[170]). Bevor man das Neugeborene zum ersten Bad trug, wurde das ganze Haus ausgeräumt. Auch wir mußten unser ganzes Gepäck ins Freie bringen. Erst am folgenden Tage brachte ein naher Anverwandter — in der Regel ist es der Bruder des Mannes — gekochte Fischchen zur Speise, womit die Fastenzeit vorüber war.

Acht Tage nach der Geburt veranstalten die Eltern zu Ehren ihres Sprößlings ein Trinkfest, zu dem die ganze Verwandtschaft zusammenkommt. Bei dieser Gelegenheit gibt der Großvater (Vater des Vaters) dem Kinde den Namen. Die Knaben erhalten fast immer zwei, die Mädchen stets nur einen Namen.

Männernamen:

Uëkö = Tapir
Yalákö = Capivara
Olólö = Fledermaus
Míaui = Geier
Pupúli = Eule

Kádyu = Huhn
Umúbo = Yapú
Pīdú = kleiner Vogel
Bíohakö = kleiner Vogel
Pauákö = Yandiá-Fisch

Ualí = Acará-Fisch
Bolíkakö = Aracú-Fisch
Äbä = kleine Kröte
Naháukö = Krabbe
Yamápola = Hirschhaar
Yamáhäuö = Hirschbart

[169]) Scleria.

[170]) Vgl. Bd. I, S. 312.

Frauennamen:

Koläko = Specht   Pauáko = Yandiá-Fisch   Bolíkako = Aracú-Fisch
Táko = Bastmutter.

Auiyáta, das offenbar mit „auiyá = Sonne" zusammenhängt, findet sich als Männer- und Frauenname.

Als Doppelnamen kommen vor: Pauákö Yauídö, Óláhindo Yamáhäuö, Äbä Umänahokö (= Kröte Wasserjungfer) u. a.

Zusammengesetzte Namen werden fast stets abgekürzt. Statt „Óláhindo" sagt man „Ólá", statt „Yamápola" oder „Yamáhäuö" „Yamá" usw. Auch meine Umáua „Kauílimu" und „Kauánamu" nannten die Kobéua gewöhnlich „Kauí" und „Kauá". Ebenso werden die christlichen Namen häufig abgekürzt. Statt „Domingo" sagen sie „Dómi". — Statt „Marcellino" sagten die Tukáno am Tiquié „Massá".

Ein kleines Kind, Knabe oder Mädchen, reden die Kobéua mit dem Liebkosungswort „tχumí" an, was ungefähr unserem „Kleines, Kleinchen" entspricht.

Auch hier begegnete ich der Scheu, den indianischen Namen zu nennen[171]).

Dieselbe Furcht vor Zauberei, die aus diesem Bedenken spricht, zeigte sich, als ich von den Indianern Haarproben nehmen wollte. Sie waren anfangs sehr erstaunt und fragten ängstlich, was ich damit machen wollte. Als ich ihnen sagte, ich wollte sie meiner Frau zeigen, die blondes Haar habe, waren sie sofort damit einverstanden.

Vom Augenblick der Geburt bis zu dem Zeitpunkt, wo das Kind sich seinen eigenen Füßen anvertrauen kann, sieht man die Mutter selten ohne dieses. Es ist bis dahin sozusagen ein untrennbarer Teil ihres Ichs.

Ist das Kind noch sehr klein, so trägt es die Mutter in einer breiten Bastbinde, die sie über die rechte Schulter hängt (Abb. 85). Später, wenn es schon allein sitzen kann, läßt sie es auf ihrer Hüfte reiten und umschlingt es nur lose mit der einen Hand. In dieser Weise kann man häufig Mutter und Kind am Tanze der Männer teilnehmen sehen[172]). Schon die kleinen Mädchen schleppen so ihre jüngeren Geschwister umher,

Abb. 85. Kobéua-Frau mit Kind in der Tragbinde. Rio Cuduiarý.

[171]) Vgl. Bd. I, S. 184.
[172]) Vgl. Bd. I, S. 90, Abb. 34, 98, 101, 104, 170.

deren Pflege ihnen zeitweise anvertraut ist. Possierlich ist der gravitätische Ernst, mit dem diese kleinen Mütter, das ältere Vorbild nachahmend, ihr Amt versehen. Wird das Kind der Mutter bei ihren häuslichen Arbeiten lästig, so bringt sie es im Hängestühlchen unter. Es sind äußerst zweckentsprechende, aus biegsamen Stäbchen und Baststreifen konstruierte Apparate, in denen das Kind aufrecht sitzen (Abb. 86) oder auch stehen kann. Damit ist beiden Teilen geholfen. Die Mutter ist der Wartung des Kindes für einige Zeit enthoben, das Kind ist in Sicherheit; es kann nicht fallen und nicht auf dem Boden umherkriechen, Erde essen und sonstigen Unfug anrichten. Ja, wenn man das Stühlchen so tief hängt, daß das Kind mit den Füßen auf dem Boden steht, kann es darin sogar laufen lernen (Abb. 87).

Abb. 86. Hängestühlchen der Siusí. Rio Aiarý. ca. 1/11 nat. Gr.

Ihre Mutterliebe übertragen die Indianerinnen auch auf ihre zahlreichen Haustiere, in deren Zucht und Zähmung sie ihren ganzen Stolz setzen. Was sie daher von jungen Säugetieren fangen können, ziehen sie an ihrer eigenen Brust auf, wodurch diesen Tieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen.

Unter den Lieblingstieren, die die Kobéuafrauen bei allen möglichen Gelegenheiten mit sich schleppten, sah ich mehrmals junge Faultiere, die stumpfsinnigsten Bewohner des brasilianischen Urwaldes. Wie kleine Kinder klammerten sich diese Tiere um den Hals ihrer Pflegemütter, in deren Fürsorge sie sich mit ihren zweibeinigen Milchgeschwistern redlich teilten.

Eines Tages hatte ein Jäger eine Äffin geschossen und das Junge lebend mitgebracht. Seine Frau suchte es an ihre Brust zu gewöhnen, indem sie das sich heftig sträubende kleine Scheusal, das wütend kratzte und um sich biß, kräftig am Halse packte und ihm aus ihren vollen Brüsten Milch in das Maul spritzte. Auch einen kleinen Vogel fütterte sie auf diese Weise,

Abb. 87. Kobéua-Kind im Hängestühlchen. Rio Cuduiarý.

doch der war schon verständiger und sperrte den Schnabel verlangend auf nach dem süßen Trank.

Die Kinder genießen von den Eltern eine liebevolle Behandlung, wenn der Indianer auch gewöhnlich seine Gefühle vor Fremden verbirgt. In Namocolíba aber und anderen Dörfern, wo ich mich längere Zeit aufhielt, und wo die Indianer mich gewissermaßen zur Familie rechneten und deshalb keine Scheu mehr vor mir zeigten, konnte ich bemerken, daß die Eltern besonders die kleinen Kinder mit denselben Zärtlichkeiten überschütteten wie bei uns. Stundenlang sah ich Frauen mit ihren Kindern spielen und sie unterhalten. Ist noch ein Baby da, das die ausschließliche Pflege der Mutter beansprucht, oder muß diese ihrer Hausarbeit nachgehen, so überläßt sie das etwas ältere Kind gern der Großmutter, die bisweilen auch das Säugen übernimmt. Die Indianer sagen, die Frauen wendeten ein Mittel an, das ihnen die Milch bis in ein hohes Alter erhalte.

Freilich gibt es unter den Indianerinnen noch recht jugendliche Großmütter. Da viele bei ihrer frühen Entwicklung schon mit 10—12 Jahren heiraten, so können sie Großmütter werden in einem Alter, in dem die moderne Europäerin gewöhnlich erst die Ehe schließt. Die allzu frühe Mannbarkeit und Heirat der indianischen Mädchen mag eine der Hauptursachen ihres raschen Verblühens sein.

Bei den Stämmen Nordwestbrasiliens ist das weibliche Geschlecht zwar in der Regel von gesundem und kräftigem Körperbau, zeichnet sich aber gerade nicht durch Schönheit aus.

Nach dem 20. Lebensjahre ist bei der Indianerin die Blüte gewöhnlich vorüber. Die ebenmäßige Gestalt wird häufig durch ekelhafte Fettanhäufung verdeckt, und die Elastizität der Bewegungen macht einer gewissen Trägheit Platz. Andere Frauen magern nach mehrmaliger Mutterschaft stark ab; die Züge werden scharf und knochig, und unter den älteren Weibern trifft man bisweilen wahre Hexenmodelle mit halberblindeten, triefenden Augen.

Trotz der geringen Bekleidung der Frauen sah ich nie bei ihnen auch nur die geringste Unanständigkeit. Selbst gänzlich unbekleidete Frauen benahmen sich so dezent, daß man ihre Nacktheit völlig vergaß.

Die zärtliche Liebe der Mutter zum Kinde zeigt sich schon darin, daß sie es mit allem möglichen Schmuck behängt. Die schönsten Halsketten aus aufgereihten Tierzähnen und Pflanzensamen und mühsam durchbohrten Steinperlen findet man bei den kleinen Kindern. Durch nichts kann man sich die Eltern und besonders die Mutter rascher zu Freunden machen, als wenn man ihr Kind mit Perlen beschenkt, die sofort auf einen Faden gereiht und dem

Abb. 88. Bambusrohr mit Ritzmuster; Kinderspielzeug. Uanána. Rio Caiary-Uaupés. 1/2 nat. Gr.

Kleinen um den Hals gehängt werden, was stets die ganze Familie zu lauten Ausrufen der Bewunderung hinreißt.

Bei jeder Gelegenheit wird das Kind von der Mutter bemalt, teils zum Schmuck mit Urucúrot, teils als prophylaktisches Mittel gegen den bösen Katarrh und andere Krankheiten mit dem Purpurrot des Carayurú. Oft brachten mir die Frauen ihre kranken Kinder und baten mich flehentlich, sie zu heilen. Rührend ist ihre Sorge, erschütternd ihre Trauer bei dem Verlust ihrer Lieblinge. Gleich im Anfang meiner Bekanntschaft zählten mir die Frauen gewöhnlich mit jämmerlicher Stimme die Kinder auf, die ihnen der unerbittliche Tod entrissen hatte, indem sie mit traurigen Mienen nach der Erde zeigten. Die Kindersterblichkeit ist groß. Daher kommt es wohl auch, daß in meinem Forschungsgebiet trotz der verhältnismäßig großen Fruchtbarkeit der Frauen die Bewohnerzahl nicht zunimmt, bei einigen Stämmen sogar ständig zurückgeht.

Die Kinder zeigen schon frühzeitig große Intelligenz und natürlichen Anstand. Zwar gibt es auch bei den Indianern, wie in der ganzen Welt, ungezogene Kinder, besonders unter den kleineren, die noch nicht die Ruhe und Selbstbeherrschung der Eltern angenommen haben. Wohl weisen die Eltern sie dann mit ermahnenden Worten zurecht, wohl sagt der Vater einmal zum schreienden Kind, das ihm und anderen die Nachtruhe stört: „obähakö, abóχökö daíbi!" („Sei still, der böse Geist kommt!"), aber nie sah ich, daß sie sich in jähem Zorn zu Ungerechtigkeiten oder gar Mißhandlungen hinreißen ließen.

Sobald sie laufen können, ahmen die Kinder die Tätigkeit der Erwachsenen nach. Während das kleine Kind sich mit einem Bambusstäbchen als Spielzeug begnügt (Abb. 88), übt sich der heranwachsende Knabe mit kleinen Bogen und Pfeilen, die ihm der Vater verfertigt. Das Mädchen fängt frühzeitig an, der Mutter zur Hand zu gehen. Es beaufsichtigt die jüngeren Geschwister und lernt spielend die verschiedenen Geschäfte der Hausfrau.

Stirbt ein Kobéua, so hocken während der folgenden Nacht die Männer auf der einen, die Weiber auf der anderen Seite der Hängematte, in welcher der Leichnam liegt, und halten die Totenklage ab. Am anderen Morgen wird der Verstorbene in seinem Kanú, in derselben Weise wie am Aiarý[173]), inmitten der Maloka begraben. Sein Federschmuck wird ihm auf die Brust gelegt und mit in das Grab gegeben. Auf dem geschlossenen Grabe werden sein Bogen

[173]) Vgl. Bd. I, S. 163ff.

und seine Pfeile, seine Fischreusen und andere Gerätschaften, auf dem Grabe der Frau ihre Körbe und Siebe verbrannt, ihre Töpfe zerschlagen und die Scherben in den Wald geworfen, damit nichts von der Habe des Toten zurückbleibt, und die Seele nicht gezwungen ist, zurückzukehren, ihr Eigentum zu beanspruchen und die Hinterbliebenen für ihre Nachlässigkeit oder Habgier zu bestrafen.

Solange der Leichnam noch nicht in der Erde ruht, dürfen die Anverwandten n i c h t s essen. Ein Bad beendigt das Fasten.

Die laute, zeremonielle Totenklage wird fünf Tage lang, morgens, mittags und abends, von den Hinterbliebenen am Grabe ausgeübt, auch später noch gelegentlich wiederholt.

Sofort nach dem Begräbnis werden Masken verfertigt und ein großes Kaschirí bereitet. Am neunten Tage findet das Totenfest zu Ehren des Verstorbenen statt. Die Maloka wird durch Parízäune geteilt. In der hinteren Hälfte bleiben die Weiber und Kinder. In der vorderen Hälfte veranstalten die Männer zunächst einen Yuruparýtanz, wobei sie auf zwei besonders riesigen Trompeten blasen, die U m ã n a h o k ö (Wasserjungfer) genannt werden. Gepeitscht wird nicht. Danach wird die Paríwand weggenommen, und im Beisein der Weiber und Kinder beginnen unter erneuter Totenklage Maskentänze, die bis zum nächsten Tage dauern.

Stirbt ein Tuschaua, so folgen ihm in der Würde des Häuptlings zunächst seine Brüder und erst nach diesen sein ältester Sohn. Letzterer wird Tuschaua, „wenn er eben Mann geworden ist"; doch kommt Minderjährigkeit kaum vor, da stets genug Oheims vorhanden sind, die nach dem Alter einander folgen, so daß der Sohn des ersten Tuschaua häufig schon ein respektables Alter erreicht hat, ehe er die Geschäfte des Ältesten übernimmt.

Erst nach Ablauf eines Jahres dürfen Witwer oder Witwe wieder heiraten.

Die Seele des Toten bleibt einen Tag beim Leichnam und geht dann nach M á k ö l á m i (Arárahaus), einer schönen, geräumigen, für die Menschen unsichtbaren Maloka auf dem gleichnamigen Gebirge oberhalb der Mündung des Cuduiarý[174]), wo sie von den Seelen der Vorfahren festlich empfangen wird. Ein anderer Höhenzug, nicht weit von Mákölámi, den die Kobéua Y a m á - k ö l a p ä u ä nennen, trägt ebenfalls auf seinem Gipfel ein großes „Steinhaus". Beide Gebirge gelten als das Jenseits der Kobéuaseelen.

Beim Schlaf und Traum verläßt die Seele den Körper und „geht spazieren". Sie steht eine Zeitlang beim Kopf des Schlafenden, geht dann langsam zu seinen Füßen, steht auch dort eine Zeitlang still, kehrt langsam

[174]) Vgl. oben S. 97.

zum Kopf zurück und so fort, immer hin und her. Schließlich schlüpft sie wieder durch den Mund in den Körper, und der Mensch erwacht. Bisweilen macht die Seele auch weitere Ausflüge. Träume ich von den Umáua, so war meine Seele bei ihnen.

Im Dunkel der Nacht traf ich einmal den Umáua Kauánamu vor dem Haus neben dem Eingang stehend. Mit der Hand strich er sich über das Gesicht und blies dann die „Materie" in die Luft, ähnlich wie es die Zauberärzte bei der Krankenkur machen. Ob er einen bösen Traum gehabt hatte und ihn auf diese Weise verscheuchen wollte? —

Beim Niesen und Gähnen verläßt die Seele für einen Augenblick den Körper durch Mund und Nase.

Während der Reise zum oberen Cuduiarý nieste Ólá eines Tages heftig und sagte dann zu mir: „Jetzt denke ich an eine Frau." „An d e i n e Frau?", fragte ich ihn. „Nein, an eine a n d e r e!" antwortete der Halunke.

Bei einem starken Donnerschlag trennt sich nach dem Glauben der Kobéua eine Seele vom Körper; ein Mensch stirbt.

Eine Art von Endokannibalismus, von der schon Wallace nach Hörensagen einiges berichtet[175]), schilderte mir der Tuschaua von Namocolíba nach eigener Anschauung: Fünfzehn Jahre nach dem Begräbnis werden die Gebeine des verstorbenen Vorfahren a u ß e r d e m S c h ä d e l ausgegraben und in einem großen Feuer vor der Maloka verbrannt. Die verkohlten Knochen werden säuberlich gesammelt und in einem Topf auf ein Feuer gesetzt, das einen ganzen Monat, Tag und Nacht, unterhalten wird, bis die Knochen in Asche zerfallen. Das Knochenmehl wird nochmals im Mörser fein gestoßen. Bei dem Totenfest, zu dem viele Leute zusammenkommen, wird ein großer Topf mit Kaschirí, das nur aus Mais gebraut und sehr dickflüssig und stark ist, in die Mitte der Maloka gestellt, und das Knochenmehl durch ein dichtes Sieb in den Festtrank geseiht. Der Häuptling rührt das Gebräu mit einem Stab um und gibt zuerst jedem der umsitzenden Männer eine große Kalabasse davon zu trinken, a b e r n u r d e n A l t e n u n d d e n F a m i l i e n v ä t e r n, d i e s c h o n d r e i K i n d e r h a b e n, d a r a u f e b e n s o d e n W e i b e r n, a b e r w i e d e r u m n u r d e n A l t e n u n d d e n M ü t t e r n v o n d r e i K i n d e r n.

Bei diesem Fest wird, außer den gewöhnlichen Maskentänzen, ein besonderer Tanz aufgeführt. Die Teilnehmer tragen lang herabwallende Streifen aus gelbem Bast um den Hals und mit Bastfahnen verzierte Keulen unter dem linken Arm. In der rechten Hand halten sie einfache Röhren aus Ambaúvaholz,

[175]) A. R. Wallace: a. a. O. S. 346—347.

auf die hölzerne Fischfiguren gebunden sind (Abb. 89 und 90). Sie schreiten vor- und rückwärts, indem sie jedesmal mit dem rechten Fuß aufstampfen, entlocken ihren primitiven Instrumenten dumpfe Töne und singen: „pirá—kadyá—pirá—kadyá“ usw.

Den Ursprung dieser merkwürdigen Sitte, die sich auch bei anderen Stämmen des tropischen Südamerika findet[176], können wir in dem Glauben suchen, daß die Knochen, die nach der Zersetzung des Leibes allein übrigbleiben, der eigentliche und letzte Sitz der Seele sind. Unfähig, das Körperliche vom Geistigen zu trennen, macht sich der Naturmensch des Geistes und Wesens seiner Vorfahren, die ihm als die verkörperten trefflichen Eigenschaften gelten, auf diese handgreifliche Weise teilhaftig.

Abb. 89. Tanz beim großen Totenfeste der Kobéua. Rio Cuduiarý.

Dem Glauben an die unmittelbare Übertragung gewisser Eigenschaften und Fähigkeiten vom Tier auf den Menschen, der auch in den Speisevorschriften vor und nach der Geburt seinen Ausdruck findet, begegnen wir in folgendem Brauch der Kobéua: Es gibt einen kleinen Falken mit rotem Schnabel, der sich besonders in den Pflanzungen aufhält und ein so scharfes Gesicht haben soll, daß er aus bedeutender Höhe sogar einen Wurm auf der Erde sehen könne. Wenn ein Kobéua einen solchen Vogel erlegt, sticht er ihm in die Augen und träufelt die darin enthaltene Flüssigkeit in seine eigenen Augen, um auf der Jagd schärfer sehen zu können.

Wie überall, so nimmt auch bei den Kobéua der Zauberarzt eine hervorragende und in mancher Beziehung gefürchtete Stellung ein. Nur mit Hilfe

[176]) Inselkaraiben: Lafitau; Moeurs des Sauvages Amériquains. Paris, 1624. Bd. II, S. 444. — Jumaná am Yapurá: Martius: Reise etc. Bd. III, S. 1207. — Mauhé am Tapajoz: Martius: Beiträge etc. Bd. I, S. 404.

Abb. 90. Hölzerne Fischfiguren, beim großen Totenfeste der Kobéua gebraucht. Rio Cuduiarý.
1. Sorubim, 2. Mandubé, 3. Uacarí, 4. Sorubim, 5. Cayamá. — 1. 2. 3. 4. Pirandíra, 5. 6. Uacarí. ca. 1/7 nat. Gr.

eines älteren Zauberarztes kann man diese Würde erlangen. Dieser holt von einem hohen Gebirge d ú p a , weiße Zaubersteinchen, die der große Geier á m a k a auf natürlichem Wege von sich gegeben hat. Diese d ú p a zaubert er dem Kandidaten durch die Nase in den Kopf, wo sie „das ganze Gehirn und die Augen fressen". Gehirn und Augen werden und bleiben d ú p a. Der übrige Körper wird nicht d ú p a. Der Kandidat darf nun einen ganzen Monat lang nur Mandiócaspeisen zu sich nehmen und seine ehelichen Pflichten nicht ausüben. Dann darf er zunächst wieder kleine Fische, Acará und Trahíra, essen, weiterhin Aracú und größere Fische und endlich Fleisch von warmblütigen Tieren. Nach dem Fasten ist er Zauberarzt oder P a y é , wie man in der Lingoa geral sagt, und kann als solcher Krankheiten heilen.

Der junge Zauberarzt von Namocolíba war nach dem Urteil seiner Stammesbrüder ein „guter Payé". Bei den Kobéua gebe es n u r g u t e P a y é! Viele böse Payé aber seien bei den Mölâua (Karapaná-tapuyo) im Quellgebiet des Tí-Igarapé.

Wenn ein böser Payé ein Weib schwängert, stirbt er. Das Weib gebiert einen Jaguar, der in den Wald läuft und sehr böse wird. Er frißt Tiere und Menschen. Ein guter Payé kann ihn fangen und im Walde an einen Baum binden, so daß er kein Unheil mehr anrichten kann und „zahm bleibt wie ein Hund".

Wird ein Zauberarzt sehr alt, so daß er nur noch mühsam gehen kann, dann wird er ein Jaguar; d. h. er geht von Zeit zu Zeit in den Wald, verwandelt sich dort in einen Jaguar und tötet und frißt Hirsche, Agutí und andere Tiere, aber auch Menschen. Er kehrt aus dem Walde zurück und wird wieder Mensch. „Die Jaguarhaut birgt er in seinem Schlafwinkel über seiner Hängematte unter den Dachsparren". Stirbt ein Zauberarzt, „so wird seine Jaguarhaut mit ihm begraben". Seine Seele aber geht nicht in das Jenseits über, sondern streift für immer im Walde umher als „sehr böser Jaguar".

Wir haben es hier mit einem ausgesprochenen Werwolfglauben zu tun, der uns zugleich den Schlüssel dazu gibt, warum im Kobéua und in den meisten anderen Betóyasprachen die Bezeichnungen für Jaguar und Zauberarzt identisch sind[177]).

Böse Menschen bringen den Leuten Gift bei und machen sie dadurch krank. Der Feind geht auf ein Gebirge und holt dort das Zaubergift Marakaím-bára, das die Kobéua i h i â nennen, und das in Gestalt und Farbe Tipiácamehl ähnelt. Er faßt es nicht mit den Händen an, sondern schiebt es mit einem

---

[177]) Kobéua: yauí; Uanána: yáido oder yáiro; Tukáno: yaĩ.

Stäbchen auf ein Blatt und schüttet es von diesem auf ein anderes Blatt, das er vorsichtig zusammenfaltet und verschnürt. Bei einem Tanzfest sticht er heimlich mit einem Stäbchen ein Loch in das Bündel und läßt den Inhalt in die Kaschiríkalabasse des Gegners laufen. Dieser trinkt davon und wird krank. Stirbt er, so spricht der Zauberarzt mit der Seele des Toten, die ihm den Schuldigen nennt. Dann überfallen die Verwandten die Maloka des „Mörders", töten alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, soweit sie nicht entfliehen, und verbrennen das Haus.

Abb. 91. Zauberrassel der Kobéua. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/5 nat. Gr.

Die Krankenkur ist dieselbe wie am Aiarý[178]).

Als in Namocolíba eine junge Frau am Fieber erkrankte, entzauberte der Payé auch ihren ganzen Kleinkram, den er in einen flachen Korb gelegt hatte, indem er eifrig Tabakrauch darüber hin blies und mit der rechten Hand die Krankheitsmaterie wegstrich und in die Luft wehte. Er nahm seine Pflicht sehr genau und zog sich nach einer heftigen Kur an der Frau, die über eine halbe Stunde gedauert hatte, ganz matt in seine Hängematte zurück, wo er noch eine Zeitlang weiter stöhnte, rülpste und spuckte.

Beim Krankenzauber spielt die Zauberrassel eine Hauptrolle. Der Zauberarzt trennt sich unter keinen Umständen von diesem Wertobjekt, dem er eine geheimnisvolle Kraft zuschreibt. Nach langem, vergeblichem Bemühen glückte es mir endlich, von einem uralten Payé der Kobéua am Caiarý, der es nicht mehr weit bis zum Jaguar hatte, eine Zauberrassel zu erwerben. So oft ich sie später einem Payé am Cuduiarý zeigte, brach er in mißfälliges Erstaunen über den in seinen Augen gewissenlosen Handel aus.

Die Zauberrassel hat im wesentlichen die Form der gewöhnlichen Tanzrassel, doch ist das obere Ende des Holzstabes, der durch den Rasselkürbis gesteckt ist, mit einem Büschel Papageifedern geschmückt. Die mit heilkräftiger Carayurúfarbe eingeriebene Oberfläche des Kürbis ist mit Ritzungen versehen, die aber von den typischen Ritzmustern der Tanzrasseln sehr ab-

[178]) Vgl. Bd. I, S. 159ff.

weichen und in einfachen Parallelstrichen, Bogenlinien, Winkeln und menschlichen Figuren bestehen, deren Bedeutung ich trotz vielfachen Nachfragens nicht in Erfahrung bringen konnte. An mehreren Stellen ist der Kürbis durchlöchert (Abb. 91). Bei der Beschwörung bläst der Zauberarzt durch diese Löcher den narkotisierenden Tabakrauch in das Innere des Kürbisses. Durch das Hin- und Herschwingen der Rassel entweicht der Rauch wieder durch die Löcher und verbreitet sich über dem Kranken oder den Gegenständen, die entzaubert werden sollen.

Als ärztliches Honorar gelten Carayurúfarbe, Capsicum, Töpfe, Hängematten, Bogen, aber niemals Pfeile.

Außer den bösen Dämonen der Maskentänze, Mákukö, Kohákö, Haíläkö u. a., von denen weiter unten die Rede sein wird, fürchten die Kobéua besonders drei Waldgeister: Kuináopäko, der dem Kurupíra der Lingoa geral entspricht, sieht aus wie ein Tapir, ist aber viel größer. Er frißt Menschen. Makátχikö ist nur halbmannshoch. Er hat eine schöngeschnitzte Keule in der Hand, mit der er zuerst auf seinen langen Penis stößt und dann wider die hohen Bäume schlägt, daß es schallt wie ein Flintenschuß. Mit der Keule tötet er Menschen. Pöpäli ist etwas größer als Makátχikö, „so groß wie ein kleiner Mann", und zeichnet sich durch einen ungeheuren Penis aus. Auch er tötet Leute.

Auf meinen Wunsch zeichnete mir Uali[179]) die beiden letzteren Dämonen mit allen ihren Attributen (Abb. 92). Die Figur des von der Natur so reich ausgestatteten Pöpäli, a, ist ein typisches Beispiel für beschreibendes Zeichnen, das den naiven Künstler häufig veranlaßt, Dinge zu zeichnen, die er nicht sehen kann, von denen er aber weiß, daß sie vorhanden sind[180]). Wir sehen Schlüsselbein, Leber und Herz, Magen und Därme. Makátχikö, b, hat als Schmuck eine Feder im Ohrläppchen. Die mit Schnitzmustern verzierte Keule steht, scheinbar ohne Halt, auf seinem ansehnlichen Penis[181]).

Schändlicherweise hat der Künstler uns beide Europäer in diesen schmeichelhaften Gestalten karikiert. Pöpäli trägt meinen Spitzbart und langen Schnurrbart, Makátχikö nur den Kinnbart Schmidts, der keinen Schnurrbart aufzuweisen hatte. Jeder Kobéua, der diese Bilder später sah, verstand sofort den Witz und belachte ihn über Gebühr.

---

[179]) Vgl. oben S. 80.

[180]) Vgl. Anfänge der Kunst im Urwald. S. 22.

[181]) Diese Zeichnung, Abb. 92, wird hier zum erstenmal veröffentlicht.

Abb. 92. Bleistiftzeichnungen des Kobéua Ualí. Rio Cuduiarý. $1/_{1}$ nat. Gr. a. Dämon Popăli. b. Dämon Makátyikö. c, d. Saúbaameisen.

Die Zeichnungen der beiden Saúbaameisen, c, d, finden sich nur zufällig auf demselben Blatt im Skizzenbuch und haben mit den Dämonen nichts zu tun.

Der Zauberarzt Pauákö[182]) erzählte mir manches von den Überlieferungen der Kobéua. Außergewöhnlich, wie bei vielen Völkern der Erde, ist die Geburt des Ahnherrn. Ich gebe hier die Mythe von H ö m â n i h ī k ö , dem Ahnherrn der Kobéua, in der ganzen umständlichen Redeweise des Erzählers wieder[183]):

Hömânihīkös Mutter ging mit Hömânihīkö schwanger. Sie hatte eine Fischreuse aus Sipó verfertigt. Als sie sie in den Fluß legen wollte, stürzte sie damit vom hohen Ufer herab in das Wasser, geriet in die Reuse und ertrank. Von dem Geruch des faulenden Leichnams angelockt, kam der Urubutinga (Aasgeier) und zerhackte den Bauch der Toten. Da kroch Hömânihīkö lebend hervor. Er setzte sich, mit Kangatára, Aufstecker aus weißen Reiherfedern, Affenhaarstricken usw. schon vollständig zum Tanz geschmückt, auf den Hals des Urubutinga und flog mit ihm durch den Wald bis zur Capoeira des Hauses seines Vaters, wo sie gegen Abend ankamen. Dort ließ er sich in Gestalt einer Eule auf einem stehengebliebenen Hauspfosten nieder. Der Urubutinga aber flog weiter in seine Wohnung. Hömânihīkös Großmutter lag in der Gestalt einer großen Yararáca in der Capoeira zusammengerollt unter dürren Ambaúvablättern. Hömânihīkö blies sie durch ein Blasrohr mit Tabakrauch an, bis sie einschlief und früh am anderen Morgen als Mensch erwachte. Darauf ging die Großmutter mit Hömânihīkö weg, um an einem anderen Platz ein neues, großes Haus zu bauen. Als sie dort angekommen waren, sagte die Alte zu Hömânihīkö: „Geh in den Wald und fang den Jaguar, der deinen Vater gefressen hat!" Hömânihīkö ging in den Wald und fällte einen Baum mit der Axt. Da kam ein Jaguar. Hömânihīkö schoß den Jaguar mit Blasrohr und Giftpfeilchen, zog ihm die Zähne aus und machte sich daraus einen Halsschmuck. Dann ging er nach Hause. Am folgenden Tag ging Hömânihīkö wieder in den Wald und fällte eine Bacábapalme mit dem Waldmesser (!). Da kam ein anderer Jaguar. Hömânihīkö schoß ihn mit Blasrohr und Giftpfeilchen, zog ihm die Zähne aus und machte sich einen Halsschmuck daraus. Dann ging er heim. Am anderen Tag ging Hömânihīkö zur Pflanzung der Uirauasú (Geier), die in alter Zeit Menschen waren. Er zog nur e i n e riesig große Mandiócawurzel aus und brachte sie heim. Die Großmutter rieb die Wurzel auf dem Reibebrett, einen großen Topf voll Masse, preßte diese durch ein Sieb

[182]) Vgl. Abb. 49.

[183]) Ich habe diese Sage nebst anderen zunächst in der Lingoa geral und dann im Kobéua aufgezeichnet.

und buk tags darauf einen Beijú. Am folgenden Tag ging Hömänihīkö abermals zur Pflanzung der Uirauasú, zog nur eine riesig große Mandiócawurzel aus und brachte sie heim. Die Großmutter rieb sie auf dem Reibebrett, einen großen Topf voll Masse, preßte diese durch ein Sieb und buk daraus einen großen Beijú. Am nächsten Tag ging die Großmutter mit Hömänihīkö zur Pflanzung der Uirauasú. Die Sonne brannte sehr heiß herab, und Hömänihīkö, der vorher groß und „alt"[184]) war, wurde davon zu einem kleinen Knaben. Um Mittag kam ein Uirauasúmädchen zur Pflanzung und ging baden im nahen Fluß. Hömänihīkö begehrte sie zum Weibe. Er verwandelte sich in einen kleinen Vogel und umflatterte das Mädchen. Dieses fing den kleinen Vogel. Hömänihīkö aber faßte sie und tat ihr Gewalt an. Dann setzte er sich dem Mädchen auf den Rücken und kam so mit ihr zur Maloka der Uirauasú. Dort trank er Manikuéra (ausgekochten Mandiócasaft), wurde aber nicht satt (wörtlich: sein Bauch war nicht voll). Er kehrte dann nach Hause zurück. Dort angekommen, wurde er wieder „groß und alt". — Seine Großmutter hatte inzwischen kleine Fische gefangen und, mit Blättern umwickelt, gebraten. Sie gab sie dem Uirauasú, der sie in sein Haus trug, dort in einen Korb legte und verzehrte[185]). — Dann zog die Großmutter drei Mandiócawurzeln aus, kehrte heim, verarbeitete sie und machte ein großes Kaschirí. Die Uirauasú kamen zum Kaschirí. Hömänihīkö tanzte. Er wollte aber die Uirauasú töten. Sie tanzten bis zum frühen Morgen. Hömänihīkö sprach zu den Uirauasú: „Ich will euch töten!" Hömänihīkö tötete alle Uirauasú mit dem Waldmesser (!). Seine Großmutter aber schalt ihn und sprach: „Warum hast du die Uirauasú getötet?" Da tötete Hömänihīkö auch seine Großmutter. Er schlug sie mit dem Waldmesser um den Leib in zwei Stücke. Darauf ging Hömänihīkö weg und kam zum Haus der Tucúra (Heuschrecken), die in alter Zeit Menschen waren. Er tötete sie alle und zog dann weiter und kam zum Haus der Yurupary-Macaco (eine Affenart), die in alter Zeit Menschen waren. Er tötete alle Yurupary-Macaco und blieb in ihrem Haus wohnen.

Soweit der Zauberarzt. Ólá erzählte mir später noch von weiteren Taten des Stammesheros. Außer den Jaguaren, Uirauasú, Tucúra und Yurupary-Macaco tötete Hömänihīkö die Saúba, Wespen, Taracuá-Ameisen und Hirsche. Bei der Erzählung geht der Begriff von Mensch und Tier bunt durcheinander. Der Erzähler fällt gewissermaßen aus der Rolle. Obwohl er ausdrücklich betont, daß die Saúba, Wespen, Taracuá und Hirsche damals, in alter Zeit, Menschen

[184]) d. h. ein Mann.

[185]) Diese Episode mit den kleinen Fischen bleibt auch im Urtext unklar und ohne Zusammenhang.

Abb. 93. Bleistiftzeichnungen des Kobéua Pauákö. Rio Cuduiarý. 1/1 nat. Gr. Stammesheros Hömánihikö, b, mit seinen Brüdern: a. Mianíkö töibö, und d. Kúai. — b¹ und b². Hömánihikös Töchter. — c. Hömánihikö zündet die Maloka der Uanána an.

waren, werden sie im Mythus doch wie Tiere behandelt: das Haus der Wespen zerklatschte Hömänihĭkö zwischen seinen Händen und tötete so alle Bewohner. Die Saúba zerrieb er zwischen den Händen und warf sie dann weg. In das Haus der Taracuá blies er Feuer mit dem Blasrohr, so daß alle Bewohner tot niederfielen. Die Hirsche tötete er mit Blasrohr und Giftpfeilchen. — Auch die Todesart der Großmutter weist auf ihre frühere Schlangengestalt hin. Hömänihĭkö schlägt sie mit dem Waldmesser in zwei Stücke.

Den Kern dieser Mythen bilden unzweifelhaft historische Vorgänge, die einer nicht allzu fernen Vergangenheit angehören, erbitterte Kämpfe, welche die von Westen her einfallenden Kobéua mit den eingesessenen Stämmen zu bestehen hatten, und in denen sie Sieger blieben. Der Stammvater Hömänihĭkö repräsentiert in diesen Erzählungen den ganzen Kobéuastamm. Er tritt als der große Zauberer auf. Er verwandelt sich mühelos bald in ein Tier, bald wieder in einen Menschen; er gibt seiner Großmutter in der Tabaknarkose die menschliche Gestalt; er ist mit übernatürlichen Kräften begabt, die ihn über alle seine Feinde triumphieren lassen.

Hömänihĭkö hatte nach der Tradition zwei Brüder, Mianíkö töibö und Kúai. Alle drei gelten als Stammväter der Kobéua, wenn auch Hömänihĭkö der vornehmste unter ihnen zu sein scheint, denn auf die Frage nach dem „tupána" der Kobéua wurde stets nur Hömänihĭkö genannt, den wir somit als den eigentlichen und ursprünglichen Ahnherrn des Stammes ansehen müssen.

Auch Mianíkö töibö ist wie seine beiden Brüder „Mensch", trotz seiner scheußlichen Gestalt. Er hat keinen Kopf und zwei Augen auf der Brust an Stelle der Brustwarzen.

Kúai ist sicher erst viel später in den Sagenkreis der Kobéua aufgenommen worden, denn Kúai ist einer der Ahnherren der Aruakstämme dieser Gegenden, der Sohn des Yaperíkuli, des „ersten Baníwa"[186]). Wie die Kobéua von den unterworfenen Aruak zugleich mit den Weibern viele Sitten und einen großen Teil der eigenartigen Kultur übernahmen, so adoptierten sie auch den Ahnherrn.

Kúai, der den Hauptkulturheros, den obersten Fruchtbarkeitsdämon der Aruakstämme darstellt, gilt den Kobéua als der Erfinder und Lehrmeister von Geräten und Gebräuchen, die mit dem Feldkult, wie überhaupt mit dem Wachstum und der Fruchtbarkeit in der ganzen Natur eng zusammenhängen, der Masken und Maskentänze; ein deutlicher Beweis, daß die Maskentänze den Kobéua nicht ursprünglich eigentümlich sind, sondern daß auch in diesem Falle die Aruak ihre Lehrmeister gewesen sind.

---

[186]) Vgl. Bd. I, S. 189ff, 203.

Abb. 94. Hölzerne Tanzfiguren. Kobéua. Rio Cuduiarý. ca. 1/5 nat. Gr.
1., 2. Urubú. — 3. Urubutinga, 4. Urubú. — 5. Schwälbchen, 6., 7. Urubú.

In ganz alter Zeit, so berichtet die Tradition, tanzten die Kobéua, ebenso wie die anderen Stämme des Caiarý-Uaupés, nur mit Kangatáras, und zwar in Taiasú-Cachoeira, der alten Heimat des Kobéuastammes. Sie wußten damals noch nichts von Masken. Kúai verfertigte die erste Maske und tanzte zuerst mit seinen Brüdern in Masken. Er lehrte diese Kunst dann seinen Kindern, den Kobéua. Das erste Maskentanzfest fand in Uaracapurý statt, das zweite in Murucutútu. Darauf zogen sie weiter zur Táku, der Tururí-uitéra, dem J e n s e i t s d e r M a s k e n s e e l e n , an der Mündung des Tí-Igarapé und

veranstalteten dort das dritte Maskentanzfest. Nach Beendigung dieses Festes ging ein jeder in sein Haus: Kúai in sein großes Steinhaus K ú a i - k ö l á m i auf einem hohen und langen Gebirge in den Campos des oberen Carurú - Igarapé; Hömänihīkö in sein großes Steinhaus H ö m ä n i h ī k ö - l á m i auf einem hohen Gebirge am Querarý „nicht weit von Namocolíba"; Mianíkö tõibö in sein großes Steinhaus M á k ö - l á m i auf dem gleichnamigen Gebirge oberhalb der Mündung des Cuduiarý[187]). In alter Zeit weilten Kúai und Hömänihīkö in ihren Steinhäusern auf Erden und tanzten auch dort mit Masken. Später gingen beide zum Himmel, wo sie noch heute sind und mit Masken tanzen. Mianíkö tõibö aber weilt bis auf den heutigen Tag mit seiner Frau W ã n i o in seinem geräumigen und schönen Steinhaus Mákölámi (Arára - Haus) als Herr aller Kobéua-Seelen, die nach dem Tode zu ihm gehen, und als H e r r a l l e r A r á r a! Er hat dort viele, viele Arára und ist „arára-iára, arára-páya"[188]) (Arára-Herr, Arára-Vater).

Abb. 95. Tanzfiguren aus Holz und Bast. Kobéua. Rio Cuduiarý. ca. 1/5 nat. Gr. 1. Caracara-í-Geier, 2. Kolibri. — 3., 5. Taube, 4. Kleine Taube. — 6. Kleine, weiße Möwe. — 7. Fisch Uarakú-pinima.

Meine Frage, ob die Seelen der verstorbenen Kobéua Arára würden, wurde ausdrücklich verneint; und doch liegt wohl diesem seltsamen Zusammen-

[187]) Siehe oben S. 97.

[188]) Lingoa geral.

gehen ursprünglich der Gedanke zugrunde, der jetzt vielleicht vergessen ist, daß die Kobéua nach ihrem Tode Arára werden[189]).

In verhältnismäßig neuere Zeit fällt wohl der Kriegszug, den in der Überlieferung Hömänihīkö und Mianíkö töibö am oberen Querarý gegen die Uanána führten[190]).

Ich bat Pauákö, mir diesen Mythus mit Bleistift in das Skizzenbuch zu zeichnen. Anfangs stutzte er und sagte: „Das kann ich nicht!" Als ich in ihn drang, nahm er das Skizzenbuch mit in seine Wohnungsabteilung und kam nach einiger Zeit mit der Zeichnung zurück, die Abb. 93 wiedergibt. Die Linien sind trotz des ungewohnten Vorwurfes kräftig und ohne Zagen geführt. Wir sehen auf der Zeichnung Mianíkö töibö, a, in seiner abschreckenden Gestalt neben Hömänihīkö, b, und seinen beiden Töchtern, b1 und b2, die von den Uanána geraubt wurden. Hömänihīkö hält als Attribute in der einen Hand Blumen, in der anderen Hand einen Feuerbrand. Bei den Figuren der Töchter ist das weibliche Geschlecht durch das lange Haupthaar und bei b2 durch den Geschlechtsteil gekennzeichnet. Zwischen den Beinen außerhalb des Körpers schwebt bei b1 der Anus. Es ist ein Charakteristikum vieler primitiver Zeichnungen, Körperteile, die wegen der Stellung der betreffenden Vorlage zum Beschauer zwar unsichtbar, aber doch vorhanden sind, vom Körper getrennt

Abb. 96. Tanzfiguren; Eidechsen aus Bast. Kobéua. Rio Cuduiarý. ca. 1/6 nat. Gr. (Bei der Figur rechts sind die Geschlechtsteile stark hervorgehoben.)

[189]) Dieser Glaube findet sich auch bei anderen südamerikanischen Indianerstämmen; so nach K. v. d. Steinen: Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berlin 1894) S. 511—512, bei den Bororó Matto Grossos. — In der Sprache der Ipuriná, eines Aruakstammes am Purús, wird „Arára" und „Totenseele" mit demselben Ausdruck: kámiri, bezeichnet.

[190]) Siehe oben S. 144—145. Auch diese Mythe wurde im Urtext aufgezeichnet.

Abb. 97. Tanz mit dem Kolibri.
Kobéua. Rio Cuduiarý.

Abb. 98. Tanz mit der Eidechse.
Kobéua. Rio Cuduiarý.

zu zeichnen[191]). In Figur c ist nochmals Hömânihïkö dargestellt, wie er mit zwei Feuerbränden die Maloka der Uanána anzündet. Über den anderen wichtigen Einzelheiten hat der Zeichner hier ausnahmsweise vergessen, das Geschlecht des Heros anzugeben. Auch die Figur des Kúai, d, ist hinzugefügt, obwohl dieser mit dem Kriegszug gegen die Uanána ausdrücklich nichts zu tun hatte. Er hält in der einen Hand als charakteristisches Attribut einen fertig bemalten Maskenkörper, in der anderen Hand einen Sipó, der den Ring für den Maskenbehang liefert. Sein starker, wie zur Aktion emporgerichteter Penis, scheint ihn, ebenso wie Hömânihïkö, als einen Dämon der Fruchtbarkeit, einen Vegetationsdämon zu kennzeichnen, worauf vielleicht auch die Blumen in der Hand Hömânihïkös, b, hinweisen[192]). Aus demselben Grunde deuten wohl die Anwohner des Aiarý eine menschliche Figur mit stark hervorgehobenen Geschlechtsteilen unter den Felszeichnungen der Cachoeira Bocoëpana als ein Bild des Kúai[193]).

Die Dabukurí, Yuruparý-Feste, werden bei den Kobéua ebenso gefeiert wie am ganzen Caiarý-Uaupés. Die den Teilnehmern auferlegten Fasten,

[191]) Vgl. Anfänge der Kunst im Urwald. S. 20ff.

[192]) Diese Zeichnung, Abb. 93, wird hier zum erstenmal veröffentlicht.

[193]) Vgl. Bd. I, S. 113, 189. — Südamerikanische Felszeichnungen. S. 41, Taf. 5.

während deren sie nur Mandiócaspeisen und kleine Acaráfische, aber kein Capsicum essen dürfen, dauern fünf Tage. Der Dämon, dem das Fest geweiht ist, wird von den Kobéua bökö̆boikö genannt. Die großen Trompeten heißen bökö̆ko (Alte) oder bädäbökö̆ko, die kleinen kaínīndoa. Die Flöten heißen je nach ihrer Größe kaíniĕ, dä̆kadä̆kadyö und ualídö (Acaráfisch). Wenn weibliche Personen den Dämon sehen, „sterben sie“; wenn kleine Knaben ihn sehen, „essen sie Erde“, d. h. sie werden Geophagen.

Die Kobéua haben auch Tiertänze ohne Masken, bei denen Figuren von Vögeln, Fischen und Eidechsen Verwendung finden. Die Vogelfiguren sind in der Regel aus sehr leichtem Holz, Molongó, geschnitzt, entweder leicht

a. b.

Abb. 99. Tanzhüte der Kobéua und Koróa. Rio Cuduiarý. ca. 1/9 nat. Gr.

angekohlt oder mit bunten Mustern bemalt, mit weißem Flaum beklebt und mit Federchen besteckt. Sie stellen Kolibri, kleine Schwalbe, Caracara-í-Geier, Taube, Urubú und andere Vögel dar (Abb. 94 und 95) und hängen an zwei ebenfalls mit Flaum beklebten Schnüren, die an Stäbchen befestigt sind. Zwei Tänzer umschlingen sich mit dem einen Arm und halten in der anderen Hand oder unter den Arm geklemmt einen Stab, so daß die Figur an den Schnüren vor ihnen schwebt (Abb. 97). In gleicher Weise wird auch mit hölzernen, bunt bemalten Fischfiguren, Pirandíra, Aracú u. a., getanzt. Die Figur des Schwälbchens wird auf einen Stab gebunden. Jeder der beiden Tänzer hält einen solchen Stab in der Hand. Auch die aus Bast verfertigten und mit Flaum beklebten Eidechsenfiguren, an denen bisweilen die Geschlechtsteile stark hervorgehoben sind (Abb. 96), werden beim Tanz an Schnüren, aber ohne Stäbchen, getragen (Abb. 98). Die einfach geschmückten Tänzer schreiten

a. b.

Abb. 100. Tanz mit dem Hut. a. Kobéua. b. Koróa. Rio Cuduiarý.

unter eintönigem Gesang vor- und rückwärts, indem sie mit dem Oberkörper taktmäßig einknicken und mit dem rechten Fuß aufstampfen. Die nicht mehr zu deutenden Gesangestexte sind folgende:

S c h w ä l b c h e n:
„kenakú kualí-i yakalá malíya
pímali malíya
makuá tχäpú“
u. s. w.

K o l i b r i:
„kenalú kenalú
kenakú minalí ladyá likú
kenalú kenalú
kenakú minalí ladyá likú“
u. s. w. endlos wiederholt.

P i r a n d í r a:
„kenakú yumalí kenakú yumalí
litsätsá limaká lá“
u. s. w.

Bei einem anderen Tanz tragen die Teilnehmer auf dem Kopf einen aus Stäbchen und Sipó verfertigten, bisweilen mit Miritifäden umschnürten und mit bunten Federn geschmückten Hut (Abb. 99), der den größten Teil des Gesichtes verdeckt. In der Hand halten sie die Kürbisrassel, mit der sie den Takt akzentuieren (Abb. 100). Außer Gebrauch werden diese Hüte zusammengebunden und, ähnlich wie Körbe und Siebe, im Giebel des Hauses aufgehängt.

3. Die Maskentänze.

Gemeinsame Herkunft der Maskentänze am Aiarý und Caiarý-Uaupés. Verfertigung der Masken. Maismasken als Kinderspielzeug. Verlauf und Dauer der Tänze. Verbrennen der Masken. Dämonischer Charakter der Masken. Táku, das Maskenjenseits. Maskenseele. Große Zahl der Dämonen. Art der Tanzgesänge. Böse Dämonen in menschlicher Gestalt: Mákukö, Kohákö. Haíläkö u. a. Íyäimi am Aiarý. Textproben. Tierdämonen, ihre Heimat, Tänze, Textproben: 1. Böse Tierdämonen: Schmetterling, Blattwanze, Vogelspinne, Cararú, Eule, Jaguar, großer Raubvogel, Yararácaschlange. — 2. Harmlose Tierdämonen: Hirsch, Papagei, Hausspinne, Mistkäfer, Aasgeier, Aracúfische, Wasserjungfer, Käferlarve, Faultier, Krötentochter u. a. — Tierdämonen der Káua: Raupe, Pfeffermade u. a. — Andere Tiertänze mit beliebigen Masken: Sandflöhe, Aracuã-Vogel, Temtem-Vogel, Schwälbchen. Phallustanz. Fruchtbarkeitszauber. Bedeutung der Maskentänze.

Die interessanteste Betätigung findet der Dämonenglaube in den Maskentänzen.

Viele Masken und Maskentänze haben die Kobéua mit den Káua des oberen Aiarý gemein, die nach ihrer eigenen Angabe die Maskentänze aus ihrer alten Heimat, vom Querarý, mitgebracht haben. „In alter Zeit“, so erzählte mir mein Freund, der Siusí-Häuptling Mandú, „kamen die Leute des Caiarý, die schon Masken machten, und lehrten diese Kunst den Aiarý-Leuten.“

Die Verfertigung der Masken ist dieselbe wie am Aiarý[194]). Mitteldicke, astlose Stücke von dem Stamm eines Laubbaumes, den die Kobéua u a h ó m o nennen, werden mit dem Messer der äußeren Rinde entkleidet (Abb. 101 a). Der daruntersitzende, weiße Bast wird mit einem gekerbten Holzschlägel so lange geklopft (Abb. 101 b), bis er sich in Form eines Ärmels leicht vom Holz abstreifen läßt, worauf er tüchtig gewaschen und mit aller Vorsicht, damit er nicht reißt, in die Breite gezogen wird. Eine eingesteckte gebogene Gerte, über die der Baststoff mit Affenknochennadel und Curauáfaden genäht wird (Abb. 101 c), gibt ihm die nötige Form und verhindert das Einschnurren, wenn der Maskenkörper nun zum Trocknen aufgehängt wird. (Abb. 101 d.) Das Bemalen wird mit großer Sorgfalt und peinlicher Sauberkeit ausgeführt. Der Maskenkörper liegt zu diesem Zweck auf einem mit Bananenblättern bedeckten Gitter aus Yupatístäben oder einer Caranáblattmatte. Als Lineale dienen sauber halbierte Mirití- oder Bacábablattstengel (Abb. 102 a). Die gelben Baststreifen des Behangs, der die Beine des Tänzers zum Teil verhüllen soll, werden um einen Sipó geschlungen, der dann mit dem unteren Rande des Maskenkörpers vernäht wird (Abb. 102 b, c). Dieser gelbe Bast, den die Kobéua d ũ nennen, wird von einem anderen Laubbaum genommen und ebenfalls im ganzen Stück durch Stoßen mit einem Holz von dem Stamm, an dem er sehr fest sitzt, losgelöst. Von dem dicken, langfaserigen Bastteppich lassen sich die einzelnen

---

[194]) Vgl. Bd. I, S. 117—119.

a.

b.

c.

d.

Abb. 101. Verfertigen der Tanzmasken bei den Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Die Rinde wird abgeschabt. b. Der Bast wird geklopft. c. Der Bast wird genäht.
d. Der Bast wird zum Trocknen aufgehängt.

a.

b. c.

Abb. 102. Verfertigen der Tanzmasken bei den Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Der Bast wird bemalt. b. Die Baststreifen des Behangs werden an dem Sipóring befestigt.
c. Der Sipóring wird an den Maskenkörper genäht.

Streifen leicht abziehen. Die Ärmel aus festem, rotem Bast, der im Kobéua t á r o heißt, werden durch Seitenlöcher des Maskenkörpers gesteckt und dort durch einen Sipóring, über den der Rand des Ärmels genäht ist, festgehalten. Auch der äußere Rand des Ärmels ist über einen Sipóring genäht und mit d ũ - Streifen behängt. Die fertige Maske heißt bei den Kobéua t á k a h ä. Der Tänzer sieht durch den porösen Baststoff oder reißt Gucklöcher hinein. Zum Tanz werden die Maskenkörper mit weißem Entenflaum beklebt[195]). Die Tanz-

a. b. c.

Abb. 103. Maskenmodelle aus Maiskolben, Kinderspielzeug. Kobéua. Rio Cuduiarý. a. Máuayo (rotmäuliger Aracúfisch). b. Yauí (Jaguar). c. Bolíkakö (Aracúfisch). ca. $^{1}/_{7}$ nat. Gr.

stäbe, die ebenfalls am oberen Teil zwei dũ-Behänge tragen, sind je nach ihrer Bestimmung von verschiedener Länge; die größeren messen bis zu 3 m, die kleineren, aber stärkeren etwa 1½ m. Auch die Länge des Behanges am Maskenkörper soll je nach der Bedeutung der Maske verschieden sein. Die Herstellung der Masken dauert mit Herbeischaffen alles Materials 10—12 Tage.

Als Kinderspielzeug, damit die künftigen Tänzer die Bedeutung der einzelnen Masken und Maskentänze spielend lernen, gibt es reizende Masken-

---

[195]) Auch Tschiuaiaχpú, Uána, Flöten und andere Tanzgeräte werden mit Entenflaum beklebt.

modelle aus Maiskolben. Sie sind ebenso hergerichtet und bemalt, wie ihre großen Vorbilder; selbst der mit dū-Behängen geschmückte Tanzstock fehlt nicht. Der kleinen Jaguarmaske sind die „Hände“ vor dem „Gesicht“ zusammengebunden, um dadurch anzudeuten, wie der Tänzer auf dem Bambusrohr bläst, das er mit beiden Händen an den Mund hält (Abb. 103)[196].

Auch bei den Kobéua geben Totenfeste die Veranlassung zu Maskentänzen. Diese beginnen gegen 3 Uhr nachmittags mit derselben dramatischen Introduktion wie am Aiarý. Die Masken kommen aus dem Wald vom Flusse her und stürmen die Maloka, was ihnen von anderen Masken ohne Erfolg gewehrt wird. Die Maskentänze dauern bis zum folgenden Morgen. Dann werden die Masken auf dem Dorfplatz auf Stöcken aufgepflanzt, an den Ärmeln mittels des Bastbehangs eng miteinander verknüpft und angezündet. Unter dem lauten Klagegeschrei der ganzen Trauergesellschaft brennt die lange Reihe ab. Nur einige wenige Masken werden zurückbehalten und zu Säcken verarbeitet, in denen Kalabassen und andere Gerätschaften aufbewahrt werden[197]. Daher kommt es, daß man in den Malokas der Kobéua selten intakte Maskenanzüge trifft, weil diese zu jedem Totenfest neu hergestellt werden müssen. Auch die Káua des Aiarý banden am Schluß des Tanzfestes alle Masken, die vor dem Haus in einer Reihe auf Stöcken aufgepflanzt waren, an den Ärmeln zusammen. Warum sie dies taten, konnte ich mir damals nicht erklären. Sie hielten den Brauch genau ein, verbrannten aber die Masken nicht, da diese durch Kauf mein Eigentum geworden waren.

Alle Masken stellen Dämonen dar. Die Phantasie des Indianers bevölkert die ganze Natur mit bösen und guten Geistern, die auf Leben und Sterben einen großen Einfluß ausüben. Keine Krankheit, zumal keine innere, deren Wesen der Indianer sich nicht erklären kann, führt er auf natürliche Ursachen zurück, vielmehr schreibt er Krankheit und Tod, wie überhaupt alles Unheil und damit auch den Tod des Stammesgenossen, dem die Maskenfeier gilt, der Rache eines bösen Geistes oder eines mit dämonischer Macht ausgestatteten Feindes zu. Dieses Suchen nach der verkörperten Ursache aller Leiden und Freuden spricht sich auch in den Maskentänzen aus. Hier treten redend und handelnd alle Geister mit ihrem Gefolge von Tieren des Wassers, der Erde und der Luft, die aber wiederum Dämonen darstellen und die einzelnen Tierklassen repräsentieren, zum Teil mit vorzüglicher Mimik auf.

Der Dämon steckt in der Maske, ist in ihr verkörpert; die Maske ist für den Indianer der Dämon. Wenn ich die Kobéua nach der Bedeutung dieser

[196]) Vgl. Bd. I, S. 135—136, 80.
[197]) Vgl. oben S. 25, 88.

oder jener Maske fragte, sagten sie stets: „Dies i s t der Schmetterling, der Aracúfisch, der Mákukö“ usw., und niemals: „Dies ist die M a s k e des Schmetterlings, des Aracúfisches, des Mákukö“ (tatáloko tákahä, bolíkakö tákahä, mákukö tákahä). Der Dämon der Maske geht auch auf den jeweiligen Tänzer über, der sich mit ihr bekleidet. Am frühen Morgen nach Ausgang des Totenfestes, wenn die Masken in Flammen aufgegangen sind, verlassen die Dämonen ihren vorübergehenden Aufenthaltsort und begeben sich nach T á k u , dem Maskenjenseits, oder in ihre auf einem anderen Gebirge oder in einer Stromschnelle gelegene Wohnung.

Hier gehen die Angaben auseinander. Einige sagten mir: „A l l e Dämonen sind Herren auf Táku. Dort ist ihr großes Steinhaus, t á k ö l ā m i (Basthaus) oder a b ó χ ö k ö l ā m i (Dämonenhaus) genannt, ihre Maloka, die sie gemeinschaftlich bewohnen.“ — Später wurde mir erzählt, auf Táku gäbe es eine Menge Steinhäuser; jeder Dämon habe dort sein eigenes Haus. Von meinen Ruderern wurden mir seinerzeit beim Anblick dieses Gebirges unter den aus dem Waldesgrün hervorragenden Felsen ein „popälikölāmi, mákukölāmi, kuináopäkokölāmi“ und andere Dämonenhäuser angegeben. — Andere erzählten, nur Mákukö bewohne zusammen mit Popäli ein Steinhaus auf Táku.

Die Dämonen sind unsichtbar den gewöhnlichen Sterblichen; nur der Zauberarzt kann sie vermöge seiner übernatürlichen Kraft sehen und mit ihnen sprechen.

Diesen unsichtbaren Teil der Maske nannten mir die Kobéua, um mir sein Wesen möglichst deutlich zu machen, mit dem Lingoa geral-Wort „m á s - k a r a - a n g a“ (Maskenseele). Wie die menschliche Seele unsichtbar im Körper steckt, ihn belebt und nach dem Tode nach Mákölāmi, dem Jenseits aller Kobéuaseelen, geht, so verläßt auch mit dem „Tode“, d. h. dem Verbrennen der Maske, die unsichtbare Kraft, die ihr während des Festes innewohnte, die sichtbare Hülle und kehrt in ihre eigentliche Wohnung zurück. Diese unsichtbare Kraft ist der Dämon. „Alle Masken sind a b ó χ ö k ö (Dämonen); alle a b ó χ ö k ö sind Herren der Masken“, sagten die Kobéua.

Die Vorstellung von Táku als dem Masken j e n s e i t s mag nach Analogie des menschlichen Jenseits entstanden sein.

Das Verbrennen der Maske ist wohl in demselben Glauben begründet, wie das Verbrennen der Hinterlassenschaft des Toten[198]), in der Furcht vor der unerwünschten Rückkehr des Dämons, mit dem man nach dem Totenfest nichts mehr zu tun haben will. Wenn einzelne Masken aufbewahrt oder zu

[198]) Vgl. oben S. 150—151.

a.

b.

c.

Abb. 104. Maskentänze der Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Antanz der Masken; vorn Mákukö, hinten Jaguar.

Säcken verarbeitet werden, so müssen wir dies bereits als ein Zeichen des Verfalls ansehen.

Von den Kobéua erwarb ich über 50 verschiedene Masken; ein Beweis, wie stark bevölkert der Indianer sich seine Dämonenwelt vorstellt. Außer menschlich gestalteten Dämonen, Riesen und Zwergen, treten eine Menge Tiere auf, der Jaguar, der Hirsch und das Faultier, verschiedene Arten Vögel und Fische, die Giftschlange Yararáca, Frösche und Kröten, die Wasserjungfer, Schmetterlinge, Käfer und andere Insekten, Spinnen, Raupen und Käferlarven. — Auf meine Frage, warum der Tapir, das Taiasúschwein und andere Jagdtiere keine Masken hätten, gab man mir die wenig befriedigende Antwort: „Weil sie kein buntes Fell haben." —

Der dämonische Charakter der Maske drückt sich schon darin aus, daß selbst viele Tiermasken ein menschliches Gesicht und einen aus gelbem Bast gedrehten Zopf haben, der an die frühere Haartracht der Kobéuamänner erinnert[199]). Auch die „Wohnung" vieler dieser Tiere steht im schärfsten Widerspruch zu ihrer natürlichen Lebensweise.

Die feierlich getragenen, trotz ihrer Eintönigkeit nicht unmelodischen Weisen, die die Maskentänze begleiten, zeichnen sich durch strengen Rhythmus aus, der durch den Tanzschritt und durch Aufstampfen der Tanzstöcke scharf akzentuiert wird. Fast allen Gesängen gemeinsam ist der dumpfausklingende Refrain: „óhó—hó" oder „hō-hó". Die Bewegungen und Gewohnheiten der Tiere werden mimisch nachgeahmt. Die Texte konnten mir die Indianer selbst nicht mehr deuten. In einigen Tanzliedern scheinen Kobéuaworte und unverstandene oder im Laufe der Zeit verderbte Aruakworte nebeneinander vorzukommen. Bisweilen bestehen die Lieder nur aus den Naturlauten des betreffenden Tieres oder dem Namen des Dämons, mit wenigen lakonischen Worten verflochten, in endloser Wiederholung.

Nur die Männer tanzen mit Masken; die Weiber und Kinder bilden die Zuschauer.

Einzelnen Dämonen sind wir schon bei den Maskentänzen der Káua begegnet, so dem schwarzen Aasgeier, dem Jaguar, dem Mistkäfer, der Eule und dem Waldgeist und Jagdkobold Mákukö (Abb. 105), deren Masken und Tänze in beiden Gebieten mehr oder weniger übereinstimmen[200]).

„Alle Herren der Masken sind Dämonen", sagten die Kobéua, bezeichneten aber einige besonders böse als „yuruparí-retáua" in der Lingoa geral: „wirkliche Dämonen". Zu diesen gehört in erster Linie Mákukö, der die

[199]) Vgl. Bd. I, S. 328, Abb. 207.

[200]) Vgl. Bd. I, S. 135 ff., Abb. 79, 80, 82, 83, 84.

a. b. c.

Abb. 105. Tanz des Waldgeistes und Jagdkobolds Mấkukö. Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Mấkukö beschleicht das Wild. b. Mấkukö schießt mit dem Blasrohr. c. Mấkukö tötet den angeschossenen Affen.

Leute mit Blasrohr und Giftpfeilchen totschießt. Er ist ein kleiner Mann mit Vollbart. Sein Maskenanzug wird daher stets kleiner verfertigt als die übrigen und ist für den kleinsten Tänzer bestimmt. Mákukö hat eine Frau, Mákuko, deren Maske sich durch Einzelheiten in der Bemalung von der ihres Mannes unterscheidet.

Auch andere Dämonen sind beweibt. Gefürchtete Gesellen sind das Riesenpaar Kohäkö und Kohäko, die sich ohne bestimmte Wohnung im Walde herumtreiben und die Menschen mit der Keule totschlagen (Abb. 108). Beim Tanz tragen sie beide in der rechten Hand als charakteristisches Attribut einen dicken Stock, mit dem sie taktmäßig aufstampfen.

An Wildheit und Mordlust gibt ihnen der Riese Haíläkö nichts nach. Er tötet Leute im Wald, indem er mit jeder Hand einen Baumstamm faßt und auf sie wirft. Auf dem Gebirge Uahókapolaköláku, etwas oberhalb Mákölāmi auf demselben Caiarý-Ufer hat er sein Steinhaus. Beim Tanz trägt er in jeder Hand einen Knüttel.

Abb. 106. Maske des Dämons Íyäimi. Káua. Rio Aiarý.

Andere nicht minder gefürchtete Riesen, die sämtlich im Walde den Leuten mit Knütteln zu Leibe gehen, sind Hokôabóχökö (Baumdämon)[201]), Uáluli abóχökö, Uálikö, Auaúakö, Haúhabo und Palútχikö. Der Tänzer des Uálikö wirbelt mit beiden Händen einen Stock in der Luft, wie wir es in Matapý bei dem angeblichen Tanz des Kohäkö gesehen haben[202]). Haúhabo hält sich in der Nähe von Flüssen auf und ruft früh morgens „gŭ-gŭ-gŭ". Bei Namocolíba sollte ein solcher Dämon wohnen, was nicht unmöglich war, denn haúhabo bezeichnet im Kobéua die „große Eule". Die Maske des Palútχikö zeichnet sich durch das unförmige Gesicht aus, das aus einer riesigen Kalabasse hergestellt ist. Ein langer Bastzopf fällt bis auf die Erde herab (Tafel III B).

Abb. 107. Maske des Dämons Íyäimi. Handzeichnung eines Lidaúeni. Rio Aiarý. (Vgl. Bd. I, S. 116.) 1/1 nat. Gr.

[201]) Von hokókö-Baum, im Kobéua.
[202]) Vgl. oben S. 58, 62, Abb. 31 b.

a. b.

Abb. 108. Dämonen Kohăkö und Kohăko. Bleistiftzeichnungen der Kobéua Aúbo (a) und Pauákö Yauídö (b) aus Surubiróca. Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr.

Auch I y ä i m i, der schlimmste Dämon der Káua[203]), wird durch eine eigenartige Maske dargestellt: Ein ganzes Stück Bast ist am unteren Teil so auseinandergeschnitten und wieder zusammengenäht, daß Hosenbeine entstanden sind. Der obere Teil der Basthülle hat zu beiden Seiten Löcher für die Arme des Tänzers und wird am Hals zugebunden. Eine andere Basthülle, die mit einem menschlichen Gesicht bemalt und mit runden, schwarzumrandeten Augenlöchern versehen ist, stülpt der Tänzer über den Kopf und Hals. Auf dem Scheitel ist eine Kalabassenscherbe festgenäht (Abb. 106 und 107). Diese Maske, die, mit bunten Horizontalstreifen bemalt, einem Badeanzug ähnelt, braucht ihre Entstehung nicht europäischem Einfluß zu verdanken, da Hosenmasken auch bei den gänzlich unberührten Stämmen des Xingúquellgebietes gefunden worden sind[204]).

Ich gebe im folgenden Textproben von Gesängen einzelner Dämonen nach den am Aiarý und Caiarý-Uaupés gebräuchlichen Versionen.

Der Gesang des Mákukö lautet bei den Káua:

„kénakukắ kenarḗ (zweimal)
kṓ — kṓ — kṓ — kṓ
híye köbé kṓ tiaulṓ (zweimal)
topítalauá pö kṓ tiaulṓ" usw.

Es sei ein Kobéuagesang, sagte man mir und gab mir folgende, offenbar sehr freie Übersetzung: „Es ist keine Farinha mehr da; es ist kein Beijú mehr da (köbä[uö]); wir haben nichts mehr zu essen; der Beijú ist trocken (aúro hahaú)" usw.

Bei den Kobéua am Cuduiarý singt M á k u k ö:

„kauilí yanamakắ lia kakauí yulắ (dreimal)
dyṓ — dyṓ — dyṓ — dyṓ dyö — dyö — dyṓ" usw.

Gesang des K o h ä k ö:

Kobéua: „kohäká kohälí (zweimal)
kohắmaneli uaimanina kúdyắ
hṓ — hó hṓ — hṓ." usw.

Der Gesang des H a í l ä k ö zeichnet seih durch lebhaftes Tempo aus:

Kobéua: „hailắ hailắ uadyakú hailắ (zweimal)
ṓ — hṓ — — —." usw.

Káua: „haildḗ haildḗ karátiắ haildḗ (zweimal)
karátiắ haildḗ karátiắ haildḗ
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ." usw.

[203]) Vgl. Bd. I, S. 113.

[204]) Beim I m e o (Käferlarve)-Tanz der Bakairí trägt der Tänzer Wams und Hosen in einem Stück aus Mirití-Stroh geflochten. K. v. d. S t e i n e n: a. a. O. S. 301—302, Abb. 92. — Auch E h r e n r e i c h: a. a. O. S. 35, Fig. 18—19, fand bei den Karayá am Araguaya Hosenmasken, aus Oaguassublättern geflochten, die Fische darstellten.

a.

b.

c.

Abb. 109. Tanz der Schmetterlinge.
a, b. Káua. Rio Aiarý. c. Kobéua.
Rio Cuduiarý.

So harmlos manche der in den Masken dargestellten Tiere im gewöhnlichen Leben sind, so unheilbringend ist der Dämon, der sich in ihnen verkörpert.

Der große azurblaue Morpho-Schmetterling T a t á l o k o, der mit seiner leuchtenden Farbenpracht das Auge entzückt und wie ein herabgekommenes Stückchen Himmel anmutet, ist einer der gefährlichsten Dämonen. Wir sind ihm auch unter dem Aruaknamen m a k á l u als „Herrn aller Maskentänze" bei den Káua begegnet[205]). Er hat seinen Sitz in der Yuruparý-Cachoeira des

[205]) Vgl. Bd. I, S. 130.

Caiarý, wo er in einem großen Topf, wie ihn die Weiber zum Kaschiríbereiten gebrauchen, die Malaria (ä ó b ö k ä) braut, so daß alle, die von dem Wasser trinken, krank werden. Bekanntlich tritt an dem sonst so gesunden Fluß oberhalb dieses Kataraktes, wohl infolge des dort ganz anderen, weißen, fast stagnierenden Wassers, Malaria auf.

Die Maske des Schmetterlings ist durch die aus Flechtwerk hergestellten, mit bunten Mustern bemalten Flügel, die zu beiden Seiten des Kopfes angenäht sind, und dem aus Sipó gebogenen Rüssel wohl charakterisiert. Als Grundform des Kopfes dient ein Korbgeflecht[206]). Die Zackenzeichnung auf der Brust des Maskenkörpers soll das Flattern des Schmetterlings andeuten.

Der Tänzer hält in der einen Hand das Attribut der unheilvollen Tätigkeit seines Dämons, die Trinkkalabasse, wider die er im Takt mit einem Stäbchen schlägt (Abb. 109). In der Regel treten zwei Schmetterlinge zusammen auf, die in dieser Weise unter Gesang bald in weitausgreifendem Geschwindschritt, bald langsamer hintereinander her tanzen und endlich dicht zusammen, einander zugewendet, am Boden niederhocken und vor- und rückwärts kriechen (Abb. 109 b). Es soll das gaukelnde Spiel der Schmetterlinge in der Luft dargestellt und veranschaulicht werden, wie sie in dichten Haufen im Sonnenschein auf den Sandbänken oder den Felsen der Cachoeiras sitzen. Tanz und Gesang schließen unter raschem Klappern wider die Kalabassen und mit ausklingendem „é — — hé — — —" der Tänzer.

Der Schmetterlingsgesang hat eine Menge Strophen und lautet am Aiarý, wo ich den Tanz am besten beobachtete:

1. „nakū́liauḗ nakū́liauḗ (zweimal)
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

2. „kenakakḗ naúludyā́ (zweimal)
uíluliapḗli yakalḗ uā́
yakalḗ uḗ yakalḗ uā́
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

3. „kenakā́ke naí ludyā́ (viermal)
kenakí ludyā́ pelí yakalḗ uḗ
pḗli yakalḗ uā́
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

4. límanū́ manū́dyauelū́ (dreimal)
manū́dya pḗli yakalḗ uḗ
pḗli yakalḗ uā́
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

5. „áno kapū́ nauī́ dáli kadyṓ dáli kadyṓ
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ." [(zweimal)

6. „muhā́ dauiyā́
muhā́ daiadī́ daiadī́
mā́kalū́ kapū́ nauī́
dáli kadyṓ
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

7. „áno kapū́ nauí
mumi hṓ kiteá popetá (zweimal)
dáli kadyṓ dáli kadyṓ
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

8. áno kapū́ nauī́ áno kapū́ nauī́
nṓmi pákolokṓ nṓmi pákolokṓ (zweimal)
dáludiyṓ daludiyṓ
ṓhṓ — hṓ ṓhṓ — hṓ."

---

[206]) Auch bei den Masken des Faultiers (Abb. 111 c) und verschiedener Raupen und Käferlarven ist der Kopf auf diese Weise hergestellt. Vgl. Bd. I, Taf. II A und B.

a.

b.

c.

d.

Abb. 110. Maskentänze der Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Máka (Vogelspinne). b. Päkápikokö (Käferlarve). c. Yamá (Hirsch).
d. Bolíkakö (Aracúfisch).

Gesang der Schmetterlinge beim Hocken:

9. „nenekané neúludiá (zweimal)
pakoró kópai kuliá ré
nenekulchí daúpudiö́
daúpudiö́ daúpudiö́
óhó — hó óhó — hó.“

10. „nenekané neúludiá (zweimal)
nenéuludiá péli yakalé uá
óhó — hó óhó — hó.“ [207])

Am Cuduiarý singen die Schmetterlinge:

„känadyauí känadyauí
känadyauá känadyauí
kápi kali manudyapáli yakaläuá
yakaläua yakaläuö́
hö — hö — hó.“ usw.

Ein anderer gefürchteter Dämon ist eine kleine Blattwanze, Budyaúöbo, die in den Pflanzungen der Indianer wohnt. Sie stößt gerösteten Pfeffer in einem kleinen Mörser aus Ambaúvaholz und streut den feinen Staub in die Luft, so daß er den Leuten, die in der Pflanzung arbeiten, in die Augen fliegt und sie triefäugig macht.

Am Aiarý bin ich diesem Dämon, der eine ganz menschliche Maske hat, nicht begegnet. Bei den Kobéua lautet sein Gesang:

„kuitú kuitú kuitú
kuitúlia kuitú (viermal)
ó — hó.“ usw.

Die auch in Wirklichkeit mit Recht gefürchtete, sehr giftige Vogelspinne[208]), Máka, gehört zu den schlimmsten Vertretern der Dämonenwelt. Sie sammelt „Krankheitsgift“, das „im Eingang des Hauses am Boden liegt“ in fünf Blattütchen, die sie nebeneinander an einen Faden bindet und dann im Wald über den Köpfen der Leute ausschüttelt, so daß das Gift auf sie fällt und sie krank macht. Beim Tanz hält sie die Schnur mit den verhängnisvollen Bündelchen mit beiden Händen vor sich und drückt sie jedesmal nach einigen Schritten im Takt wider den Leib, wobei sie den Oberkörper rasch vorwärts

[207]) In diesem Schmetterlingsgesang scheinen Aruak- und Kobéua-Worte bunt durcheinander zu gehen. Aruak: makálu = Schmetterling; yakalé = Heimat. — Kobéua: mumí = Honig; dalí = gekommen; kopaí = heim, heimwärts; muhá = Carayurú (?). In dauiyá scheint dauö́ = ich komme, zu stecken. anokapúnaui hängt vielleicht mit ánoi, anókapolauö = dort, zusammen. Strophe 8 bezieht sich offenbar auf die Weiber (nomíua) und den großen Kaschiritopf (pakóholobö).

[208]) Mygale spec.

beugt und mit dem rechten Fuß aufstampft (Abb. 110a). So schreitet sie vor- und rückwärts unter dem Gesang[209]):

„lainadyuká lainadyulé (dreimal)
hó — — —."

Uálali abóχökö tötet zwar keine Menschen, aber alle Fische. Er hat sein Steinhaus im oberen Carurú-Igarapé, in dem Katarakt Māruá. „Uálali" bezeichnet im Kobéua den Carará (Colymbus ludovicianus), einen Tauchervogel, der nur von Fischen lebt und sich durch große Gefräßigkeit auszeichnet[210]).

Púpuli, die Eule, die von den Káua Murukutútu oder mit Kobéua-Endung Murukutúkö genannt wird, lebt ohne bestimmte Wohnung auf Bergen und fraß in alter Zeit Menschen. Sie gilt noch heute als ein böser Dämon. Den Tanz kennen wir vom Aiarý[211]). Der Gesangestext bezieht sich auf die Weiber (nomíua), die in der Pflanzung (hióba) arbeiten, und lautet bei den Kobéua:

„uaimaláua uaimaláua murukutú (zweimal)
uainí nomíualä nomálo hiobätú (zweimal)
amäkoloika uäuädú
hó — — hó."[212])

Yauí, der Jaguar, ist ebenfalls Gebirgsbewohner und ein sehr böser Dämon. Er fängt Tiere und Menschen mit Krallen und Zähnen und frißt sie. Der Tanz unterschied sich von dem am Aiarý gesehenen[212]) nur dadurch, daß der Tänzer auf einem einfachen Bambusrohr blies, ohne dabei einen Topf als Resonanzboden zu gebrauchen (Tafel III A). Der Gesang war ganz anders:

„uapulá kaua puláli (zweimal)
uapuláli manikaua pulalí yá
hó — — —." usw.

Míaui, ein großer Raubvogel, ist ein böser Walddämon (Abb. 112b). Er tötet Tiere und Menschen. Am Cuduiarý lautet sein Gesang:

„yakalá kuliná lí — i — yá (zweimal)
linauádya linauádya yakalä kūulä
ó — hó — — —." usw.

Ālá, die Yararácaschlange, ist ohne weiteres auch als Dämon sehr gefährlich. Auch Kölapilăbö, ein kleiner Raubvogel, der in Pflanzungen

[209]) Kobéua: Tanz und Maske habe ich nur bei diesem Stamme gefunden.
[210]) Vgl. Bd. I, S. 55, 225, 229.
[211]) Vgl. Bd. I, S. 136, Abb. 83.
[212]) Vgl. Bd. I, S. 135—136, Abb. 80 und 81.

wohnt, ist „nichts wert". Die Textworte seines Gesanges bei den Kobéua enthalten Bestandteile seines Namens:

„uapilalí uapilalí uapilalí
uapilalí uapilalí liuadyu ku pilá
ó — hŏ — hŏ — hó."

Neben diesen bösen Dämonen, die auf jede Weise Tieren und Menschen nach dem Leben trachten, gibt es eine große Anzahl Tierdämonen, die gut oder wenigstens harmlos sind.

Y a m á k o , der Hirsch, ist ein guter Zauberarzt, der im Gebirge lebt. Er tritt in menschlicher Maske auf und hält in jeder Hand einen Tanzstock, mit dem er im Takte aufstampft (Abb. 110 c), wobei er singt:

„liaká liaká pälúlí (dreimal)
hó — — —." usw.

K u l í k a , der Papagei, wohnt im See Uäkóhābö am linken Caiarýufer, etwas unterhalb der Mündung des Carurú-Igarapé. Er tanzt ebenfalls in menschlicher Maske, stampft mit einem Stock in der Rechten den Boden und singt dazu:

„tắkali uố lia a kauố
tắkali uá lia a kauố
tắkali akauá tắkali akauá
kápi kadyu maliná kulí i ya täká täká
ŏ — — hó — —."

B ö b ố b o , die Hausspinne (Abb. 111 a), wohnt im See Böbóbö des Caiarý unterhalb der Mündung des Carurú-Igarapé. Beim Tanz bindet sie eine Schnur, an der ein mit einer Feder verzierter Sipóring hängt, mit dem einen Ende an einen Hauspfosten. Das andere Ende hält sie in der Hand und schlingt den Faden, immer weiter greifend, allmählich um die Hand, wie eine Spinne den gesponnenen Faden wieder an sich zieht.

K ö l a t ó m o l i , der Mistkäfer, ist zwar ein guter Dämon, wehrt aber beim Tanzfest den anderen Masken den Eintritt in die Maloka, indem er im Bunde mit einem anderen Kölatómoli die Zugänge mit gekreuzten Stöcken verteidigt[213]). Er wohnt in der Bucht Kölatomóbö am Caiarý, etwas oberhalb der Mündung des Carurú-Igarapé. Sein Tanz ist derselbe wie am Aiarý[214]). Der Text des Gesanges lautet:

Káua: „píla káliku píla káliku píla káliku — ú (endlos wiederholt)
kálilu kálilu yákalé uá." usw.

Kobéua: „uälú uälú kamauälú (zweimal)
lúdya ka kamauälú nakú
lí — iya — hó
hí — — —."

[213]) Vgl. Bd. I, S. 133—134.
[214]) Ebenda: S. 136, Abb. 82.

a.

b.

c.

Abb. 111. Tanzmasken der Kobéua. Vorder- und Rückseite. Rio Cuduiarý.
a. Böbŏbo (Hausspinne). b. Uäkó (Papagei). c. Ū (Faultier).

K a u á l ä m i , der schwarze Aasgeier Urubú, wohnt auf hohen Bäumen. Sein nächster Verwandter K a u á b o l ö , der seltene Urubutinga, wohnt im Himmel. Den Tanz des Kauálämi, eine vortreffliche mimische Nachahmung der Bewegungen dieses nützlichen Vogels, sahen wir am Aiarý[215]) und bei den Desána-Uanána von Matapý[216]). Die Maske ist verschieden. Während am Aiarý der Tanz in Ermangelung einer wirklichen Urubúmaske mit einer beliebigen anderen Vogelmaske aufgeführt wurde, benutzte man in Matapý eine Maske mit menschlichem Gesicht, an der nur die von den Ärmeln herabhängenden Bastlappen, die „Flügel" den „Urubú" kennzeichneten[217]). Eine naturalistische Urubúmaske erhielt ich in Surubiróca. Der zur Seite geneigte Vogelkopf gibt die charakteristische Haltung des Aasgeiers wieder (Abb. 112 c).

B o l í k a k ö , der Aracúfisch, wohnt in einem „Fischhaus". Seine Maske, die in beiden Gebieten vollständig gleich ist, trägt auf dem Kopf einen aus Streifen eines Palmblattstengels geflochtenen und mit Baststoff überzogenen Aufsatz, der in der äußeren Form einer Sanduhr ähnelt[218]). Beim Tanz treten die Aracúfische stets paarweise auf. Sie schreiten Hand in Hand nebeneinander hin und her und halten in der anderen Hand einen langen Tanzstock vertikal vor sich (Abb. 110 d), wobei sie singen:

„uamandyá uamandyé (zweimal)
uamandyá kauá uamandyálí
kululú alé." usw.[219])

Die Masken des M á u a y o , rotmäuligen Aracúfisches, und des Á u a l i , kleinen Aracúfisches, unterscheiden sich von der des Bolíkakö nur durch Einzelheiten in der Bemalung (Abb. 112 a). Die Tänze sind dieselben. Máuayo wohnt in einem „Fischhaus" an der Inambú-Insel des Caiarý oberhalb Yuruparý-Cachoeira. Am Cuduiarý hörte ich folgenden Gesang des Áuali:

„känapíka láuadyú láuadyú (zweimal)
láuamáni láuamáni láuadyu kulá
ó — hö — hó."

Auch der Tanz der U m ä n a h o k ö , Wasserjungfer, wird von zwei Masken ausgeführt. Sie halten, einander zugewendet, mit beiden Händen einen Stock horizontal zwischen sich und schreiten rasch vor- und rückwärts, so daß

[215]) Vgl. Bd. I, S. 135, Abb. 79.

[216]) Vgl. oben, S. 61—62, Abb. 31 a.

[217]) Vgl. auch die Felszeichnung der Tipiáca-Cachoeira, oben S. 70, Abb. 38.

[218]) Denselben Aufsatz tragen die Masken des Máuayo (Abb. 112 a), Áuali, Pinikabokö, Míaui (Abb. 112 b) u. a.

[219]) Bei den Kobéua am Cuduiarý notiert.

a.

b.

c.

Abb. 112. Tanzmasken der Kobéua. Vorder- und Rückseite. Rio Cuduiarý.
a. Máuayo (rotmäuliger Aracúfisch). b. Míaui (großer Raubvogel). c. Kauálämi (Aasgeier Urubú).

es aussieht, als wenn sie sich gegenseitig hin und her zögen. Der Gesang, dessen flotter Rhythmus den graziösen Flug des munteren Insekts trefflich charakterisiert, lautet bei den Kobéua:

„kã́na kualí kualí (zweimal)
kã́na kuamã́nika
kã́na kualí (zweimal)
hó — hó."

Am Aiarý wurde mir derselbe Tanz als „Tanz der Yakiranambóya", des großen Laternenträgers[220]), angegeben, eines in Wirklichkeit harmlosen Insekts, das die Indianer für das giftigste aller Wesen halten. Der Text des Gesanges war in der Káua-Maloka der Yuruparý-Cachoeira folgender:

„kaladyṹa kaladyṹa kaladyṹa lẽ́ (zweimal)
kaladyúa maníka lĩ́ uaualẽ́
kaladyṹa kã́ kaladyṹa lẽ́
kaladyúa maníka lĩ́ uaualẽ́."

„uítši uítši nukalálalã́ (zweimal)
uítši lalĩ́ma nikaliáuanakṹ." usw.

In der letzten Káua-Maloka am Aiarý sangen die Tänzer:

„tĩ́lulu tĩ́lulu mínalí kã (zweimal)
tĩ́lulu mánika ya lẽ́." usw. in endloser Wiederholung.

P ä k á p i k o k ö , eine Käferlarve, die unter der Rinde der Bäume lebt, hat eine menschliche Maske, der aber merkwürdigerweise Mund und Augen fehlen. Nur Brauen und Nase sind, wie bei den meisten Masken, in einem Zug aufgemalt. Zwei Masken tanzen Hand in Hand auf und ab und halten in der anderen Hand einen brennenden Span[221]) wagerecht empor (Abb. 110 b). Am Cuduiarý singen sie:

„uaulã́ uaulã́ uaulã́
uaulã́ uaulã́
mádyanauapikṹ uaulã́
mádyanauapikṹ makaúaulã́
uaulã́ uaulã́ uaulã́
ã́o — ã́o — ã́o — ã́o."

U, das Faultier, steht stumpfsinnig inmitten der Maloka und hält mit einer langen Hakenstange einen Querbalken des Hauses fest. Es soll veranschaulicht werden, wie dieses trägste aller Geschöpfe mit seinen gewaltigen

---

[220]) Fulgora laternaria. Name im Aruak: n y é p u l i ; im Kobéua ebenfalls: u m ã́ n a h o k ö.

[221]) p ä k á = Brennholz, im Kobéua.

Sichelkrallen, ohne seine Stellung zu verändern, an dem Ast eines Baumes hängt. Augen, Ohren und Maul sind bei dem Tier in Wirklichkeit so klein, daß sie an dem runden, aus Flechtwerk verfertigten und mit Baststoff überkleideten Kopf der Maske überhaupt nicht dargestellt sind. Die neben dem üblichen Zopf an einem Sipó frei herabhängenden Baststreifen sollen vielleicht die langen, dünnen Haare andeuten, mit denen der Körper des Tieres bedeckt ist (Abb. 111 c). Der Gesang lautet bei den Kobéua:

„kalulā́ kalulā́ kalulā́
kalu kalu maká ya kadyu kalulā́
kalulā́ kalulā́
ú — — —."

Piāko, ein kleiner, schwarzer Flußfisch, auch „Krötentochter" genannt, hält beim Tanz eine Kalabasse in den Händen, über der ein kurzer Stock liegt, unter dem Gesang:

„kā́nama kā́namő (zweimal)
kā́nama kalíuadya
hŏ — hő hŏ — hő hŏ — hő."[222])

Eine Spiralzeichnung auf dem Körper dieser Maske wurde mir als „Därme der Piāko" angegeben.

Von anderen Tierdämonen wußten mir die Kobéua weiter nichts zu sagen, als daß sie „gut" wären und, entsprechend der eigentlichen Natur ihrer Vorbilder, im Walde oder im Wasser lebten: Köbāuäko, ein Papagei (Abb. 111 b), Piníkaboko̊, ein kleiner, weißer Vogel, Ihíabōlö, eine kleine Flußente, Háimä, der Yandiáfisch, Bätákahaimä, der schwarze Yandiá, Ā́uahölābö, der bunte Aracúfisch, Ī́yudyo, der kleine Aracú, Bákokoko, ein kleiner Frosch, Mālakaíbo, ein großer Abendschmetterling von der Gattung Morpho, Bolítataloko, ein Schmetterling, Böbāko, ein kleiner Nachtschwärmer, der im Walde an Igarapés wohnt, Kölatímali, ein sehr kleiner Mistkäfer, Kumátidiauö und Tadyíua pikóa, zwei Raupen.

Verschiedene Tiermasken der Káua, über die mir die Kobéua nur wenige nichtssagende Erklärungen geben konnten, scheinen bei ihnen nicht im Gebrauch zu sein: Himáukö, eine haarige Raupe, deren Berührung blasige Hautkrankheit hervorruft, Oadyálukö, Raupenmutter, eine große Schmetterlingsraupe mit dickem Kopf, Biáhukö, eine Pfeffermade[223]),

[222]) Bei den Kobéua am Cuduiarý notiert.
[223]) biá = Capsicum, im Kobéua.

K a h ā t o a, eine Raupe, H i á k a l a u a, eine große rote Schmetterlingsraupe, die merkwürdigerweise im Fluß wohnen soll.

Am Aiarý sah ich mehrmals Tänze von Raupen. Zwei Tänzer hielten in der Rechten lange Tanzstöcke vertikal vor sich und schritten singend hin und her:

„kanakú kanakú mínali kadyá (zweimal)
uai maní kanakú mínali kadyā
li — a — hó — hó." usw.

Ein andermal wurde der Tanz von e i n e m Tänzer in derselben Weise ausgeführt unter dem Gesang:

„uaí palikū uaí palikú (zweimal)
uaí palikó — — ó
ó — hó." usw.

Außer den bisher behandelten Tänzen, die den einzelnen Dämonen eigentümlich sind und in der Regel nur mit der dazu bestimmten Maske getanzt werden, gibt es auch Tänze, an denen sich alle Masken ohne Unterschied beteiligen können.

Mehrere dieser Tänze sah ich schon am Aiarý. Sehr beliebt ist der Tanz der K u b ú u a, Sandflöhe, der von möglichst vielen Masken ausgeführt wird. Die linke Hand der Tänzer ruht auf der rechten Schulter des Nebenmannes. In der Rechten hält jeder einen langen Tanzstock vertikal vor sich. So schreiten sie hin und her und singen:

Káua:

1. „máli kakaúadyú lé (zweimal)
kaúadyú ká kauadyú lé (zweimal)
óhó — hó óhó — hó."
2. „múne múne minalí kadyā (dreimal)
máli ka míneuádyu lé (zweimal)
óhó — hó óhó — hó."
3. „múne múne mine uádyu lé (zweimal)
máli ká mine uádyu lé (zweimal)
óhó — hó óhó — hó."
4. „kauádyu kauádyu mínali ká (zweimal)
máli kakaúadyú lé (zweimal)
kauadyú kauadyu lé
óhó — hó óhó — hó."

Kobéua: „kānauadyukā kānauadyulā (zweimal)
kānauadyu kānauadyu mínālíka
málíka kānauadyulā
hó — — —."

Zum Schluß laufen die Tänzer mit raschem „tsē-tsē-tsē" zum Standort ihrer Masken und demaskieren sich.

Auch am Tanz des Aracuã-Vogels, Ö l ö m ö o k ó, können beliebig viele Masken teilnehmen, die in derselben Haltung, wie beim vorigen Tanz, bald nebeneinander nach rechts und nach links schreiten, bald hintereinander

eine rasche Runde tanzen, wobei sie zugleich mit dem rechten Fuß und mit dem Tanzstock aufstampfen und singen:

„kēnakú pēlí (zweimal)
kárauádya lé
kēnakú pēlí (zweimal)
kárauádya línakú.“ usw. endlos wiederholt.

Beim Tanz des Temtem-Vogels, U m ä n a m í[224]), halten zwei Masken in jeder Hand einen Stock vertikal vor sich und neigen sich wiederholt gegeneinander. Dann trippeln sie in derselben Stellung vor- und rückwärts und singen:

„haíbilitsó bilitsó (zweimal)
haíbilei kunimá yauiré kó
óhó.“ usw.

Schließlich laufen sie mehrmals im Kreise hintereinander her und beendigen mit ausklingendem „ē — — —“ den Tanz.

Der Tanz der Y ö l ö u e u a, der Schwälbchen, die über dem Fluß hin und her streichen, wird ebenfalls von zwei Masken ausgeführt, die nebeneinander gehen und mit einem Stock in der Rechten bei jedem Schritt aufstampfen. Auch diesen Tanz beobachtete ich, wie die beiden vorhergehenden, nur am Aiarý[225]). Der Text des Gesanges lautet dort:

„káuiyu káuiyu yúmení (zweimal)
málikā káuiyu lí—á
kalé — — —
káuiyu lé yakauá.“ (zweimal)

„okó penitó kátinoí (zweimal)
káui káuiyā yúmení (zweimal)
káuiyú lé yakauá.“ (zweimal)[226])

Zu den Massentänzen gehört auch der Tanz des P h a l l u s, N ó ä d ö[227]), der in beiden Gebieten in gleicher Weise stattfindet. Die Fruchtbarkeitserzeugung wird durch mimische Darstellung der Begattung und Befruchtung drastisch zum Ausdruck gebracht. Die Tänzer halten große, aus Bast gedrehte Phallen mit Testikeln aus den roten Zapfen eines niedrigen Capoeira-Baumes, den die Kobéua y ö m ä d ö nennen, mit beiden Händen an den Leib und tanzen

[224]) Tachyphonus spec.

[225]) Von fast sämtlichen näher beschriebenen Tänzen wurden Photographien aufgenommen, die aber hier nicht alle reproduziert werden konnten.

[226]) Die zweite Strophe enthält einige Kobéuaworte: o kó = Wasser; k a t í n o i = unter.

[227]) n ó ä d ö = Penis, im Kobéua.

a.

b.

c.

d.

Abb. 113. Phallustanz. a, b, c. Káua. Rio Aiarý.
d. Kobéua. Rio Cuduiarý.

zunächst im Geschwindschritt mit vorgebeugtem Oberkörper hintereinander her (Tafel IV), wobei sie mit dem rechten Fuß aufstampfen und singen:

Káua: „kádyauakā́ kádyaualḗ (dreimal)
hṓ — hŏ — hṓ hṓ — hŏ — hṓ
mápalilão miai mákipalṓ (zweimal)
noé palikṓ
hṓ — hŏ — hṓ hṓ — hŏ — hṓ.“

Kobéua: „dū́lā dū́lā
dū́lā makauadyalū́
dū́lā dū́lā.“ usw.

Plötzlich springen die Tänzer unter heftigen Coïtusbewegungen und lautem Stöhnen „aĭ (ye) — aĭ (ye) — aĭ (ye)“ wild dahin und stellen sich endlich in einer unregelmäßigen Gruppe auf. Sie streichen mit der rechten Hand leicht über die Phallen, klopfen unter schnalzenden Lauten mit den Fingern darauf (Abb. 113 a, d) und machen unter Blasen mit der ausgestreckten Hand wehende Bewegungen, wie wenn sie etwas in die Lüfte zerstreuten[228]) (Abb. 113 b, d). Der ruckweise ausströmende Samen wird überallhin verbreitet. So treiben es die Tänzer in jedem Winkel des Hauses, am Rande des Waldes und der nahegelegenen Pflanzung; sie springen zwischen die zuschauenden Frauen und Mädchen, die schreiend und lachend auseinanderstieben; sie stoßen mit den Phallen gegeneinander (Abb. 113 c); ja, sie attakierten mich und Schmidt, als wir die Szene photographierten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Indianer sich diesem Phallustanz mit besonderem Genuß hingeben und dabei zu obszönen Späßen neigen, die eigentlich nicht dazu gehören. Trotzdem ist es, wie ich schon früher ausführte[229]), ein ernster und, da ein natürlicher Vorgang dargestellt wird, nach der Auffassung des Naturmenschen anständiger Tanz. Die Maskengeister sind als Dämonen der Fruchtbarkeit gedacht, die in der Ausübung des geschlechtlichen Aktes mimisch vorgeführt werden, um dadurch Wachstum, Werden und Gedeihen in der ganzen Natur, die sich in ihnen verkörpert, zu fördern[230]).

[228]) Ähnlich wie beim Regenzauber und bei der Krankenkur.

[229]) Vgl. Bd. I, S. 137—138.

[230]) Auch Popā́li und Makátχikō (vgl. oben S. 157—158, Abb. 92) dürfen wir wegen ihrer ungeheuren Phallen als Fruchtbarkeitsdämonen ansehen. — Vgl. dazu die Schrift von K. Th. Preuß: Phallische Fruchtbarkeitsdämonen etc. Archiv für Anthropologie 1903. Neue Folge. Bd. I, Heft 3, S. 129ff.

Auf die Bedeutung der Maskentänze im allgemeinen habe ich schon im ersten Bande (S. 139) hingewiesen. Allen diesen mimischen Darstellungen liegt die Idee einer Zauberwirkung zugrunde. Sie sollen dem Dorf und seinen Bewohnern, den Pflanzungen, der ganzen umgebenden Natur Segen und Fruchtbarkeit bringen, gleichsam als Ersatz für den Toten, zu dessen Ehren das Fest stattfindet. Dadurch, daß der Tänzer in Bewegungen und Handlungen das Wesen, das er darzustellen sucht, möglichst getreu nachahmt, identifiziert er sich mit ihm. Die geheimnisvolle Kraft, die der Maske innewohnt, geht auf den Tänzer über, macht ihn selbst zu einem mächtigen Dämon und befähigt ihn, die Dämonen zu vertreiben oder günstig zu stimmen. Besonders die Dämonen des Wachstums, die Tiergeister, die dabei eine Rolle spielen, und die Tiergeister der Jagd und des Fischfangs sollen durch mimische Handlungen in den Machtbereich des Menschen gebannt werden.

a. b. c.

Abb. 114[231]. Tanzmasken: Schmetterlinge. Bleistiftzeichnungen eines Bahúna. Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr.

[231]) Diese Handzeichnungen, Abb. 107—108, 114—119 werden hier zum erstenmal veröffentlicht.

Abb. 115. Bleistiftzeichnungen. a—e. Kobéua Pauákö aus Namocolíba. f—k. Bahúna. Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr. a. Dämon. b. Mákukö. c. Aasgeier Urubú. d, e. Temtem-Vogel. f. Schmetterling. g. Mákukö. h, i. Arten von Aracúfischen. k. Fisch Araripirá.

a. b. c. d. e.

Abb. 116. Bleistiftzeichnungen des Kobéua Ualí (a—g) und Yamápola (h—l) aus Namocolíba. Rio Cuduiarý. $^1/_1$ nat. Gr.
a. Bunter Aracúfisch. b—e. Phallustanz (b, c. Dämonen, d. Aracúfisch, e. Mistkäfer). f. Uatucupá-Fisch. g. Sucuryú. h—l. Phallustanz (h. Mistkäfer, i, l. Dämonen, k. Mắkukö).

Abb. 117. Bleistiftzeichnungen des Häuptlings Múkuχtiro von Matapý.
Rio Caiarý-Uaupés. $^{1}/_{1}$ nat. Gr.
Tanzmasken: a, d. Eule. b, c, l. Rotmäuliger Aracúfisch. e, h. Dämon. f, g. Papagei.
i. Kleiner schwarzer Flußfisch (piáko). k, n. Jaguar. m. Schmetterling.

Abb. 118. Bleistiftzeichnungen eines Káua. Rio Aiarý. $^{1}/_{1}$ nat. Gr.
Tanzmasken: a. Raupe oder Made (kalémubo). b, c. Kopf des Mistkäfers. d, k, p. Dämon. e, i. Raupe oder Made (hűkö). f, h, l. Schmetterling. g. Mákukö. m, n. Jaguar. o. Aracúfisch.

Abb. 119. Bleistiftzeichnungen eines Káua. Rio Aiarý. $^1/_1$ nat. Gr. Tanzmasken: a. Raupe (himáukö). b, c. Eule (pṹpuli). d. Jaguar (yauí). e. Käferlarve (päkápikokö). f. Faultier (ū). g. rotmäuliger Aracúfisch (mā́uayo). h, i. Papagei (uäkó). k. Dämon (abóχökö). l. Schmetterling (tatáloko). m, n. Aracúfisch (bolíkakö).

VII. Kapitel.

Feldbau und Industrie am Içána und Caiarý-Uaupés.

1. Anbau und Verarbeitung der Mandióca.

Geringer Maisbau. Lange Entwicklung der Mandiócakultur. Roden. Brennen. Jahreszeiten nach dem Stande der Gestirne bestimmt. Stecken der Reiser. Einernten. Verarbeiten der Mandiócawurzeln: Reibebrett, Sieb, Tipitischlauch, Ofen, Mandiócafladen, Farinha, Tipiácamehl. Mandiócagetränke: Schipé, Mingaú, Karipé, Manikuéra, Kaschirí. Süße Mandióca.

Der Feldbau der Indianer Nordwestbrasiliens beschränkt sich im wesentlichen auf den Anbau der Mandióca[232]). Die Maiskultur tritt dagegen im ganzen Gebiet sehr zurück. Mais wird wohl hier und da neben der Mandióca angebaut, aber immer nur in kleineren Quantitäten, um zu Kaschirí verarbeitet zu werden oder auch reif geröstet oder unreif gekocht als angenehme Zukost zu Fleischspeisen zu dienen.

Die weite Verbreitung der Mandiócakultur im tropischen Südamerika, selbst bei niedrigstehenden Stämmen, setzt eine sehr lange Entwicklung voraus. Staunend sehen wir, wie eine der giftigsten Pflanzen, die, in rohem Zustande genossen, unfehlbar den Tod herbeiführt, dem Menschen nutzbar gemacht wird und im Laufe der Zeit zu einem unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden ist.

Die Kultur und Verarbeitung der Mandióca liegen ausschließlich in den Händen der Frau und nehmen den größten Teil ihrer Zeit in Anspruch.

Noch bevor der junge Mann die Ehe eingeht, rodet er gewöhnlich um die Zeit der Pupúnha-Reife auf höherem, nicht der jährlichen Überschwemmung ausgesetztem Land ein größeres Stück Wald aus. Zu diesem Zwecke wird um einen großen Baum herum eine Menge kleinerer Bäume angeschlagen, worauf der Baumriese gefällt wird. Im Fallen reißt er die schwächeren Genossen, mit denen er durch Schlingpflanzen vielfach verbunden ist, mit sich und verursacht dadurch gleichsam einen Waldbruch. Die Bäume bleiben etwa drei Monate in der heißen Sonne liegen, bis sie trocken sind, und werden dann abgebrannt (Abb. 120). Asche und Kohle liefern dem an sich schon fruchtbaren Boden

[232]) Manihot utilissima Pohl; Jatropha Manihot L.

einen kräftigen Dung. Künstlicher Dung wird nicht verwendet. Ist der Boden ausgenutzt, so bereitet der Mann eine neue Pflanzung vor. Damit aber ist die Tätigkeit des Mannes bei diesem primitiven Ackerbau erschöpft. Das übrige, das Pflanzen, Einernten und Verarbeiten der Mandióca, ist Sache der Frau.

Die Zeit der Pflanzungsarbeiten bestimmen die Indianer nach dem Stand einzelner Sternbilder, besonders der Plejaden. Sind diese unter dem Horizont verschwunden, so beginnen die regelmäßigen, starken Regenfälle.

Die Siusí machten mir über den Gang der Gestirne, nach denen sie die

Abb. 120. Vorbereiten der Mandióca-Pflanzung.
Der niedergeschlagene Wald wird abgebrannt. Kobéua. Rio Cuduiarý.

Jahreszeiten berechnen, genauere Angaben und entwarfen mir zur Erläuterung eine Zeichnung in den Sand, die Abbildung 121 getreu wiedergibt.

Diese Konstellation fällt von links (Westen) nach rechts (Osten). Die Jahreszeiten verteilen sich folgendermaßen: Geht a unter, so fällt regelmäßig Regen; der Fluß fängt an zu steigen; Beginn der Regenzeit. Pflanzen der Mandióca. — Geht b unter, so fällt viel Regen; höchster Wasserstand. — Geht c unter, so fällt kein oder nur wenig Regen; niedrigster Wasserstand.

u a l í u a ist die „Venus". — m a n á p a n e d z á k a , „e i n e a n d e r e K r a b b e", setzt sich offenbar aus drei hellen Sternen westlich vom „Löwen" zusammen, die in einem etwa gleichschenkeligen Winkel zueinander stehen,

Abb. 121. Konstellation, nach der die Siusí die Jahreszeiten berechnen. Sandzeichnung. Rio Aiarý.

der „Gemma", einem glänzenden Stern zweiter Größe in der „Krone", einem anderen Stern zweiter Größe in der Mitte des „Bootes" und dem schönen, rötlich funkelnden „Arcturus", einem Stern erster Größe, dem Hauptstern des „Bootes". — d z á k a , die eigentliche „K r a b b e", wird von den Hauptsternen im „Löwen" gebildet. — o a l í p e r i , die „J ü n g l i n g e" , bezeichnet den Sternhaufen der „Plejaden". — ú p i t s i , die „F i s c h r e u s e", finden wir im Sternbilde des „Orion". — k a k u d z ú t a ist der nördliche Teil des „Erídanus", in dem die Tukáno und andere Stämme das Tanzgerät T s c h i u a í a χ p u sehen. — k e ï t á p a n a , in der Lingoa geral b o i a s ú, „die große Schlange", genannt, ist der „Skorpion", eines der prächtigsten Sternbilder des Äquatorialhimmels[233]).

Die Mandiócareiser (maniíua)[234]), gewöhnlich kurze, mit zwei bis drei Knoten versehene Stücke des Pflanzenstengels, werden mit starker Neigung in den Erdboden gesteckt oder auch nur auf den Boden gelegt und mit Erde bedeckt. Die weitere Entwicklung besorgt die gütige Natur, da unter diesen glücklichen Breiten die Jahreszeiten mit großer Gleichmäßigkeit verlaufen und, abgesehen von tierischen Schädlingen, dem Wachstum der Pflanzen keinerlei Gefahr droht. Es dauert in der Regel zwei Jahre, bis die Wurzeln reif sind. Je nach der Reifezeit, dem Geschmack der Mandióca und äußeren Merkmalen unterscheidet der Indianer eine Reihe von Abarten, die er mit besonderen Namen belegt.

Das Einernten und Verarbeiten der Mandiócawurzeln stellen an die Kräfte und die Ausdauer der Frau gewaltige Anforderungen. Jeden Morgen

[233]) Vgl. dazu die beiden Sternkarten in: A n f ä n g e d e r K u n s t i m U r w a l d , Taf. 55, 56; S. 58ff. und Karte: Sternbilder der Äquatorialzone.

[234]) Alle auf die Mandiócakultur bezüglichen Namen in diesem Abschnitt gehören der Lingoa geral an.

mit Tagesanbruch, nachdem sie das gewohnte Bad genommen und sich an dem einfachen Mahle gestärkt hat, geht die Frau auf das Feld, wo ihrer verschiedenartige Pflichten harren. Neue Schößlinge müssen gesteckt, eine junge Anpflanzung von überwucherndem Unkraut gereinigt und reife Wurzeln für den Bedarf des Tages ausgezogen werden.

Die einheimischen, primitiven Holzgeräte, die zum Jäten und Auflockern des Bodens dienten, einfache Holzhacken oder zugespitzte Stöcke, sind fast im ganzen Gebiet europäischen Werkzeugen gewichen.

Die ursprüngliche Form der beim Feldbau verwendeten Hacke hat sich vielleicht in dem Tanzgerät Tschiuaíaχpu erhalten[235]).

Mit schwer gepacktem Tragkorb kehrt die Frau gegen Mittag nach Hause zurück. Die halbwüchsigen Mädchen helfen schon tüchtig der Mutter und schleppen ihre kleinen Tragkörbe mit ernsthafter Miene. Die Mandióca-wurzeln, die in der Form einer großen Rübe ähneln, werden meistens sofort verarbeitet, da sie sonst leicht verderben und unbrauchbar werden. Sie werden mit dem Messer geschält und auf rechteckigen Brettern, in deren konkaver Oberfläche spitze Steinsplitter in geschmackvollen Mustern eingelassen sind[236]), fein zerrieben (Abb. 123 a). Die weißliche Masse, die wie geriebene Kartoffel aussieht, wird vermittels eines zylindrischen Schlauches aus Flechtwerk (Abb. 122) oder durch längeres Kneten auf einem feinen Sieb, das auf einem dreieckigen, zusammenklappbaren Holzgestell ruht, von dem giftigen Saft, der Blausäure enthält, befreit (Abb. 123b). Der mit der Masse gefüllte, aus zähen, aber sehr elastischen Rohrstreifen[237]) geflochtene Schlauch (t i p i t í) hängt an einem vorstehenden Querbalken des Hauses und wird durch ein in den unteren Ring gehängtes Gewicht oder durch eine Preßstange, auf die sich bisweilen die halbe Familie setzt, beschwert (Abb. 123 c). Dadurch wird der Schlauch in die Länge gezogen und preßt den giftigen Saft aus, der in eine untergestellte Tonschale fließt. Ist aller Saft ausgelaufen, so drückt die Frau den

Abb. 122. Schläuche (tipití) zum Auspressen der Mandiócamasse. $^{1}/_{13}$ nat. Gr.

[235]) Vgl. Bd. I, Abb. 225, S. 351.
[236]) Vgl. Bd. I, S. 77—78, Abb. 36—38.
[237]) Von der Uarumá-Pflanze: Maranta.

a.

b.

c.

d.

Abb. 123. Verarbeiten der Mandióca. Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Die Mandiócawurzeln werden gerieben. b. Die Mandiócamasse wird auf dem Sieb ausgepreßt. c. Die Mandiócamasse wird mittels des Tipití ausgepreßt.
d. Die ausgepreßte Mandiócamasse wird ausgeschüttet.

Schlauch wieder zusammen, verkürzt und erweitert ihn dadurch und schüttet die trockene Masse in den bereitstehenden flachen Korb (Abb. 123 d).

Das feine Mehl wird nun, indem man die Masse auf einem gröberen Sieb hin und her reibt, von holzigen Bestandteilen und dickeren Brocken geschieden und darauf wohlverteilt auf der stark erhitzten Ofenplatte ausgebreitet. Sie besteht aus einer kreisrunden Tonplatte von einem bis zwei Meter Durchmesser mit leicht erhöhtem Rande und ruht horizontal auf einem mit zwei Schürlöchern versehenen, durch eingebackene Steine gefestigten Lehmwall oder auf drei tönernen Füßen oder umgestülpten, niedrigen Tontöpfen, die unter sich durch einen Lehmwall verbunden sind. Bei den kunstfertigen Aruakstämmen des Içána findet man bisweilen auf der Oberfläche des Lehmwalles Mäandermuster eingeritzt (Abb. 124). Ebensolche Tonfüße, die mehr oder weniger die Form eines Hohlzylinders haben, werden auch als Untersatz für gewöhnliche Kochtöpfe benutzt (Abb. 125). Im Notfall dienen dazu einfache Steine. Der für die ganze Maloka gemeinsame Herd befindet sich entweder im Hause selbst oder in einem offenen Schuppen nahe dabei, in dem die Frauen den größten Teil des Tages zubringen. Das Mehl wird durch häufiges Umrühren mit einem hölzernen Spatel vollends getrocknet und leicht geröstet oder auch zu dünnen, runden Fladen (m e n y ú, Beijú), der beliebtesten Zukost der Indianer, gebacken. Um das Anbrennen zu verhindern, rückt die Frau den Kuchen auf der Herdplatte eifrig hin und her, bis die untere Seite gelbbraun ist, worauf sie die linke Hand flach auf den Kuchen legt, mit der anderen Hand den zierlich geflochtenen Feuerfächer

Abb. 124. Backherd, mit Ritzmustern verziert. Katapolítani. Rio Içána.

Abb. 125. Kochtopf auf Tonfüßen. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/7 nat. Gr.

Abb. 126. Feuerfächer. ca. $^1/_8$ nat. Gr.

(Abb. 126) darunterschiebt und das fertige Gebäck abhebt. Bisweilen wendet die Frau auf diese Weise den Kuchen um, damit auch die obere Seite für kurze Zeit der Hitze ausgesetzt wird. Je nach der Beschaffenheit des Mehls und der Zubereitung unterscheidet man verschiedene Sorten Beijús.

Um das Mehl dauerhafter zu machen, wird die Mandiócawurzel mehrere Tage lang im Wasser einer leichten Gärung überlassen, so daß sich die äußere rauhe Haut ohne Mühe mit den Fingern abschälen läßt. Darauf wird das Mehl in der oben beschriebenen Weise hergestellt, aber viel schärfer geröstet. Es hält sich monatelang und wird von den Indianern in tiefen, mit frischen Blättern ausgelegten Körben zu ca. 50 Pfund in den Handel gebracht[238]). Die weißen Händler und Kautschuksammler bestellen häufig bei den Indianern große Quantitäten dieses notwendigsten Lebensmittels.

Läßt man den aus der Mandiócamasse ausgepreßten Saft eine Zeitlang stehen, so setzt er eine weiße Masse ab, die mit frischem Wasser durchgespült wird, um den letzten Rest des Giftstoffes zu entfernen. Leicht geröstet, findet dieses feine Stärkemehl (t i p i á k a)[239]) bei vielen Gerichten Verwendung. Die aus Tipiácamehl hergestellten, sehr dünnen, knusperigen Beijús sind selbst für europäische Gaumen eine Delikatesse.

Mannigfach sind die Getränke, welche die Frauen aus dem gerösteten Mandiócamehl zu bereiten wissen. Es wird entweder mit kühlem Wasser angerührt und liefert besonders auf der Reise in den heißen Mittagsstunden einen erfrischenden Trunk (s c h i p é), oder es wird zum ersten Frühstück zu einer warmen Suppe gekocht (m i n g a ú), oder Mandiócafladen werden warm, wie sie vom Ofen kommen, mit der Hand zerdrückt und in Wasser fein aufgelöst (k a r i p é). Am besten mundet der Trank, wenn dazu Tipiácamehl verwendet wird. Dieses wird auch mit kleinen Fischen und viel spanischem Pfeffer zu einer gallertartigen Masse verkocht, in die Mandiócafladen getunkt werden, oder es wird mit Ananassaft zu einem wohlschmeckenden Trank gekocht, der auch einem verwöhnten Geschmack genügen würde. Zum Umrühren dient häufig ein hübsch geschnitzter Holzspatel (Abb. 127).

[238]) Die in ganz Brasilien bekannte F a r i n h a.

[239]) Aus diesem Wort der Lingoa geral ist unser T a p i o k a entstanden.

Selbst der giftige Mandiócasaft findet seine nützliche Verwendung. Er wird durch längeres starkes Kochen und Abschäumen vom Giftstoff befreit und liefert ein süßliches, erfrischendes und nahrhaftes Getränk (m a n i k u é r a). Kocht man den Mandiócasaft mit spanischem Pfeffer, Salz und anderen scharfen Zutaten zu einer dickflüssigen, schwarzbraunen Sauce ein, so erhält man ein vorzügliches Gewürz (t u k u p í), das den Speisen zugesetzt wird oder als Tunke für Beijús dient.

Das beliebteste Getränk aber, das bei keinem auch noch so kleinen Feste oder auch nur bei einem freundnachbarlichen Besuche fehlen darf und von den Teilnehmern in ungeheuren Quantitäten genossen wird, ist das K a s c h i r í, eine Art leicht alkoholischen Bieres, dessen wenig appetitliche Zubereitung und Verwendung wir bereits im ersten Bande ausführlich behandelt haben[240]). Es wird gewöhnlich aus Mandiócafladen, aber auch aus Mais, Pupunhafrüchten und verschiedenartigen Knollen hergestellt.

Außer der giftigen Mandióca wird auch die sogenannte süße Mandióca (a y p í)[241]), aber in weit geringerem Maße angebaut und liefert, in Wasser gekocht oder in der Asche gebraten, eine schmackhafte Zukost.

Mit der Verarbeitung der Mandióca ist die Tätigkeit der Frau bei der Beschaffung und Zubereitung des Lebensunterhaltes nicht erschöpft, denn es gibt noch mancherlei Speisen, von Bananen, Cará[242]), süßen Bataten[243]) und verschiedenen Früchten des Waldes, welche die Frau schmackhaft herzurichten weiß, und die indianische Tafel ist durchaus nicht so einförmig, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Doch bleibt die Mandióca der wichtigste Faktor im Haushalte des Indianers Nordwestbrasiliens und verleiht seinem ganzen Leben ein charakteristisches Gepräge.

Abb. 127. Holzspatel zum Umrühren der Mandiócagetränke. Yuléamaua. Rio Queraryʼ. ca. $^1/_3$ nat. Gr.

2. Flechten und Weben.

Strickedrehen. Einfache Palmfaserhängematte. Webstuhl. Hängematten aus Miriti und Tucum. Keine Baumwollhängematten. Korbflechtarbeiten: Hauptarten der Geflechte nach Max Schmidt, flachrunde Korbwannen, Geflechtsmuster, leicht gewölbte Siebe, flache Siebe, viereckige Siebe, zylindrische Körbe, Hängekörbchen, tiefere Korbwannen, Pfefferrösten. Matten.

Ein Hauptzweig der Industrie, in dem es besonders die Stämme des oberen Tiquié, Tuyúka und Bará, zu großer Fertig-

[240]) Vgl. Bd. I, S. 65 ff., 169 und an anderen Orten.

[241]) Manihot Aypim Pohl.

[242]) Dioscorea L.

[243]) Batatas edulis DC.

keit gebracht haben, ist das Herstellen von Schnüren und Stricken aus den Blattfasern verschiedener Palmenarten, Mirití, Tucum, Yauarý u. a.

Die innersten, noch weichen Blättchen der Palmkrone läßt man einige Tage welken und zieht dann leicht die Oberhaut mit den Fingern ab. Diese Fasern werden zunächst einzeln mit dem Ballen der flachen rechten Hand auf dem nackten Oberschenkel gedrillt und dann durch mehrfaches Hin- und Herstreichen zusammengedreht, wobei das eine Ende mit den Zehen festgehalten wird, um ein Zusammenschnurren der Fasern zu verhindern (Abb. 128). Auf diese Weise wissen die Männer sehr feste Stricke in großer Länge zu drehen, die sie in kunstvollen Knäueln aufwickeln (Abb. 130) und an andere Stämme, z. B. die Buhágana der benachbarten Yapurázuflüsse gegen Curare verhandeln. Gewöhnlich benutzen die Männer die abendlichen Erholungsstunden zu dieser Beschäftigung. Mitten in der Maloka sind Stäbe in den Boden gesteckt, an denen dicke Bündel Palmfasern, mit Tururíbast umwickelt oder zopfartig geflochten (Abb. 129), fertige Schnüre und ganze Knäuel hängen. Die Männer hocken auf Schemeln davor und lassen sich auch durch die lebhafte Unterhaltung der übrigen, an der sie von Zeit zu Zeit teilnehmen, nicht in ihrer Arbeit stören.

Aus diesen Palmfaserschnüren werden Hängematten auf folgende einfache Weise hergestellt: An zwei Stützpfosten des Hauses oder in den Erdboden gerammten Stöcken ist eine Horizontalstange befestigt, auf deren beide Enden zwei Holzhaken gebunden sind. Die Entfernung dieser Haken voneinander bestimmt die Länge der Hängematte. Von einem dicken Knäuel, das gewöhnlich in einem Tragkorb verwahrt ist, wird der Faden abgezogen, über die Haken gehängt und zusammengebunden. Er bildet den Anfang der zusammenhängenden Kette. In bestimmter Entfernung voneinander werden die Doppelfäden des Einschlages daran befestigt (Abb. 131). Darauf wird aufs neue Kettenfaden von dem Knäuel abgezogen, über die Haken gehängt und mit dem Doppelfaden kreuzweise umflochten (Abb. 132) und so fort, bis die Hängematte, die bei der Arbeit auf der Querstange ruht, die nötige Breite erreicht hat, und die Einschlagfäden über dem letzten Kettenfaden verknüpft werden. So kann eine Hängematte in einem

Abb. 128. Tukáno, Stricke drehend. Rio Tiquié.

Tag fertig werden, aber die Herstellung der Fasern und Schnüre erfordert viel Zeit und Arbeit. Je geringer die Entfernung der Einschlagfäden voneinander ist, desto dichter wird das Netz der Hängematte (Abb. 136 a, b), desto länger ist naturgemäß die Arbeitsdauer.

Die Einschlagfäden sind meistens aus demselben Material wie die Kettenfäden, bisweilen aber auch, um die Haltbarkeit der Hängematte zu vergrößern, aus den feinen, sehr festen Curauáfasern.

Abb. 129. Palmfaserbündel. ca. 1/11 nat. Gr.

Zum Herstellen von dichten, zeugartigen Hängematten benutzt man in Nordwestbrasilien einen primitiven Webstuhl (Abb. 133—135). Dieser besteht aus zwei vierkantigen Pfeilern, a, die in die Erde gerammt oder einfach an eine Wand oder einen Querbalken des Hauses gelehnt werden. Jeder Pfeiler hat zwei Löcher zur Aufnahme von zwei runden Horizontalbalken, b, über welche die parallelen Fäden der Kette laufen. Die Löcher in den Pfeilern sind länglich, damit man den Abstand der beiden Querbalken voneinander durch Einsetzen von Holzkeilen beliebig verändern kann, je nachdem man die Hängematte länger oder kürzer machen will. Der vordere und hintere Teil der Kette sind durch einen verschiebbaren Stab, d, getrennt, damit sich beide Teile beim Arbeiten nicht verwirren. Ein anderer weit dünnerer Stab, c, ist zwischen die geraden und ungeraden Fäden des vorderen Teiles der Kette geschoben, um diese während des Webens auseinanderzuhalten. Dadurch entstehen wiederum vordere und hintere Kettenfäden.

a b.

Abb. 130. Knäuel aus Tucum- (a) und Miritífaserschnüren (b). ca. 1/4 nat. Gr.

Abb. 131. Herstellen einer gewöhnlichen Hängematte. Der Kettenfaden wird über die Haken gehängt. Kobéua. Rio Cuduiarý.

An jedem hinteren Kettenfaden ist eine verschiebbare Schlinge befestigt, die zwischen den vorderen Fäden hervorragt. Durch diese Schlingen wird beim Weben eine Gerte gesteckt, c, damit die Frau die hinteren Kettenfäden bequem und mit einem Mal vor die vorderen ziehen und das flache, schwertförmige Webemesser, g, aus wohlgeglättetem, schwerem, dunkelrotem Bogenholz zwischen die vorderen und hinteren Kettenfäden stecken kann. Dadurch, daß sie das Webemesser quer stellt, schafft sie einen genügenden Zwischenraum zum Durchziehen des Einschlages, der mittels des Webemessers angedrückt wird. Glatte Stäbchen, welche die Einschlagfäden tragen, f, dienen als Schiffchen. Die Einschlagfäden werden bisweilen verschieden gefärbt, schwarz mit Genipáposaft, gelb mit dem Absud gewisser Hölzer, selten rot mit Carayurú. Hat das Gewebe die nötige Länge erreicht, so wird der Rest der Kette durch einen Querschnitt in der Mitte geteilt. Die stehengebliebenen

Abb. 132. Die Kette wird mit dem Einschlag kreuzweise umflochten. Kobéua. Rio Cuduiarý.

Abb. 133. Webstuhl zum Herstellen von dichten Hängematten.

Kettenfäden werden untereinander zopfartig verflochten und mit etwas stärkeren Palmfaserschnüren verknüpft. Diese bilden eine mit Schnur verfestigte Schlinge, die zur Aufnahme der dicken Hängemattenstricke bestimmt ist (Abb. 136 c).

Ich möchte annehmen, daß dieser Webeapparat, der sich in gleicher Weise auch im benachbarten Venezuela und Colombia findet, ursprünglich nicht indianisch ist, sondern erst durch die Europäer, freilich schon vor Jahrhunderten, eingeführt wurde und sich im Laufe der Zeit unter der eingeborenen Bevölkerung selbständig ausgebreitet hat. Je tiefer man ins Innere vordringt, je weiter man sich von den Grenzen europäischer Kultur und europäischen Einflusses entfernt, desto seltener begegnet man diesem primitiven Webstuhl. Die Stämme des oberen Tiquié, Tuyúka und Bará, kannten ihn nicht, ebensowenig die Kobéua und andere Stämme des oberen Caiarý, während ich ihn unter den Tukáno, Desána und Tariána und den Aruakstämmen des Içána-Aiarý, die mit den Weißen in gewissem Zusammenhange stehen und längere Zeit hindurch Missionseinflüssen ausgesetzt waren, mehrfach im Gebrauch fand.

Abb. 134. Situation der geraden und ungeraden Kettenfäden am Webstuhl.
α. Die geraden und ungeraden Kettenfäden sind mittels eines Stabes auseinandergeklemmt. Am hinteren Faden findet sich eine verschiebbare Schlinge. β. Der hintere Kettenfaden ist mittels der Schlinge vorgezogen. γ. Das Webemesser ist zwischen beide Kettenfäden geklemmt und quer gestellt.

Die Miritíhängematten zerreißen verhältnismäßig leicht und stehen deshalb nicht sehr hoch im Werte, während die Hängematten aus Tucumschnüren mehrere Generationen überdauern sollen und demgemäß geschätzt werden.

Die gewöhnlichen Palmfaserhängematten sind sehr praktisch für die Kanúreise, da sie rasch trocknen, nicht leicht stockig werden und zusammengedreht einen geringen Raum einnehmen. Freilich gewähren sie wenig Schutz gegen die nächtliche Kühle, und man tut gut daran, sich in diesen Schlafnetzen,

Abb. 135. Uarekéna-Frau beim Weben einer Hängematte. Rio Guainía[241]).

wie man in Brasilien sagt „mit dem Feuer von unten her zuzudecken", das auch in der Maloka neben der Hängematte während der ganzen Nacht unterhalten wird.

Hängematten aus Baumwolle kommen in den Gebieten des Içána und Caiarý-Uaupés nicht vor, da dieser Strauch dort wenig angebaut wird.

Während das Strickedrehen in ganz Nordwestbrasilien eine ausschließliche Arbeit des Mannes ist, sah ich bei den Siusí am Aiarý auch ein Mädchen eine einfache Palmfaserhängematte verfertigen. Bei den Kobéua dagegen übten nur Männer diese Industrie aus. Am Webeapparat arbeiten nur Frauen.

[241]) Von Herrn Georg Hübner-Manáos im Uarekéna-Dorf Tiriquin am Guainía (oberen Rio Negro) aufgenommen.

a. a.

b. b.

c. c.

Abb. 136. Hängematten aus Nordwestbrasilien. a. Gewöhnliche Miritíhängematte. Siusí. Rio Aiarý. b. Dichtere Tucumhängematte. Hianákoto-Umáua. Rio Macáya. c. Dichte Tucumhängematte, auf dem Webstuhl hergestellt. Siusí. Rio Aiarý. ca. $^1/_{15}$ nat. Gr.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die Korbflechtarbeiten. Alle drei Hauptarten, in die Max Schmidt in seinen lehrreichen Untersuchungen die südamerikanischen Geflechte eingeteilt hat, finden sich bei den von mir mitgebrachten Flechtereien vertreten. „Bei der ersten Hauptart kommt das Geflecht dadurch zustande, daß zwei senkrecht zueinander stehende Gruppen von Geflechtsstreifen derartig miteinander verflochten werden, daß die Streifen der einen Gruppe jedesmal eine gewisse Anzahl von Streifen der anderen Gruppe überspringen, bzw. von ihnen übersprungen werden, und zwar so, daß immer die in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsmaschen stufenförmig nebeneinander, bzw. übereinander liegen". „Bei der zweiten Hauptart südamerikanischer Geflechte handelt es sich um die Verknüpfung einer Anzahl von in parallele Lage zueinander gebrachten Binsen, Blattrippen, Gras- und Palmfaserbüscheln oder Baumwollschnüren durch Herumschlingen eines doppelten Fadens". „Zu der dritten Hauptart zählen diejenigen Geflechte, wo zwei Gruppen von Geflechtsstreifen, die in verschiedener Richtung übereinandergelegt sind, von einer dritten, wieder in anderer Richtung verlaufenden Streifengruppe durchflochten werden[245])."

In keinem Indianerhaushalte Nordwestbrasiliens fehlen die flachrunden Korbwannen von verschiedener Größe, die zur Aufnahme von Beijús, Farinha usw. bestimmt sind. Sie gehören der ersten Hauptart an und sind besonders am Içána-Aiarý in geschmackvollen, schwarzen, seltener roten Mustern geflochten, die sich teils in einem breiten Streifen über die Innenfläche des Korbes ziehen, teils diese ganz einnehmen. Wir finden in diesem Gebiet eine größere Anzahl Geflechtsmuster vertreten, die über Südamerika weit verbreitet sind. Am häufigsten kommen Mäander in mehreren Variationen vor, außerdem Zickzackmuster, „abwechselnde Streifung in horizontaler und vertikaler Richtung, Gruppen konzentrischer Quadrate mit einem Punkt, einem Kreuz oder einem ausgefüllten Viereck in der Mitte, Gruppen ineinanderliegender rechter Winkel, die mit den Spitzen einander zugekehrt sind." (Abb. 137). Alle diese Muster sind, wie Max Schmidt überzeugend nachgewiesen hat, durch die Technik des Flechtens bedingt. Selbst die komplizierte Hakenfigur des Mäanders „mußte dem Verfertiger schon durch eine gewollte oder nicht gewollte Unregelmäßigkeit im Geflechte unmittelbar als Muster in die Augen fallen"[246]).

---

[245]) Max Schmidt: Ableitung südamerikanischer Geflechtsmuster aus der Technik des Flechtens. Zeitschrift für Ethnologie. 1904. S. 490 ff. — Derselbe: Indianerstudien in Zentral-Brasilien. Kap. XIV. S. 330 ff. Geflechte und Geflechtsornamentik im Schingú-Quellgebiet. Berlin 1905.

[246]) Max Schmidt: Indianerstudien etc. S. 345—346. — Zeitschrift für Ethnologie. 1904. S. 509—510.

Abb. 137. Korbwannen vom Içána und Caiarý-Uaupés zum Aufbewahren von Beijús, Farinha usw. ca. $^{1}/_{11}$ nat. Gr.

a. b.

Abb. 138. Kobéua, eine Korbwanne flechtend. Rio Cuduiarý.
a. Der neue Flechtstreifen wird eingefügt. b. Der Flechtstreifen wird angedrückt.

Die Flechtstreifen bestehen bei diesen Korbwannen aus der Schale von Blattstielen der Miriti und anderer Palmen und werden mit Genipápo und Carayurú schwarz und rot gefärbt. Der Boden wird in viereckiger Form geflochten (Abb. 138) und dann, mehr oder weniger gewölbt, mit gepichtem Curauáfaden über einem starken Rand aus mehrfach spiralig zusammengebogenem Sipó befestigt. Das überstehende Geflecht wird abgeschnitten. Den äußeren Abschluß des Randes bildet ein stärkerer Sipóring, der in seiner ganzen Ausdehnung mit schmalen Rohrstreifen umwickelt ist. Diese Rohrstreifen greifen in bestimmten Zwischenräumen über die Spiralringe des Randes und halten dadurch das Ganze fest zusammen (Abb. 137). Eine Faserschlinge dient zum Anhängen des Korbes.

Große, sehr feine, leicht gewölbte Siebe von derselben Geflechtsart und demselben Material, die zum Auspressen der Mandiócamasse auf ein dreiseitiges Holzgestell gelegt werden, sind häufig ebenfalls mit Musterstreifen verziert oder auf der ganzen Innenfläche, bisweilen auch auf der Außenfläche, gemustert. Der Rand wird mit einem dicken Sipó verstärkt. Die überstehenden Enden der Flechtstreifen werden gleichmäßig verschnitten und sauber verflochten. Bisweilen wird noch ein kleiner, mit Rohr umflochtener Henkel angefügt. Besonders schöne Siebe dieser Art erwarb ich von den Uanána in Yacaré (Abb. 139 a).

Nicht minder groß sind runde, flache, gewöhnlich in schwarzroten Mustern geflochtene Siebe, die dieselbe Geflechtsart und dieselbe Arbeit am Rande zeigen (Abb. 139 b). Sie sind gröber als die vorigen und dienen dazu, die im Tipitíschlauch ausgepreßte Mandiócamasse von dickeren Brocken und

a.

b.

Abb. 139. Mandiócasiebe. a. Leicht gewölbte, feine Siebe zum Auspressen der Mandiócamasse. Uanána. Rio Caiarý-Uaupés. b. Flache, gröbere Siebe zum Reinigen der ausgepreßten Mandiócamasse. Siusí. Rio Aiarý. ca. 1/14 nat. Gr.

holzigen Bestandteilen zu reinigen. Bei den Siusí fand ich einige dieser Siebe auf der Rückseite mit Figuren von Menschen und Tieren und mit Mäandern in Carayurúfarbe bemalt[247]).

Noch gröber sind kleine, viereckige Siebe, bei denen das Geflecht, nachdem die Enden der Rohrstreifen miteinander verflochten sind,

[247]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. Abb. 34, 35.

a. b.
Abb. 140. Grobe Mandiócasiebe. a. Siusí. Rio Aiarý. b. Uanána. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/10 nat. Gr.

zwischen Stäbe geklemmt und mit Rohrstreifen daran befestigt ist. Sie zeigen verschiedene Geflechtsarten: Bei den einen sind einfach zwei Gruppen von Rohrstreifen rechtwinklig miteinander verflochten (Abb. 140 a); die anderen zählen zur dritten Hauptart der Geflechte (Abb. 140 b).

Selten finden sich zylindrische Körbe von verschiedener Größe mit viereckigem Boden. Die Geflechtsart ist dieselbe, wie bei den oben beschriebenen Korbwannen, mit denen sie auch in der Arbeit am Rande übereinstimmen. Sie tragen stets dieselben Muster, konzentrische Quadrate in Schwarz und Rot, und werden zum Aufbewahren von Kleinkram, Perlen, gerösteten Capsicumfrüchten und dergleichen, benutzt (Abb. 141).

Abb. 141. Zylindrische Körbe zum Aufbewahren von Kleinkram. Tukáno. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/6 nat. Gr.

Hängekörbchen von kugeliger oder karaffenähnlicher

TAPÍRA-CACHOEIRA. RIO CAIARÝ-UAUPÉS.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

a. b.

Form, die ich besonders am Aiarý im Gebrauch fand, dienen demselben Zweck. Sie sind aus dünnem, halbiertem Sipó auf drei Arten hergestellt. Bei einigen sind die Streifen auf die einfachste Weise rechtwinkelig miteinander verflochten (Abb. 142 b). Daneben finden wir die erste (Abb. 142 a, c, d) und zweite Hauptart (Abb. 142 e) der Geflechte vertreten. Die letztere Art, die Max Schmidt Doppelfadengeflecht genannt hat, besteht darin, daß die von dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte des Bodens strahlenförmig ausgehenden Vertikalstreifen abwechselnd von zwei Horizontalstreifen in Spiralen umflochten werden.

c. d.

Bei den einfachen Palmfaserhängematten werden die Kettenfäden von den Doppelfäden des Einschlages in derselben Weise umflochten (vgl. Abb. 132 und 136 a, b).

Auch bei den Hängekörbchen der ersten Hauptart zeigt der Boden Doppelfadengeflecht (Abb. 143 b).

e.

Abb. 142. Hängekörbchen zum Aufbewahren von Kleinkram. Siusí und Káua. Rio Aiarý. a, b = ca. $^1/_5$, c, d. = ca. $^1/_7$, e = ca. $^1/_4$ nat. Gr.

a. b.
Abb. 143. Boden von Hängekörbchen. Siusí. Rio Aiarý. a. von 142e; b. von 142a,c,d.

In derselben Weise und aus demselben Material wie die Hängekörbchen sind tiefere Korbwannen geflochten, die zum Verwahren von Cará, Bataten, Bananen und anderen Früchten dienen (Abb. 144).

Von verschiedener Form sind die Behälter, in denen Capsicumfrüchte über dem Herdfeuer geröstet werden. Eine eigenartige Pfefferröste stellt Abb. 145 dar. Sie besteht aus langen Rohrstreifen, die in der Form eines Beutels zusammengebogen und so angeordnet sind, daß sie vier abgerundete Ecken und einen doppelten Boden bilden. Sipóringe in Doppelfadengeflecht halten das Ganze zusammen. Zum Pfefferrösten benutzt man auch Körbchen verschiedener Flechtart und zylindrische Behälter aus Holzstäbchen, die von Sipóringen umflochten sind (Abb. 146).

a. b.
Abb. 144. Korbwannen zum Aufbewahren von Cará, Bataten, Bananen und anderen Früchten. a. Tukáno. Rio Tiquié. b. Siusí. Rio Aiarý. ca. $^1/_7$ nat. Gr.

Abb. 147. Rollmatte zum Zudecken des Kaschirítroges. Desána. Rio Caiarý-Uaupés. Gesamtlänge = 2,90 m.

Abb. 145. Pfefferröste. Káua. Rio Aiarý. ca. 1/6 nat. Gr. [Diese Pfefferröste wird in den Rauch des Herdfeuers gehängt.]

Abb. 148. Matte zum Zudecken der Kochtöpfe und Wassergefäße. Siusí. Rio Aiarý. ca. 1/10 nat. Gr.

Abb. 146. Pfefferrösten. Siusí. Rio Aiarý. ca. 1/5 nat. Gr.

Zum Zudecken der Kochtöpfe und Wassergefäße dienen quadratische Matten aus einfachem Palmblattgeflecht (Abb. 148). In der Desána-Maloka Matapý wurde der Holztrog, in dem Kaschirí angesetzt wurde, mit einer fast 3 m langen Rollmatte zugedeckt. Sie bestand aus nebeneinanderliegenden starken Rohrstreifen, die durch Palmfaserschnüre in Doppelfadengeflecht miteinander verbunden waren (Abb. 147)[248]).

Die größeren Flechtarbeiten, Korbwannen, Siebe usw., werden in der Regel von Männern verfertigt, die Hängekörbchen auch von Frauen.

3. Töpferei.

Töpferton. Herstellen, Trocknen, Brennen der Tongefäße. Bemalte Keramik der Aruakstämme des Içána. Firnis. Topfständer. Schwarze Keramik der Uaupésstämme. Mannigfaltigkeit der Gefäße. Akkulturation im Gebiete des Caiarý-Uaupés. Aruakeinfluß. Gefäße aus Fruchtschalen als Kinderspielzeug. Kalabassen. Ornamente. Menschen- und Tierfiguren. Farben: Carayurú und Urucú.

Die Töpferei ist in ganz Nordwestbrasilien, wie überhaupt in Südamerika, ein ausschließliches Monopol der Frau und wird ohne Drehscheibe in einer einfachen Weise ausgeübt, die wir auch in anderen Erdteilen finden und an Gefäßen aus dem prähistorischen Europa nachweisen können.

Bei allen Stämmen des Içána und Caiarý-Uaupés begegnen wir einer Keramik von reicher Vollkommenheit, außer bei den rohen Makú, die nur sehr primitive Tongeräte zustande bringen.

Das Material, das am oberen Rio Negro und seinen Nebenflüssen verwendet wird, ist ein feiner, sehr fetter, bläulicher Ton, der sich in kleineren Lagern in dem Lehm und Letten der Flußufer findet, und zwar nicht allzu häufig, so daß Stämme, in deren Gebiet er nicht vorkommt, oft weite Handelsreisen unternehmen, um sich damit zu versehen[249]). Er wird ungeschlämmt verarbeitet, aber vorher sorgfältig durchgeknetet und von härteren Bestandteilen und Steinchen befreit. Um dem Ton einen festeren Zusammenhalt zu geben, mischt ihn die Künstlerin mit der fein zerstoßenen Asche aus der Rinde des Caraipé-Baumes[250]).

Bei der Arbeit kauert die Frau am Boden und wälzt mit beiden Händen auf einer Matte oder auf dem breiten Blatt eines Paddelruders lange, möglichst

---

[248]) Über andere Matten, die, aus einem Fächerblatt geflochten, bald als Teppich, bald als Kehrichtschippe, bald als Scheidewand der Familienwohnungen benutzt werden, siehe Bd. I, S. 193, Abb. 115.

[249]) Die Gefäße aus Cururú-cuára am Aiarý sind wegen der Güte ihres Tones ein begehrter Handelsartikel. Vgl. Bd. I, S. 192.

[250]) Bignoniacea.

a.

b.

Abb. 149. Töpferei. Kobéua. Rio Cuduiarý.
a. Die Tonwülste werden gerollt.
b. Der Topf wird geformt, indem die Tonwülste in Spiralen übereinander gelegt und aneinander gedrückt werden.

c. Der im Rohbau fertige Topf wird mit einer Kalabassenscherbe fein verstrichen.
d. Der Topf wird gebrannt.
e. Ein großer Kaschirítopf wird mit Harzfirnis überzogen.

c.

d.

e.

Abb. 150. Angefangener Topf, a, und Töpfereigeräte: b. Stück eines Ruders zum rohen Abstreichen des Tons; c. Kalabassenscherbe zum feineren Verstreichen; d, e. Kiesel zum Glätten. ca. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

gleichmäßige Tonwülste, die sie dann in der Gestalt, die das Gefäß bekommen soll, in Spiralen übereinanderlegt. Dabei drückt sie die Wülste gleichzeitig mit der linken Hand leicht aneinander und verbindet dadurch den weichen Stoff. Die Rillen zwischen den einzelnen Wülsten werden zunächst mit dem Fingernagel oder mit einem Holzbrettchen, danach mit einer Kalabassenscherbe innen und außen fein verstrichen, womit dem Gefäß zugleich die elegante Form gegeben wird (Abb. 149 a, b, c). Endlich wird das Gefäß mit einem glänzenden Kiesel geglättet (Abb. 150). Diese Kiesel stammen aus dem Gebiete des oberen Yapurá und finden bei den Stämmen des Caiarý-Uaupés und Içána eine weite Verbreitung. Die Kobéua erhalten sie durch die befreundeten Umáua vom Macáya.

Bisweilen werden noch zwei Henkel zu beiden Seiten an den oberen Rand des Topfes gesetzt, wobei die Frau die Tonbrocken vorher mit Speichel anfeuchtet, damit sie besser haften bleiben und sich mit dem noch frischen Ton des Topfes verbinden.

Das im Rohbau fertige Gefäß wird 3—4 Tage lang in einem sicheren Winkel des warmen Hauses, meistens auf einem etwa mannshohen Gerüste in der Nähe des Herdfeuers, und dann noch drei Tage lang in der Sonne, manchmal noch mehrere Stunden über einem schwachen Feuer getrocknet. Damit es nicht zusammenfällt oder schief wird, wird die Öffnung mittels eingeklemmter Stäbchen auseinandergehalten.

Beim Brennen wird das Gefäß in einer flachen Grube mit der Öffnung nach unten auf drei tönerne Herdfüße oder einige Steine gesetzt und mit leichten Holzscheiten kegelförmig umstellt, so daß oben ein schmaler Rauchausgang bleibt. Über die Holzscheite wird noch eine dicke Schicht trockener Rindenstücke gelegt (Abb. 149 d). Das Feuer, das von innen entzündet wird, bleibt

Abb. 151. Bemalte Wassertöpfe der Aruakstämme des Içánagebietes. ca. 1/8 nat. Gr.

dadurch nach innen konzentriert und entwickelt eine enorme Hitze. Während des Brennens wirft die Frau mehrere Hände voll Asche über die Flammen. Ist alles, Holz und Rinde, abgebrannt, so ist das Gefäß fertig. Zunächst rotglühend, kühlt es sich in der Luft allmählich ab, wenn nicht zuweilen ein plötzlicher Regenguß das mühevolle Werk der fleißigen Frau vernichtet.

Eine besonders hoch entwickelte Keramik, deren Erzeugnisse mit hübschen roten Mustern, Mäandern und anderen Geflechtsmustern, Schnecken-

Abb. 152. Wassertopf auf Ständer. Rio Aiarý. ca. 1/8 nat. Gr.

linien, aber auch Figuren von Menschen und Tieren bemalt sind, fand ich bei den Aruakstämmen des Içána und seiner Nebenflüsse. Diese Muster werden auf das an der Sonne getrocknete Gefäß aufgetragen, das dann mit pulverisiertem Harz überstreut oder mit der Milch des Cumá-Baumes überschüttet wird. Dadurch entsteht beim Brennen ein glänzender Firnis, der die Malerei prächtig durchscheinen läßt (Abb. 151 und 153). Bei den Töpfen ist stets die Außenseite mit Mustern bemalt, die Innenseite schwarz überstrichen; bei den Schalen trägt umgekehrt die Innenseite die Muster, während die Außenseite entweder in der natürlichen gelblich-grauen Tonfarbe geblieben oder mit Carayurúrot überstrichen ist. Die schwarze Farbe ist Topfruß oder Ruß aus verbrannten Palmfrüchten, mit klebrigem Pflanzensaft angerührt.

Alle bemalten Gefäße, Töpfe und Schalen, werden, um ihre Schönheit zu schonen, gewöhnlich nur zum Herbeiholen und Aufbewahren von Wasser gebraucht. Nur bei feierlichen Empfängen und bei Tanzfesten werden die Schalen bisweilen auch zum Kredenzen von Mandiócagetränken und selbst von Kaschirí verwendet, obwohl diese alkoholhaltige Flüssigkeit auf den Firnis und die Malerei mit der Zeit zerstörend wirkt.

Auf einem Ständer aus Yupatístäbchen, die mittels Sipó in Form einer Sanduhr zusammengeflochten sind, werden die Wassertöpfe und Schalen aufgestellt (Abb. 152)[251]).

Die Keramik der Uaupésstämme steht zwar an Güte des Materials und Eleganz der Formen der des Içánagebietes nicht nach, doch sind die Gefäße meistens glänzend schwarz überstrichen, selten mit gelben Mustern auf schwarzem Grunde bemalt (Abb. 154). Die gelbe Farbe ist eine Tonart. Diese ornamentierten Gefäße rühren wohl stets von Tariánaweibern her. Auch schwarze Schalen, die eingeritzte Mäander und andere Muster am Rande tragen, finden sich bei diesem Aruakstamm.

---

[251]) Einen ähnlichen, aber kleineren Ständer für die Cocakalabasse gebrauchen die Tiquiéstämme. Vgl. Bd. I, S. 268, Abb. 145.

Abb. 153. Bemalte Tonschalen der Aruakstämme des Içánagebietes. ca. $^1/_5$ nat. Gr.

a. b.

c.

Abb. 154. Wassertöpfe vom Caiarý-Uaupés.
a, c. Tukáno. b. Desána. ca. $^{1}/_{5}$ nat. Gr.

Große Kaschirítöpfe werden häufig erst nach dem Brennen mit einer Harzschicht überzogen. Zu diesem Zwecke wird der Topf in derselben Lage wie beim Brennen auf den drei tönernen Herdfüßen über ein leichtes Feuer gesetzt, das ihn nur notdürftig erwärmt, so daß das Harz, womit die Frau ihn bestreicht, haften bleibt und sich gleichmäßig über die ganze Oberfläche ausbreitet. Dann wird noch Milch des Umarí-Baumes[252]) darübergestrichen (Abb. 149 e).

Die Formen und die Größe der Gefäße sind außerordentlich mannigfaltig und je nach dem Kulturgrade des Stammes von der primitivsten Art bis zu hoher Vollendung. Da gibt es vor allem die verschiedenartigsten Töpfe und Schalen zur Verarbeitung der Mandióca, winzige Eßnäpfchen für kleine Kinder (Abb. 155) bis zu Schalen von fast $^{3}/_{4}$ m Durchmesser zur Aufnahme der Mandiócamasse, zierliche, wenige Zentimeter hohe Töpfchen für das Pfeilgift Curare[253]) bis zu riesigen, bauchigen Kaschirítöpfen von fast 1 m Höhe und 2—3 m Umfang (Abb. 156)[254]), Töpfe und Schalen von wahrhaft klassischen

[252]) Geoffroya spinosa L.
[253]) Vgl. Bd. I, S. 99, Abb. 55.
[254]) Vgl. Bd. I, Abb. 26.

Formen, mit reizenden Mustern bemalt, und schmucklose Kochtöpfe. Überall ist die Frau die Künstlerin, ja, manche Stämme haben die Kunst der Töpferei erst von ihren Frauen, die sie aus anderem Stamme nahmen, gelernt.

Im Gebiete des Caiarý-Uaupés hat eine Akkulturation stattgefunden zwischen den Betóyastämmen, die als Eroberer auftraten, und den eingesessenen, höher kultivierten Aruakstämmen, die sie unterjochten, verdrängten oder aufsogen. Noch jetzt ist die kunstvolle Flechterei und Töpferei im Içánagebiete, dem eigentlichen Aruaklande, in höchster Blüte, und die Tariána und die ehemaligen Aruakstämme des Querarý und oberen Cuduiarý besitzen in diesen Künsten eine besondere Fertigkeit, ebenso die Kobéua, die manche Güter ihres Kulturbesitzes ihren Aruaknachbarn verdanken. Wie in alten kriegerischen Zeiten der Frauenraub diesen Prozeß der Akkulturation förderte, so tut dies heute noch in hohem Maße die allgemein verbreitete Sitte, die Frau stets aus fremdem Stamme zu nehmen, und nicht in letzter Linie der rege freundschaftliche Verkehr und die lebhaften Handelsbeziehungen zwischen Stämmen verschiedenen Ursprungs. Dazu kommt, daß das Rohmaterial zu einzelnen Produkten nur in bestimmten Gegenden vorkommt, was die dort wohnenden Stämme zu Spezialindustrien geführt hat. Der nahe Zusammenhang der weitverästelten Stromsysteme Nordwestbrasiliens durch natürliche Bifurkation, wenigstens in der Regenzeit, oder durch kurze Fußpfade erleichtert diesen Verkehr ungemein.

Abb. 155. Speisetöpfchen der Aruakstämme des Içánagebietes. ca. 1/4 nat. Gr.

a. b. c. d. e.

Abb. 156. Große Gefäße der Tukáno. Rio Tiquié. a, b. Kaschirítöpfe.
c. Topfschale für Mandiócamasse. d. Schale für Manikuéra. e. Kaapígefäß auf Schemel.
[Vor dem Manne links ein Metermaß.]

Bei den Káua am oberen Aiarý fand ich als Kinderspielzeug Töpfchen aus den harten, schweren Fruchtschalen der Bertholletia excelsa, eines riesigen Urwaldbaumes, dessen Samen ein fettes Öl liefern (Abb. 158).

Als Trink- und Schöpfgefäß dient im gewöhnlichen Leben die Kalabasse aus der halbierten Fruchtschale des Cuyete-Baumes[255]). Sie ist außen braun poliert, innen schwarz lackiert, bisweilen am Rande oder auf der ganzen Außenfläche mit Ritzmustern verziert (Abb. 157). Der schwarze Lack wird auf sonderbare Weise hervorgerufen: Die Schale wird auf der Innenseite wohl geglättet, mit Absud aus Carayurúblättern[256]) überstrichen und dann über Mandiócablätter gestülpt, die mit menschlichem Urin übergossen sind. Sie bleibt so lange liegen, bis die Innenfläche tiefschwarz und glänzend ist.

Die Ornamente, die dem Indianer die Flechttechnik liefert, bringt er, wie wir gesehen haben, auf seinen Gefäßen an; er bemalt seinen Körper damit; er malt, schnitzt oder ritzt sie auf die Wände und Pfeiler seines Hauses, auf seine Waffen, seine Haus- und Tanzgeräte. Außer diesen Geflechtsornamenten gibt es auch andere Muster, deren Ursprung wir nicht mit Sicherheit feststellen können, oder die zufällig entstanden sein mögen und dank der ausschweifenden Phantasie des Indianers ihre Namen nach Tieren oder Pflanzen

[255]) Crescentia Cujete.

[256]) Von einer rundblätterigen Art, nicht der gewöhnlichen lanzettblätterigen.

a. b. c. d.

Abb. 157. Kalabassen mit Ritzmustern. a, b. Siusí. Rio Aiarý. c. Tariána; d. Arapáso. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/5 nat. Gr.

führen oder wenigstens mit einzelnen besonders charakteristischen Teilen oder Abzeichen von diesen in Beziehung gesetzt werden[257]).

An einigen Zeichnungen kann man erkennen, wie während des Malens die Phantasie des Indianers Seitensprünge macht, so daß aus demselben Motiv durch Hinzufügen einzelner charakteristischer Teile die verschiedensten Figuren entstehen können.

Bei den Koróa erwarb ich ein Bündel reich bemalter Tanzstäbe (Abb. 46 und 47), von denen mehrere eine Reihe von schwarzen und roten Dreiecken übereinander tragen, deren einer Schenkel hakenartig verlängert ist (Abb. 159 a). Was ist aus dieser beliebten „Fledermauszeichnung", die sich auch auf Tanzstäben der Uanána eingebrannt findet (Abb. 34), geworden? In einigen Fällen hat der Zeichner eine Vogelfigur daraus gemacht, indem er Hals und Kopf in die Mitte des einen Schenkels setzte, so daß die hakenartigen Verlängerungen die Flügel darzustellen scheinen. Um möglichst deutlich zu werden, hat er eine naturalistische Vogelfigur mit Flügeln, Schwanz und Beinen hinzugefügt. Bei einem anderen roten Dreieck auf demselben Tanzstabe, dem die hakenartigen Verlängerungen fehlen, hat er die nach unten gerichtete Spitze in einen Vogelkopf ausgehen lassen und an die beiden seitlichen Schenkel je ein Bein mit drei Zehen gesetzt (b). Auf anderen Tanzstäben ist aus demselben Muster durch Hinzufügen eines Kreuzes auf der einen Spitze des Dreiecks sogar die Silhouette einer Kapelle geworden, wie man sie noch heute hier und da am Caiarý aus der Zeit der

Abb. 158. Töpfchen aus der Fruchtschale der Bertholletia excelsa. Kinderspielzeug. Káua. Rio Aiarý. ca. 1/4 nat. Gr.

[257]) Über diese Ornamente vgl. meine „Anfänge der Kunst im Urwald", S. 63 ff. mit Abbildungen.

Abb. 159. Schwarze und rote Malereien auf Tanzstäben der Koróa. Rio Cuduiarý.

Missionen trifft (d). Das Kreuz hat den Zeichner verführt, auch aus den beiden hakenartigen Verlängerungen durch Querstriche Kreuze zu machen (e). Bei einer Figur (f) sind sogar Türe und Fenster ausgespart. Eine „menschliche“ Figur mit Penis (Abb. 160 b) ist offenbar aus demselben Muster entstanden.

Deutlich erkennbare D a r s t e l l u n g e n v o n M e n s c h e n oder vielleicht auch dämonischen Wesen, zum Teil mit Federkopfputz und mit stark hervorgehobenen Geschlechtsteilen, sind auf Tanzstäbe, Siebe, Tongefäße und Zauberrasseln gemalt (Abb. 160). Figur a wurde mir von den Indianern selbst als „Mensch“ angegeben.

Abb. 160. Menschliche Figuren; schwarze und rote Malereien auf Tongefäßen (c, d, f), Mandióca-sieben (g, h, i, k) und Tanzstäben (a, b, e) vom Içána und Caiarý-Uaupés, Ritzzeichnungen (l, m, n) von einer Zauberrassel der Kobéua [vgl. Abb. 91]. Rio Caiarý-Uaupés.

Ebenso ist eine Anzahl von Tierfiguren (Abb. 161) an der charakteristischen Gestalt und Haltung oder anderen Kennzeichen verhältnismäßig leicht zu deuten: a und b als plumpe Mutuns; c als Arára; d an dem länglichen Kopf und dem fächerförmig ausgebreiteten Schwanz als Cararà im Fluge;

a. b. e. c. f. d. h. k. g. i. l. m. n.

Abb. 161. Tierfiguren; schwarze und rote Malereien auf Tongefäßen (a, b, c, d, f, g, h, i), Mandiócasieben (m) und Tanzstäben (e, k, l, n) vom Içána und Caiarý-Uaupés.

a. b. c. d. e.

Abb. 162. Schwarze und rote Malereien auf Tanzstäben vom Caiarý-Uaupés. (Fig. d stellt eine Eidechse, Fig. e eine Heuschrecke dar. Vgl. Bd. I, Abb. 213; Bd. II, Abb. 34.)

e als A l l i g a t o r; f und g scheinen wegen der charakteristischen Flügelhaltung A a s g e i e r darzustellen. Leib und Schwanz sind aus Dreiecken entstanden, die mit der einen Spitze gegeneinandergestellt sind. h ist offenbar aus einem Viereck als Grundform durch Zusätze zu einer menschlichen oder Tierfigur geworden. i scheint, nach dem gebogenen Schwanz zu urteilen, einen H u n d darzustellen. k kann man als die sehr primitive Darstellung eines A r á r a deuten, l und m als A f f e n figuren, n vielleicht als die Darstellung eines Cuatí, N a s e n b ä r e n. Unsicher bleibt die Bedeutung der Figuren a, b, c der Abb. 162, die Skorpione, Tausendfüße, Schlangen, Kröten und anderes Gewürm darstellen können, und es gehört schon die Phantasie eines Indianers dazu, in den Figuren d und e eine E i d e c h s e und eine H e u - s c h r e c k e zu sehen, wie mir angegeben wurde.

Die roten Farben, C a r a y u r ú und U r u c ú, die der Indianer zu seinen Malereien verwendet, gewinnt er auf verschiedene Weise.

Die Blätter der Schlingpflanze Carayurú werden langsam getrocknet und in Trögen oder großen Töpfen in Wasser angesetzt, wo sie nach zwei oder drei Tagen in Gärung übergehen und ein feines, dunkelrotes Pulver absetzen. Dieser Farbstoff wird mehrmals mit frischem Wasser ausgewaschen, an der Sonne getrocknet und in Tuben aus Palmfruchtschalen, kleinen Kalabassen,

Abb. 163. Randmuster auf Schalen aus dem Içánagebiet.

Abb. 164. Bodenmuster auf Schalen aus dem Içánagebiet.
(Vgl. auch Abb. 153.)

Schächtelchen aus Palmblättern und Säckchen aus Tururíbast aufbewahrt. Die Säckchen sind bisweilen mit Ambaúvablättern umwickelt, da der feine Staub leicht durch den lockeren Baststoff dringt[258]).

Die Samen der Urucústaude, die eine weichstachelige Kapsel, ähnlich wie bei den Bucheckern, umschließt, sind mit einem gelbroten Farbstoff überzogen, der frisch von der Pflanze weg, mit Speichel, Öl oder klebriger Baummilch angerührt, zum Bemalen gebraucht werden kann. Er wird auch getrocknet in kleinen Quantitäten aufbewahrt. Man findet rot- oder weißblühende Urucústräucher bei jeder Maloka angepflanzt.

4. Hausschmuck.

Bemalung der Hauswand. Pfostenmalereien: Menschliche Figuren, Schlangenfiguren. Figuren von Menschen und Tieren aus Maiskolben und Palmblattgeflecht.

Wie sich an unseren Bretterzäunen, um mit Richard Andree zu reden, „die Kunst der Kindheit breitmacht"[259]), so auch an den Wänden der Indianerhäuser.

Die Rindenbekleidung der Frontseite bei vielen Malokas des Caiarý-Uaupés und der angrenzenden Gebiete dient, wie wir mehrfach gesehen haben[260]), den Bewohnern zur Ausübung ihrer primitiven Kunst. Häufig sind es nur mit Kohle mehr oder weniger charakteristisch gezeichnete Figuren von Menschen, Tieren und Geräten des täglichen Gebrauchs oder Geflechtsmuster. Bisweilen aber tragen diese Hauswände auch reiche Ornamente in bunten Farben, schwarz, rot, gelb, weiß, regelmäßig angeordnet.

Auch die mittleren Hauptpfosten dieser Malokas sind häufig mit Malereien in Weiß und Gelb auf dunkelrotem Grunde verziert.

Besonders ist es eine Figur, die in den verschiedensten Variationen, 1—1½ m hoch, immer wiederkehrt. Sie stellt in der Hauptsache offenbar den Torso eines Mannes in vollem Tanzschmuck dar, wie man an den Fig. a und b der Abb. 165 deutlich erkennen kann. Das Haupt schmückt die breite Binde aus gelben Aracángafederchen, die hinten von dem Aufstecker aus den feinen Federn des weißen Reihers überragt wird. Sogar das kleine Dreieck aus roten Federchen, das aus dem herrlichen Orangegelb der Federbinde hervorleuchtet, findet sich auf diesen Figuren. Die mit Mustern ausgefüllten Rechtecke unter dem Gesicht sollen vielleicht die Brustbemalung des Tänzers andeuten. Dasselbe

---

258) Vgl. Bd. I, Abb. 133, 134 (Seite 249).

259) Richard Andree: Über den Ursprung der sogenannten hieroglyphischen Steininschriften. Globus, Bd. 39, S. 247. Braunschweig 1881.

260) Vgl. Bd. I, S. 59, 109, 113, Abb. 59, Taf. IV. — Bd. II, S. 86, Abb. 29, 48.

a. b. c. d.

e. f. g.

Abb. 165. Pfostenmalereien in Uanána-Malokas am Caiarý-Uaupés.

a. b. c.

Abb. 166. Pfostenmalereien vom Caiarý-Uaupés. a, b. Kobéua, c. Uaíana.

Muster kehrt in der Körperbemalung der Indianer zur Zeit der Feste, auf ihren Töpfen und Tanzgeräten wieder[261]). Einige Figuren (c—g) zeigen Wangenbemalung und Fig. d das früher bei allen Stämmen des Caiarý übliche Unterlippenloch. In einer Uanána-Maloka nahe der Taiasú-Cachoeira traf ich sogar die vollständige, fast lebensgroße Figur eines tanzenden Mannes mit dem ganzen charakteristischen Beiwerk des Schmuckes auf die beiden Mittelpfosten gemalt.

Diese Pfostenmalereien finden sich auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, dem Gebiete des oberen Caiarý-Uaupés und des benachbarten Aiarý, besonders in den Malokas der Uanána und Kobéua, in den verschiedensten Phasen der Stilisierung.

In einigen Figuren erkennt man nur mit Mühe das ursprüngliche menschliche Motiv, das sich immer mehr verwischt und schließlich nur noch durch einen Vergleich mit anderen naturalistischeren Darstellungen derselben Art zu deuten ist. Das in Fig. 165 d als kleinen, weißen Kreis aufgemalte Lippenloch fand ich in einer anderen Maloka unter dem Munde des sonst deutlich erkennbaren menschlichen Gesichtes als großes, rundes Loch in den Pfosten eingehauen mit einer ausgesparten knopfartigen Erhöhung in der Mitte, die offenbar den Lippenpflock vorstellen sollte. Das Loch war von gelben und weißen Kreisen und Strichen umgeben. Es kehrt in vielen Pfostenmalereien am oberen Caiarý wieder, so in den Fig. 166 a, b, bei denen noch der Federputz und die stark stilisierten Augenbrauenbogen zu erkennen sind, und in Fig. 166 c, wo auch diese letzteren weggefallen sind, und die das Loch umgebenden Kreise in schwungvolle Voluten auslaufen, während das gemusterte Viereck darunter gänzlich fehlt. Dieses Loch nannten mir die Uanána, die seine Entstehung aus dem Lippenloch an-

[261]) Vgl. oben S. 83, Abb. 46, den zweiten Tanzstab von rechts.

scheinend nicht mehr kannten, seltsamerweise: kolä-kobä = „Spechtsloch“, wohl wegen der Ähnlichkeit in der Form. An den beiden Seitenecken des „Kopfes“ der Fig. 166 b waren weiße Federchen in den Pfosten gesteckt, wie sie die Indianer beim Tanz in den durchbohrten Ohrläppchen tragen. Einen noch deutlicheren Beweis für die ursprüngliche Bedeutung aller dieser Figuren gibt uns der Name, mit dem die Uanána sie bezeichnen: maχsáno, maχséno = Mensch, Leute, oder auch: maχsénoho(a)li = Menschenbild.

In den Malokas Matapý und Carurú am Caiarý fand ich auf der Rückseite der mit den Figuren 165 a, b und c, d geschmückten Pfosten bunte Malereien, die Riesenschlangen darstellten. In ihren angenehmen Farben, schwarz, rot, gelb, weiß auf purpurrotem Grunde, machten diese geschmackvoll gemusterten Figuren einen besonders prächtigen Eindruck.

a. b. c. d.

Abb. 167. Pfostenmalereien in den Malokas Matapý und Carurú. Rio Caiarý-Uaupés.

Wie die entsprechenden menschlichen Darstellungen, so waren auch die an 2 m langen Schlangenfiguren von Matapý (Abb. 167 a, b) mehr oder weniger naturalistisch gehalten, so daß sie ohne weiteres zu deuten waren. In eleganten Windungen schienen sie die Pfeiler emporzukriechen. Der untere, auf der Zeichnung punktierte Teil der Figuren war im Original stark verwischt, da die Pfosten bei häuslichen Arbeiten und besonders bei Trinkgelagen zum Abwischen der Hände dienen.

Auch in Carurú begegnete ich solchen Schlangenbildern (Abb. 167 c, d); doch waren sie stark stilisiert, so daß man kaum die ursprüngliche Bedeutung

a.

b.

Abb. 168. Tierfiguren, aus Palmblatt geflochten; Hausschmuck. Uanána. Rio Caiarý-Uaupés.
a. Schwalben. ca. $^1/_3$ nat. Gr. b. Schlange. ca. $^1/_6$ nat. Gr.

erkennen konnte. Die Uanána nannten diese Figuren, ebenso wie die von Matapý: maχkápinoho(a)li = Riesenschlangenbild, und bezeichneten mir die einzelnen Teile. Die Parallelstriche am oberen Ende der Fig. d sollen die mächtigen Zahnreihen des Ungetüms vorstellen, die beiden Punkte darunter die Augen, umgeben von den Augenbrauenbogen und zwei schräggestellten Strichen, den Wangen oder unteren Kinnbacken. Fig. c sehen wir in das klaffende Maul mit den Zähnen auslaufen; die Augen fehlen; die beiden Parallelstriche darunter wurden: toasúpu = ihre Wangen, genannt.

Merkwürdig ist, daß diese von so verschiedenem Standpunkte aufgefaßten Kunstprodukte in zwei so nahe beieinander liegenden Malokas fast gleichzeitig entstanden sind.

Ein reizender Hausschmuck endlich, den ich in mehreren Malokas der Uanána und Kobéua vorfand, sind Figuren, aus Maiskolben und ihren Umhüllungsblättern gearbeitet (Abb. 169) oder kunstvoll aus Palmblattstreifen geflochten (Abb. 168). Sie stellen Menschen und Tiere, Schwalben und andere Vögel und Schlangen dar und hängen gewöhnlich nebeneinander an einer Schnur zwischen den mittleren Hauptstrebepfeilern. Bisweilen baumeln sie auch von den Querbalken herab und hier und da von den Dachsparren bis unter den Giebel des Hauses.

In den meisten dieser Maisvögel erkennt man ohne Mühe fliegende Carará. Ein dicker Maiskolben mit Umhüllung bildet den Leib; der daran stehengebliebene lange, leicht gekrümmte Stiel den biegsamen Hals und den spitzschnäbeligen Kopf des Vogels. An zwei Stäbchen, die horizontal durch den „Leib“ gesteckt sind, hängen Umhüllungsblätter, die nach den Enden zu immer kürzer werden und die breiten Schwingen darstellen. Ein in das Ende des Maiskolbens gestecktes, quer durchgeschnittenes Umhüllungsblatt ahmt geschickt den Schwanz des Vogels nach, den er beim Fliegen fächerförmig auseinanderbreitet. Schwungfedern, Schwanz und Leib sind zum Teil schwarz bemalt (Abb. 169).

Abb. 169. Maisfigur, einen Carará darstellend; Hausschmuck. Rio Caiary-Uaupés.

In einer Maloka sah ich einen aus demselben Material naturgetreu hergestellten Yaburústorch[262]), der so kunstreich unter dem Dach aufgehängt war, daß er mit seinen langen Beinen aufrecht auf dem Querbalken des Hauses stand.

Einige dieser Maisfiguren waren mit unvergifteten Blasrohrpfeilchen gespickt. Die Knaben üben sich an diesen niedlichen Zielscheiben.

So sehen wir, daß es dem häuslichen Leben der Indianer durchaus nicht an Poesie fehlt, und daß ihnen ihr Haus nicht nur ein Unterschlupf ist, sondern im wahren Sinne des Wortes ein Heim, das sie nach ihren Kräften erbauen, ausstatten und schmücken.

[262]) Ciconia Mycteria L.

VIII. Kapitel.

Durch die Cachoeiras zurück nach São Felippe.

Besuch von Yulámaua. Tanzfest. Keuchhusten. Abschied. Ehrlichkeit der Kobéua. Seelenleben der indianischen Frau. Maximiano Roberto. Badeanstalten. Seifenrinde. Makú vom Papurý als Tagelöhner; ihre Sprache. Einheitlicher Typus der Desána. Don Rafaels Indianerbraut. Colombianerfurcht. Unfall in der Uacariáca-Cachoeira. Aufenthalt in Yauareté. Affenhaarmasken „Makakaráua". Felsritzung „Tapirspur". Diebstahl im Sitio Abilios. Der große Strudel von Ipanoré. Schlangensage des Caiarý. Brandnachricht. Ankunft in São Felippe.

Unser interessanter Aufenthalt bei dem liebenswürdigen Volke der Kobéua neigte sich seinem Ende zu.

Abb. 170. Über der Cachoeira.
Der Pilot gibt den Ruderern die Richtung an.

Wenige Tage vor unserer Abreise kam eine Bande Yulámaua vom Querarý, Verwandte einiger in Namocolíba verheirateter Frauen. Es waren sieben Männer und Knaben, durchweg muskulöse Gestalten, auffallend durch die starken Stirnwülste, die den Gesichtern einen etwas finsteren Ausdruck verliehen. Sie wollten Arundinaria-Halme schneiden, die in ihrer Heimat nicht wachsen, als Einlage für Paxiúba-Blasrohre[263]). Mit den Kobéua tauschten sie Körbe und Siebe.

Die Frauen von Ólá und Nahaúkö gaben zu Ehren ihrer Stammesbrüder ein kleines Kaschirí, das jedoch die tägliche Arbeit nicht unterbrach. Der

[263]) Vgl. Bd. I, S. 95/96, Abb. 51.

Zauberarzt war eifrig damit beschäftigt, in der Nähe Wald für eine neue Pflanzung zu roden. Den ganzen Tag erschallte das lange anhaltende, donnerähnliche Krachen und Rauschen der niederstürzenden Bäume. Trinkend und gemütlich plaudernd saß man am Abend beisammen. Gegen 9 Uhr fand ein Tanz statt. Ein Dutzend Tänzer, nur wenige mit einfachen Federreifen geschmückt, bewegte sich im raschen Tanzschritt in der üblichen Runde. Die linke Hand ruhte auf der rechten Schulter des Nebenmannes. Die rechte Hand hielt einen am oberen Ende mit Fußklappern umwundenen, schmucklosen Holzstab, der bei jedem Schritt rasselnd aufgestoßen wurde. Tanz und Gesang begannen feierlich langsam, wurden immer rascher und endigten langsam und feierlich:

„kắnaduyu kắnadyú kắnadyu kauádyakálä (zweimal)
uádyakálädyí uadyakálädyá (zweimal)
uapilắdyu kúdyadyu kúdyá"

und so fort mit endloser Wiederholung und Durcheinandergehen der einzelnen Verszeilen. Zum Schluß stellten sich alle Tänzer in einer Reihe, dem Eingang zugewendet, in der Maloka auf, sangen und stampften noch eine Zeitlang sehr langsam weiter und gingen dann nach drei kurzen, lauten Schreien und schrillen Pfiffen durch die Zähne auseinander. — In dieser Weise, sagte der Tuschaua, tanzten sie nur bei kleinen Kaschirí, bei großen Kaschirí aber mit Kangatáras, Uána-Tanzstäben und Kürbisrasseln. — Die Tänze dauerten bis zum frühen Morgen. Auch Frauen nahmen daran teil. Es war ganz so, wie seinerzeit am Aiarý; nur die viehische Trunkenheit fehlte.

Schmidt machte mir in diesen Tagen schwere Sorge. Er bekam jeden Abend zu einer gewissen Stunde heftige Magenkrämpfe und Hustenanfälle, die ihn zum Erbrechen reizten und öfters mit Fieber verbunden waren. Es sei Marakaïmbára von den Colombianern, meinte der Häuptling. Ich hielt es für Keuchhusten. Eine Frau litt unter denselben Anfällen. Auch die Frau des Häuptlings lag mehrere Tage mit fürchterlichen Schmerzen wimmernd in der Hängematte. Auf dem Weg zur Pflanzung war sie an zwei Tagen hintereinander von Vogelspinnen an der Hand und am Fuß gebissen worden.

Am 12. Dezember nahmen wir Abschied. Aus allen umliegenden Malokas waren Leute gekommen, um uns Lebewohl zu sagen. Die Bewohner von Surubiróca, die uns nach Matapý bringen wollten, waren vollzählig erschienen. Der Tuschaua von Surubiróca hielt mir mitten auf dem Dorfplatz vor versammeltem Volk eine lange Lobrede in Lingoa geral, die mit einem „yasú tupána irumo!" (Geh' mit Gott!)[264]) feierlich ausklang. Alle gaben uns das

---

[264]) Missionsgruß.

Geleit zum Hafen. Die Frauen reichten mir noch einmal ihre Kinder. Jeder wollte mir die Hand drücken. Selten ist mir ein Abschied so schwer geworden. —

Es war aber auch eine unvergeßlich schöne Zeit gewesen. Man hatte uns volles Vertrauen entgegengebracht, und nie war unser Vertrauen getäuscht worden. Nie wurde unsere Eintracht ernstlich gestört. Nur einmal kam es während meiner Abwesenheit am oberen Cuduiarý zu vorübergehenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Schmidt und dem jungen Mianíkö, der sich zum Nachteil von seinen Brüdern unterschied, eitel, dumm und zugleich cholerisch war. Niemals wurde uns das Geringste entwendet, obwohl wir die Koffer bisweilen offen stehen ließen. Bei unserer Abreise zum oberen Caiarý blieb der größte Teil unseres Gepäcks in Namocolíba zurück. Der Tuschaua ließ vor unseren Augen in einer Ecke der Maloka ein Gerüst errichten und unsere Kisten und Ballen dort aufstapeln. Als wir nach einem Monat zurückkehrten, lag eine dicke Staubschicht auf den Sachen. Niemand hatte daran gerührt, obwohl alle wußten, welche Kostbarkeiten, Perlen, Äxte, Messer, darin enthalten waren.

Ich lernte hier so recht das reiche Seelenleben kennen, durch das sich die indianische Frau auszeichnet. Sie ist nichts weniger als das „stumpfsinnige Lasttier", wie sie so oft von flüchtigen Beobachtern dargestellt wird. Während der Mann seine Kräfte mehr dem Gemeinwesen widmet, spielt sich das Leben der Frau im engen Kreise der Familie ab. Mit den Hauptpflichten in der Familie aber übernimmt sie auch die Hauptrechte. Ihr Leben ist wohl reich an Mühe und Arbeit, aber gerade dadurch findet sie Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten zu entfalten und ihre seelischen Eigenschaften zur vollen Entwicklung zu bringen. Ihre große Intelligenz ist angenehm verbunden mit einer reinen Gutmütigkeit, die sie nicht nur gegen Angehörige ihrer Familie und ihres Stammes, sondern auch gegen Fremde betätigt, die ihr Vertrauen gewonnen haben. Wir wurden von den Frauen wie Stammesgenossen behandelt. Sie ließen es nie an Speise und Trank für uns fehlen und waren eifrig für unser Wohlergehen besorgt. Besonders war es die Frau des Häuptlings, die Mutterstelle an uns vertrat, und deren liebevoller Fürsorge ich mich erfreute. Es wurde mir wirklich nicht schwer, die gütige Alte „meine Mutter" anzureden, zumal wenn ich sah, welche freudige Genugtuung ich damit ihr und ihren Angehörigen bereitete, und ich muß gestehen, daß ich mich ebenso freute, wenn sie mich „mein Sohn" nannte. Jeden Morgen, sobald ich in meiner Hängematte erwachte, schickte sie mir ihre kleine Tochter mit einer Kalabasse frischen Wassers zum Mundausspülen und Zähneputzen, und manchen Extrabissen, manchen erfrischenden Trank danke ich ihr. Beim Abschied fehlten „meine Mutter" und „meine kleine

Schwester". Sie waren schon vor Tagesanbruch auf die Pflanzung gegangen, um in der Scheidestunde nicht zugegen zu sein. — — —

Der Caiarý hatte infolge des sehr niedrigen Wasserstandes ein ganz anderes Aussehen angenommen. Überall ragten riesige Felsen, zwischen denen das Wasser verschwand; weithin leuchteten weiße Sandbänke.

Abb. 171. An der Uacurauá-Cachoeira. Rio Caiarý-Uaupés.

In der Uaracapurý-Cachoeira, die fast trocken lag, fanden wir in einen hohen Felsen neben zwei großen menschlichen Figuren die Buchstaben MR und die Jahreszahl 1891 eingeritzt. Maximiano Roberto, der Begleiter Stradellis auf dessen zweiter Caiarýreise im Jahre 1891, hatte sich hier verewigt. Die Indianer hatten Namenszug und Datum, wie man an deutlichen Spuren erkannte, getreulich nachgezogen, so daß die Rillen trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit schon stark vertieft waren[265]).

An allen Malokas, besonders in den Cachoeiras, sahen wir merkwürdige Zäune aus entrindeten Stangen, die an der Spitze bisweilen noch Fiederblätter trugen. Auf den Kreuzungspunkten der Stangen lagen Bündelchen der gelben Rinde. Es waren „Badeanstalten" der Indianer. Mit der Rinde, die, mit Wasser gerieben, einen dicken Schaum wie Seife erzeugt, reinigen sie den Körper und auch Kleider. Jedes Bündelchen Rinde hat seinen bestimmten Besitzer.

Schon am 16. Dezember gelangten wir nach Matapý. Bei der Aufwärtsfahrt hatten wir zu derselben Strecke volle vierzehn Tage gebraucht. Wir blieben hier einen Tag, um die Montaría zu kalfatern, die durch den schwierigen Transport über die unzähligen Felsen wieder ganz leck geworden war. Der „Herr Professor" willigte sofort ein, uns mit einigen Desána und Uanána und drei Makú bis Yauareté zu bringen.

Diese Makú gehörten zu einer Bande von einigen zwanzig Männern, Weibern und Kindern, die eines Tages vom Papurý her nach Matapý gekommen waren. Fünf Männer mit ihren Familien hatte der Tuschaua behalten; zwei hatte er dem Kapitáma in Carurú überlassen; die übrigen waren in der Umgegend verteilt worden. Sie wohnten nicht in der Maloka, sondern hielten sich in der Nähe im Walde unter erbärmlichen Hütten auf und wurden nur zu besonderen Dienst-

[265]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 62.

leistungen herangerufen. So halfen sie auch beim Ausbessern unseres Bootes. Sie wurden bezahlt wie die anderen. Der Tuschaua fragte sie, was sie haben wollten. Es waren also hier keine H a u s s k l a v e n , wie z. B. in Parý-Cachoeira am Tiquié, sondern eine Art T a g e l ö h n e r. Die Weiber, die ich zu Gesicht bekam, waren abschreckend häßlich. Einige hübsche, großäugige, aber unbeschreiblich schmutzige Kinderchen schrien mörderisch, sobald wir Weißen in ihre Nähe kamen. Die Männer machten im Verkehr keinen unsympathischen Eindruck, zeigten aber in dem wenig proportionierten Körperbau, den breiten Nasenflügeln und dem schnauzenförmigen Mund den häßlichen Makútypus (Abb. 172). Mit Hilfe des Desána, das sie beherrschten, nahm ich ein Vokabular ihrer fürchterlichen Sprache auf, die bisher unbekannt war. Sie scheint mit dem Makú des Querarý, von dem ich einige Wörter bei den Kobéua hörte, identisch zu sein, ist aber in den meisten Wörtern gänzlich verschieden von dem Makú des Tiquié und Curicuriarý. Nur wenige Ausdrücke zeigen eine entfernte Verwandtschaft, die mit dem Tiquié-Makú größer zu sein scheint, als mit dem Makú vom Curicuriarý. Doch ist vor allem der lautliche Habitus und der ganze Aufbau der Wörter in allen drei Sprachen so übereinstimmend, daß auch das Makú des Papurý, wenn auch mit aller Reserve, zu derselben Gruppe gerechnet werden kann[266]).

Das Uanána mit seinem halblauten, verschwommenen Lispeln und hochgeschraubten, singenden Ton mutete uns jetzt, nachdem wir monatelang nur das rauhe, stark gutturale und nasale Kobéua gehört hatten, ganz sonderbar an.

Der Typus der Desána ist im ganzen Caiarýgebiet sehr einheitlich. Meine Ruderer waren an den langen Köpfen, dem struppigen Haar und den schräggestellten, geschlitzten Augen sofort als Angehörige dieses Stammes zu erkennen (Abb. 173).

An der Carurú-Cachoeira hatten wir ein Erlebnis, das uns noch tagelang Stoff zur Heiterkeit gab. Beim Frühstück erschien plötzlich eine sehr korpulente Indianerin, mit einem langen geblümten Rock nebst eng anschließender Taille bekleidet, ein weißes türkisches Tuch um den vollen Nacken geschlungen, an den nackten Füßen feine Lederpantöffelchen. Es war meine alte Bekannte vom Jahr vorher[267]). Sie redete mich in gewähltem Portugiesisch an, so daß ich ganz verlegen wurde, denn ich hatte mein bißchen Portugiesisch über der Lingoa geral und dem Kobéua fast vergessen. Sie erkundigte sich eingehend nach „Don Rafaēlo", wo ich ihm begegnet wäre, was er mit mir gesprochen hätte, wann er wieder flußabwärts käme, ob er nicht ein Boot herunterschicken

[266]) Vgl. meine Arbeit: Die M a k ú, Anthropos, Bd. I (1906), S. 877 ff.

[267]) Vgl. Bd. I, S. 150—151.

wollte usw. usw. Nach manchem komischen Hin und Her stellte es sich heraus, daß sie die Uanána war, die der Colombianerchef Rafael Tobar kürzlich zur Gattin erkoren hatte. Zu ihrer Beruhigung konnten wir ihr mitteilen, daß er uns gesagt habe, er wolle ein Boot schicken, um sie zu sich zu holen. Ihre „zivilisierte" Erscheinung wirkte in der nackten Umgebung ungeheuer komisch, und wir atmeten auf, als sie sich endlich verabschiedete; denn es war schwer, die Fassung zu bewahren, besonders als der böse Schmidt sie fragte, wie

Abb. 172. Alter Makú vom Rio Papurý.

viele Kinder sie habe, und sie gekränkt antwortete: „Was denken Sie denn? Ich bin ja noch ‚moça' (Jungfrau)!" Wußten wir doch, daß diese „Jungfrau" jahrelang die Geliebte unseres einstigen Kobéuaführers José-Kádyu gewesen war. — — —

Sonst waren die Colombianer weniger begehrt. Überall fragte man ängstlich nach diesen sauberen Herren, die eine Art Popanz für die Uaupés-Indianer zu sein schienen. In einer Maloka saßen die jungen Männer am Eingang und verfertigten Pfeile. Sie sahen mich erst, als ich dicht vor ihnen stand. Mit dem Schreckensruf „kolombiáno!" stoben sie auseinander, kamen aber sofort zurück, als sie ihren Freund „dotóro" erkannten.

In der Uacariáca-Cachoeira oberhalb Yauareté wäre ich beinahe untergegangen. Die Stromschnelle, die jetzt sehr reißend war, ist nur durch einen Zickzackkanal zu passieren. Ich fuhr mit zwei halbwüchsigen Knaben in einem Einbaum, unserem Jagdboot, während Schmidt die Montaría befehligte. Mein einziger Ruderer brachte das lange und schwere Kanú im entscheidenden Augenblick nicht herum. Es wurde wider einen Felsen geschlagen und durch den Andrang der Wogen daran festgehalten. Die Last rutschte; das Boot füllte sich halb mit Wasser, und nur der Gewandtheit und Geistesgegenwart meiner beiden kleinen Genossen war es zu verdanken, daß wir nicht sanken und alles in der tosenden Cachoeira verloren. Mein Ruderer sprang sofort, als er die drohende Gefahr bemerkte, in das Wasser, stemmte sich mit den Füßen gegen den Felsen und hielt das Kanú mit den Händen einigermaßen davon ab, während ich mich rasch auf die andere Seite warf und das Boot, über dem schon die Wogen zusammenschlugen, wieder ins Gleichgewicht brachte. Der Pilot fischte unterdessen mein Ledertäschchen und einen kleinen Blechkasten, der außer Briefen sämtliche Tagebücher und Vokabularien enthielt, aus der Stromschnelle auf. Die halbe Nacht trockneten wir Papiere auf einem großen Bratrost.

Zwei Makú, die in einem leeren Kanú uns folgten und als echte Waldläufer gar nichts vom Rudern verstanden, hatten sich einfach treiben lassen und kamen ohne Unfall durch.

In derselben Cachoeira hatten schon verschiedene Weiße Boote und Last verloren, auch die Colombianer, diese Pechvögel.

Vom 22. bis 25. Dezember lagen wir in Yauareté fest, da wir keine Ruderer bekamen. Wir kampierten anfangs am unteren Hafen unter einigen überhängenden Bäumen (Tafel VII), siedelten aber dann, weil das Wetter sehr schlecht wurde, in die vernachlässigte Maloka des alten Häuptlings João über, die ein paar hundert Meter landeinwärts an einem Igarapé des Caiarý lag. Auch hier fand sich eine Signaltrommel. Nach längeren Verhandlungen erhielt ich endlich zur Weiterreise bis São Felippe elf Mann mit dem Häuptling. Zum Transport der Signaltrommel, die wir seinerzeit in Castánya-capuámu gekauft hatten, und zur Rückfahrt der Mannschaft mietete ich noch eine kleinere Montaría.

Außer anderen Ethnographica und einem halben Dutzend Yuruparý-Instrumenten von der gewöhnlichen Form, die wiederum mit aller Vorsicht und der üblichen Geheimniskrämerei im Kielwasser der Montaría versteckt wurden, erwarb ich von João zwei sehr alte Makakaráua, ethnographische Wertstücke, Maskenanzüge, die von den Tariána, Uanána und anderen Stämmen des Caiarý bei großen Yuruparýfesten getragen werden. Es sind eigentümliche

WEIHNACHTEN 1904 AN DER YAUARETÉ-CACHOEIRA.

RIO CAIARÝ-UAUPÉS.

 Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

ärmellose Kapuzen, aus braunen Affenhaarstricken zusammengenäht und mit Menschenhaaren durchflochten, Haupthaaren, die den Mädchen bei der ersten Menstruation abgeschnitten werden; ein deutlicher Hinweis auf den Zusammenhang dieser Feste mit der Pubertät. Löcher dienen zum Durchstecken der Arme und für Augen und Mund. Ein langer Behang aus Tucumfasern verdeckt die Beine der Tänzer (Abb. 174). Die Spitze der Kapuze wird beim Fest mit einer Federkrause und einem Anhänger aus dem Balg eines kleinen Säugetieres,

Abb. 173. Desána vom Rio Papurý.

Agutipurú[268]) u. a., geschmückt. Die größere Maske nannte der Häuptling „Mann", die kleinere „Frau". Sie treten stets paarweise auf und stellen den Dämon des Yuruparýfestes und seine Frau dar. In der Regel besitzt jeder Stamm nur ein Paar, das der Oberhäuptling in Verwahrung hat und an andere Malokas für die Dauer des Festes verleiht. Die Feste, bei denen mit diesen Masken getanzt wird, sind mit schweren Geißelungen der Teilnehmer verbunden.

Am unteren Hafen von Yauareté findet sich eine künstliche Felsritzung, die man mit einiger Phantasie für eine Tapirspur halten könnte. In uralter Zeit, als Yaperíkuli noch unter den Menschen weilte, sei ein riesiger Tapir von

[268]) Echinomys spec.

Abb. 174. Makakaráua. Maskenanzüge aus Affen- und Menschenhaaren, beim Yuruparýfest getragen. Tariána. Rio Caiarý-Uaupés. ca. 1/11 nat. Gr.

hier aus in den Fluß gesprungen und habe die Spur hinterlassen. Also eine Art „Roßtrappe“[269])!

Auf der Weiterfahrt erzählte man uns in Panacú, daß Indianer in der Abwesenheit Abilios sein Haus geplündert hätten. „Das haben die Leute von Ipanoré getan!“, sagte sofort João, aus dem die alte Todfeindschaft zwischen den beiden Abteilungen des Tariánastammes sprach. Am Ort der Tat stellte sich die „große Plünderung“ als ein kleiner Diebstahl heraus. Durchreisende Indianer hatten einen Koffer erbrochen und etwas Kattun und Perlen daraus entwendet. Das war alles! — So wächst eine Nachricht im Munde der Indianer von Ort zu Ort lawinenartig an.

Die Ipanoré-Cachoeira umgingen wir mit dem Gepäck auf einem Pfad über Land. Die leeren Boote fuhren die Leute durch den nördlichen Hauptarm, da der „Paraná mirí“ trocken lag. Um ein Haar wäre die Montaría in den großen Strudel gezogen worden. Schmidt, der an der tollen Fahrt teilnahm, stand eine nicht geringe Angst aus. Vor Jahren verlor hier ein Weißer eine große Montaría mit der gesamten Mannschaft; alle Indianer ertranken in den furchtbaren Strudeln.

Über die Entstehung der zahlreichen Cachoeiras des Caiarý und seinen vielfach gewundenen Lauf haben die Indianer folgende Sage: Vor vielen, vielen

[269]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen, S. 49, Abb. 21.

Jahren kam von Westen her eine riesige Schlange. Die anderen Tiere wollten sie töten. Überall, wo heute Cachoeiras sind, stellten sie ihr Hindernisse in den Weg: Bei Taiasú suchte eine Reihe von Wildschweinen sie aufzuhalten, bei Yacaré ein großer Alligator; bei Tapíra-giráo hatten die Tapire eine große Falle (giráo) gebaut, um die Schlange zu fangen; bei Matapý hatten die Tiere eine gewaltige Reuse gelegt; bei Yandú hatte eine große Spinne ihr Netz ausgespannt; bei Arára kamen viele große Aráras geflogen und ließen Felsen, die sie im Schnabel trugen, auf sie herabfallen, usw. Doch die Schlange war stärker und überwand alle Hindernisse. Die Bewohner des unteren Caiarý hatten schon einen großen Topf verfertigt, um das Ungeheuer darin zuzubereiten. Nun stülpten sie den unnütz gewordenen Topf um, der bis auf den heutigen Tag in der abgerundeten Kuppe der Panella-uitéra zu sehen ist[270]). Bei São Gabriel wurde die Schlange endlich gefangen und getötet. Noch heute sieht man dort die „Kessel", runde Löcher in den Felsen, in denen sie gekocht wurde[271]).

In Nanarapecúma trafen wir Salvador und Hildebrando, die mit einem kleinen Batelão auf der Fahrt nach Ipanoré waren. Wir erhielten die traurige Nachricht, daß am 8. November Salvadors Haus mit allem Inhalt und alle Hütten flußabwärts davon abgebrannt waren. Es war noch ein Glück, daß gerade ein scharfer Nordwind wehte; sonst wäre die ganze saubere Ansiedlung ein Raub der Flammen geworden. Der Brand war durch die Unvorsichtigkeit einer indianischen Dienerin entstanden, die auf offenem Herd mit Petroleum Feuer angezündet hatte. Salvador war während des Unglücks mit seiner Familie auf dem Fischfang an einer nahen Lagune gewesen. Sie hatten nur gerettet, was sie auf dem Leibe trugen. Auch der Rest meiner Ausrüstung, der in Salvadors Haus gelagert hatte, Flinten, Munition, Tauschwaren u. a. im Wert von über 1000 Mark, war verbrannt. Ich bangte schon um meine Tagebücher und Vokabularien, Früchte meiner Reisen zum Içána und Tiquié, und verbrachte ein paar schlaflose Nächte, bis ich in São Felippe, wo wir am 1. Januar 1905 ankamen, erfuhr, daß ich noch am Tage unserer Abreise diese unersetzlichen Schätze Don Germano selbst anvertraut hatte, dessen Haus vom Feuer verschont geblieben war.

[270]) Vgl. oben S. 11.

[271]) Vgl. Bd. I, S. 215.

IX. Kapitel.

Endgültiger Abschied von São Felippe und Fahrt auf dem Tiquié.

Abschied von São Felippe. „Prayas quebradas" im unteren Caiarý. Untergang des Uaimí-Payé. Zusammentreffen mit dem Tukáno Pachico und Genossen. Fischerlager am unteren Tiquié. Schiffbruch Antonio Garridos in der Tucáno-Cachoeira. Verbindung zwischen Castanha-Paraná und Dyí-Igarapé. Kriegszug Maximianos gegen die Yahúna. „Zigarettenpapier" Tauarí. Neue Maloka an der Parý-Cachoeira. „Inspektor manú putári!" Ein merkwürdiger Destillierapparat. Indianerstreit. „Ayuáto mõnõmo élsa!" Schlangenbiß. Unser Reisegefährte Bolaká. Beijús aus Umarí-Früchten. Indianische Menagerien. „Formigas de fogo". Schlangenabenteuer. Indianische Intelligenz. Kanúkauf. Nachricht von „Paráta". Gespensterfurcht.

In der Ruhe von São Felippe erholten wir uns rasch von den großen Strapazen der Caiarý-Reise. Auch eine schwere Erkältung, die ich der zugigen Bude des alten João in Yauareté verdankte, und die sich durch die Fahrt im

Abb. 175. Germano Garrido y Otero, der Herr von São Felippe.

offenen Kanú bei dem regnerischen Wetter noch verschlimmert hatte, verlor sich bald bei der ausgezeichneten Pflege.

Die großen Sammlungen wurden verpackt und Antonio Garrido mitgegeben, der mit einem Batelão nach Tapurú-cuára fuhr; die Montaria wurde gründlich ausgebessert, und am 6. Februar nahmen wir endgültig Abschied von São Felippe und von Don Germano, der mir von Anfang bis zu Ende ein wahrer Freund und Vater gewesen war. — — —

Die Heimreise begann! Über Tiquié und Yapurá wollten wir den Amazonenstrom erreichen.

Unter unserer Mannschaft befanden sich wieder wie im Jahr vorher die beiden alten „Cachaceiros" (Schnapsbrüder), der Makú Ignacio und der Kurauá-tapuyo João Grande. Mein Arára Bolaká war in der „Pension" etwas verwildert und hatte infolge falscher Ernährung mit Fleisch den Glanz seines Gefieders erheblich eingebüßt.

Der untere Caiarý war noch mehr gesunken. Beständig mußten wir wegen der vorgelagerten, stundenlangen Sandbänke kreuzen und kamen daher nur sehr langsam vorwärts. Bei sogenannten „prayas quebradas"[272]), gegen die scharfe Strömung schroff abfallenden Sandbänken, zogen die Indianer das Boot vom Strande aus an der Espia rasch flußaufwärts.

Vom „Lappenbaum"[273]) stand nur noch ein kurzer Stumpf; das übrige war verfault und vom Wasser entführt. Wir gaben dem Uaimí-Payé wieder unseren Tribut, ich ein Stück geräucherten Fisches, Schmidt eine Scheibe Kürbis, die Indianer Fischgräten und andere unbrauchbare Sachen.

Im Sitio Abilios trafen wir Salvador mit seinem kleinen Batelão, der nach uns von São Felippe abgefahren war, uns aber bei Nacht überholt hatte. Er übergab mir ein herzliches Abschiedsschreiben seines Vaters.

Vier Tukáno vom oberen Tiquié hatten am vorhergehenden Tage Salvador Farinha gebracht, darunter Pachico, der Sohn des Inspektors Antonio, der mich seinerzeit in das Quellgebiet des Tiquié begleitet hatte. Das kam mir sehr gelegen. Ich entließ meine alten, durch den Alkohol entnervten Kerle und nahm diese jungen, kräftigen Burschen als Ruderer.

Auch der Tiquié, den wir nun aufwärts fuhren, hatte sehr niedrigen Wasserstand, so daß meine Leute das Boot mit Stangen weiterstoßen konnten. Kleine Lager aus primitiven Baracken hielten die Prayas besetzt. Von weither, sogar

[272]) Wörtlich: gebrochene Sandbänke.

[273]) Vgl. Bd. I, S. 237, Abb. 128.

vom Papurý, waren Indianer gekommen, um in den Seen des unteren Tiquié zu fischen.

In der Tucáno-Cachoeira, deren scharfe Ecke auch im Sommer bei der Abwärtsfahrt Gefahr bringt, hatte Antonio Garrido zu derselben Zeit, als Salvadors Haus niederbrannte, durch Kentern eines großen Bootes 60 Körbe Farinha und 32 Hühner verloren, die er von den Indianern von Parý-Cachoeira gekauft hatte.

Am 25. Februar kamen wir an der Mündung des Castanha Paraná vorüber, der acht Tagereisen aufwärts durch einen kurzen Fußpfad auch mit dem Dyí-Igarapé, einem linken Zufluß des Pirá-Paraná, in Verbindung steht. Wir begegneten hier dem Tukánohäuptling Maximiano und zogen bei ihm nochmals nähere Erkundigungen über den Weg zum Yapurá ein. Von meinen Ruderern erfuhr ich jetzt, woher der Alte diese Kenntnisse hatte. Als „kurumí-asú"[274]) (Jüngling) hatte er im Bunde mit den Buhágana einen Kriegszug gegen die Yahúna unternommen. Er brauchte über einen Monat, um zu ihren Wohnsitzen am Apaporís zu gelangen. Dieser berühmte Zug, von dem man sich noch heute, nach etwa 40 Jahren, am ganzen Tiquié erzählt, war wie die meisten Indianerfehden nichts anderes als ein nächtlicher Überfall auf eine friedliche Maloka, deren nichtsahnende, von einem großen Tanzfest ermattete Bewohner im Schlaf niedergemacht wurden. Von den verbündeten Buhágana seien drei gefallen, zwei durch Flintenschüsse, einer durch Axthiebe; die Tukáno seien alle unversehrt zurückgekehrt. Wenige Weiber und Kinder schleppte man als Gefangene mit und verkaufte sie später an die Weißen. Jetzt kämen solche Kriege nicht mehr vor, nur ab und zu ein Totschlag wegen „Marakaïmbára". Dieser Kriegszug wurde mir mit allen Einzelheiten und unter lebhaften Pantomimen geschildert: So hätten die Weiber und Kinder geschrien; bis zu den Knöcheln hätten die Helden im Blut gewatet! Ganz homerisch. — Der streitbare Alte verdiente nach seinem Tode als Heros in den Sagenkreis der Tukáno aufgenommen zu werden! —

Bei ihren Kämpfen sollen sich die Yahúna, wie ich am Caiarý mehrfach hörte, einer heimtückischen Waffe bedienen. Sie bänden sich lange, mit Curare vergiftete Palmstacheln an die Ellbogen und Handgelenke und verwundeten die Feinde im Handgemenge zu Tode. Besonders die Weiber verteidigten sich damit gegen fremde Angriffe.

Nach langem Suchen fanden wir endlich einen Tauarí-Baum. Er lieferte uns eine Menge roten Bastes, den auch wir Europäer wegen seines aroma-

[274]) Lingoa geral.

tischen Geruchs dem Zigarettenpapier vorzogen. Die Indianer erkletterten den Baum mit Hilfe eines aus Sipó geflochtenen Ringes, in den sie die Füße setzten, um auf diese Weise am Stamm immer höher zu rutschen. Mit dem Waldmesser lösten sie die Rinde in langen Streifen vom Stamm, schnitten sie parallel zurecht, zogen die äußere rauhe Schicht vorsichtig ab und klopften mit einem platten Holz oder der flachen Klinge des Waldmessers so lange wider das eine Ende des jetzt noch steifen Bastteils, bis die vielen Lagen des Bastes sich gelöst hatten. Dann wuschen sie den Bast sorgfältig, um den klebrigen Saft zu entfernen, lösten die feinen Häute vorsichtig voneinander und trockneten sie.

In Parý-Cachoeira wurden wir am 26. Februar als alte Freunde empfangen. Tuschaua José war mit den meisten Männern flußaufwärts zu den Tuyúka gefahren, um Caranáblätter für das Dach der neuen Maloka zu holen. Das im Rohbau fertige, riesige Haus erhob sich auf dem großen, freien Platz etwas vor der alten Maloka, die dem Einsturz drohte. Luiz, des Häuptlings jüngerer Bruder, der uns im Jahr vorher nach São Felippe gebracht hatte, erbot sich, uns bis zum Yauacáca-Igarapé zu begleiten. Er nahm seine ganze Familie mit, da seine Frau, eine Bará, die Gelegenheit benutzen wollte, ihre Verwandten zu besuchen.

Unser alter Freund Inspektor Antonio, so erzählte man uns hier, liege im Sterben. Der Beschreibung nach hatte er einen Schlaganfall gehabt. Natürlich war er „vergiftet" worden; „Marakaïmbára" vom oberen Fluß.

Am nächsten Tag kamen wir zu ihm. Er konnte nicht mehr gehen und hörte fast nichts mehr. Seit drei Monaten hatte er die Hängematte nicht verlassen. Trotzdem war er noch ebenso lebhaft wie früher und nahm an allem Anteil. Freilich war er sehr abgemagert, da er nach der bekannten Indianermethode, alle Krankheiten mit übertriebener Diät zu kurieren, während seiner ganzen Leidenszeit nichts gegessen hatte außer Mingau. Seine Angehörigen sagten einfach: „Inspektor manú putári!"[275]) („Der Inspektor will sterben!"). Damit war aber auch ihre Teilnahme erschöpft. Er blieb in seinem finsteren, rauchigen und staubigen Wohnraum; man brachte ihm von Zeit zu Zeit seine Mehlsuppe; eine alte Frau hockte sich bisweilen zur Unterhaltung zu ihm; im übrigen — „manú putári!" Er war aufgegeben. — Unsere Bauern machen es vielfach nicht besser. — Und der gute Alte wollte noch gar nicht diese schöne Welt verlassen. Er kommandierte von seinem „Sterbelager" aus die Weiber zum Photographieren. Er schwatzte mit uns ein langes und breites über

[275]) Lingoa geral.

unsere Reise und bedauerte sehr, daß er krank sei, sonst hätte er uns bis zu den Buhágana am Dyí-Igarapé begleitet. Seine erste Frage an Pachico war, wer uns jetzt dorthin bringe, da er selbst doch nicht helfen könne! —

Gegen Abend kam Tuschaua José mit seinen Mannen und einer Anzahl Makúsklaven in einem halben Dutzend größerer Boote. Meine schwere Montaría, die mir im Cachoeiragebiet und in den schmalen Quellarmen doch nur hinderlich gewesen wäre, tauschte er ein gegen ein langes Kanú, das den größten Teil unseres Gepäcks faßte. Den Rest nahm Luiz in sein Familienboot. Der Häuptling schickte seine Mannschaft nach Parý-Cachoeira voraus und blieb mit einigen älteren Tukáno bis zum nächsten Morgen zu einem kleinen Pupúnha-Kaschirí, an dem die Weiber den ganzen Tag tüchtig gearbeitet hatten. Es war aus altem Stoff angesetzt und sehr sauer. Auch „Cachaça" wurde in einem feinen Henkelglas gereicht, ein bitterlich-süßlich schmeckendes, wasserklares Giftzeug, das mit Cachaça nicht die entfernteste Ähnlichkeit hatte. Sie stellten es unter einem Schuppen hinter dem Haus mittels eines sehr primitiven Destillierapparates her, dessen einen Teil — horribile dictu! — ein schweres ehernes Taufbecken der guten Padres bildete. Eine gewaltige Ironie des Schicksals! —

Ich suchte hier möglichst viel Farinha zu kaufen, da am Pirá-Paraná, wie man mir sagte, keine Leute wohnten, sondern nur an seinen Zuflüssen, zum Teil weit einwärts.

Wir waren am Mittag gerade damit beschäftigt, durch Geschenke an die Bewohner unser Gepäck auf das Notwendigste zu beschränken, als drei Indianer, das Ruder in der Hand, ins Haus sprangen. Es war Antonio, der älteste Sohn des Tukáno-Tuschaua vom nahen Cabarý-Igarapé, mit zwei jungen Burschen. Er fing sofort an, laut zu schreien und zu gestikulieren. Pachico schrie dagegen, zog sich aber dann grollend in eine Ecke des Hauses zurück; der andere schimpfte weiter. Plötzlich brach ein fürchterlicher Lärm los. Beide Helden rannten im Mittelgang der Maloka gegeneinander und fuchtelten unter wütendem Geschrei mit Armen und Beinen in der Luft herum, so daß einer, der die Indianer nicht kannte, das Schlimmste befürchten mußte. Aber sie blieben sich immer hübsch drei Schritte vom Leib. Schmidts Hängematte, die zwischen den beiden Mittelpfeilern des Hauses ausgespannt war, trennte als Barriere die streitenden Parteien. So ging es eine ganze Weile fort. Durch Fragen bekam ich endlich folgendes heraus: Die Cabarý-Leute waren böse, weil wir dort keinen Besuch gemacht hatten, und beschuldigten Pachico, er habe uns ihnen vorenthalten. Deshalb war Antonio mit seinen Getreuen gekommen, um uns freiwillig bis zu den Tuyúka zu bringen. Um dem Streit ein Ende zu

machen, erklärte ich schließlich den Eindringlingen sehr energisch, sie sollten heimgehen, ich wollte mit ihnen nichts zu tun haben, ich duldete keinen solchen Lärm in der Maloka meines Freundes, des kranken Inspektors, worauf sie verschwanden. Meine Haltung fand allgemeine Anerkennung. Jeder Frau, die von der Pflanzung zurückkehrte, wurde der Vorfall mit großer Schadenfreude erzählt.

Ein Gewittersturm mit heftigem Regen verzögerte unsere Abfahrt bis zum anderen Morgen. Abends bereiteten mir die Frauen eine kleine Abschiedsfeier. Sie hatten sich mir zu Ehren rote Muster in das Gesicht gemalt und hockten im Halbkreise um meine Hängematte herum. Sie wollten die Namen aller meiner Angehörigen wissen und trugen an alle nach der Reihe Grüße auf. Von meiner Braut oder, wie sie sagten, „Frau" sprachen sie mit dem ehrenden Ausdruck „yeõmamio ēlsa"[276]) („meine ältere Schwester Elsa") und nannten mich „yeõmamio ponakö" („meiner älteren Schwester Mann"). Wie gewöhnlich mußte ich singen. Ich sang alles, was mir in den Sinn kam, lustige und traurige Lieder, Soldatenlieder und sentimentale Abschiedslieder. Immer wieder baten sie mich: „dotóro aχpãna baχsá!" („Doktor, sing noch ein Lied!"). Wer konnte da widerstehen? Ich sang, bis ich heiser wurde. Zum Dank gaben mir die Frauen nun auch ihre Gesänge zum besten, die trotz der verhältnismäßig wenigen Töne, in denen sie sich bewegten, nicht unmelodisch waren und halblaut in raschem Takt vorgetragen wurden. Es waren Lieder der Tukáno, Palãnoa, Erúlia und anderer Stämme. Zuletzt improvisierten sie. Sie besangen mich und meine Angehörigen; sie besangen die ganze Reise, meine Heimkehr und das Wiedersehen mit meiner „Frau" und meinen „Kindern". Am anderen Morgen standen sie alle auf dem hohen Ufer, und so lange sie mein Boot mit den Blicken verfolgen konnten, riefen sie mir nach: „ayuáto mõnõmo ēlsa!" („Grüße deine Frau Elsa!"). —

In dem letzten Tukánohaus am Fuße der Yabutí-Cachoeira trafen wir einen Indianer, den eine Yararáca drei Jahre vorher in das Bein unterhalb des Knies gebissen hatte. Das Bein war, wie er mir erzählte, nach einiger Zeit unter der Bißstelle abgefault. Der Mann bewegte sich jetzt an einer einfachen Krücke und einem Stock rasch vorwärts und befand sich körperlich und geistig wohl und munter.

An der Carurú-Cachoeira rupften meine Indianer Bolaká die schlechten gelben Federn aus, damit sie wieder in neuem Glanz erstehen konnten. So oft auf der Weiterfahrt das Brausen einer Cachoeira ertönte, fing Bolaká an

[276]) Diese und die folgenden Phrasen gehören der Tukánosprache an.

zu schreien. Offenbar fürchtete er, wieder gerupft zu werden. In seiner alten Heimat, der ersten kleinen Tuyúka-Maloka auf dem rechten Ufer, schien er noch Witterung von seinen Stammesgenossen zu haben, die inzwischen flußabwärts verkauft worden waren. Er flog suchend hin und her und schrie gegen seine Gewohnheit unaufhörlich. Diese Aráras sind sehr gesellig. Auf der Reise wurde jedes vorüberfliegende Arára-Paar von Bolaká, der auf der Tolda des Bootes saß, laut beschrien, so daß die Angerufenen häufig wieder kehrt machten, um zu sehen, wer sie da begrüßte. In der Maloka des Inspektors hatte Bolaká sofort mit einem wunderschönen, jungen Arára — oder war es eine Arára-Jungfrau? — innige Freundschaft geschlossen. Sie waren unzertrennlich und hätten beim Abschied sicher geweint, wenn ihnen erleichternde Tränen beschieden gewesen wären. —

Merkwürdigerweise wurden wir in dieser Tuyúka-Maloka nicht bewirtet. Den Grund erfuhr ich später: Das Haus hatte vor kurzem neue Bewohner bekommen; die Pflanzung war noch jung und gab keinen Ertrag, da die Mandióca nach dem Pflanzen zwei Jahre zur Reife braucht. Deshalb nährten sich die Leute jetzt nur von Umarí-Früchten[277]), deren Reifezeit gerade war, und hatten aus der Masse der Umarí-Kerne sogar eine Art Beijús bereitet, die rötlich aussahen und einen wenig angenehmen, bitteren Geschmack hatten.

Mehrmals fingen meine Indianer junge Tiere, um sie zu zähmen. Luiz nahm aus einem Taubennest zwei Junge heraus. Seine Frau fütterte die noch ganz nackten Tierchen. Sie kaute Patauá-Nüsse[278]) zu feinem Brei und steckte dann die Schnäbelchen in ihren Mund, und die kleinen, häßlichen Geschöpfe schlangen und schluckten gierig. Ein anderer Ruderer holte aus einem Nest einen jungen, fast schon ausgewachsenen Yapú. Auf derartige Menagerien sind die Indianer erpicht.

In Pinókoaliro bekamen wir neue Mannschaft und setzten am 6. März in vier Kanús unsere Reise fort. Die Tuyúka wollten uns bis zum Dyí-Igarapé bringen. Ich sandte zwei Leute auf dem Landweg dorthin und ließ den Buhágana sagen, sie möchten uns an der Mündung des Dyí-Igarapé erwarten.

Nun begann wieder die beschwerliche Fahrt in der engen Cabeceira. Unzählige Spinnen und Ameisen der verschiedensten Arten streiften wir von den Ästen in das Boot. Zu den schlimmsten Plagegeistern des Urwaldes gehören die winzigen „formigas de fogo" (Feuerameisen), die in der Lingoa geral wegen ihrer Farbe „tasíua piránga" (rote Ameisen) genannt werden. Wo sie über die Haut laufen, brennt es längere Zeit wie Feuer.

---

[277]) Geoffroya spinosa L.

[278]) Oenocarpus Bataua Mart.

In einem sehr schmalen, verwachsenen Kanal blieben wir mehrmals stecken. Ich griff ins Ufergebüsch, um das Boot weiterzuziehen. Da riß der vor mir rudernde Tuyúka meine Hand rasch zurück und schrie, ganz fahl vor Entsetzen: „ánya! ánya!“ („Yararáca! Yararáca!“). Am Fuß des Strauches, einen knappen Meter von mir entfernt, lag aufgerollt und nach mir züngelnd eine schwarze Yararáca, die Schlimmste der Schlimmen. Um ein Haar wäre ich gebissen worden. Aufgeregtes Geschrei bei meiner Mannschaft, während ich mich kaum zu rühren wagte. Ein Tuyúka wollte sie mit dem Ruder erschlagen, doch Schmidt zerschmetterte ihr aus nächster Nähe mit einem Rifleschuß den Kopf. Der Zwischenfall wurde lebhaft besprochen. Die Indianer, die, meinem Beispiel folgend, wie alle ein besonderes Interesse daran hatten, die Namen aller Gegenstände und Tiere in unserer Sprache zu hören, fragten Schmidt und mich nach dem Wort für „d í a n y a“, wie sie diese Giftschlange nennen. Schmidt gab ihnen das Lingoa geral-Wort y a r a r á k a an, das auch in den brasilianischen Sprachgebrauch übergegangen ist. Mir blieb daher nichts anderes übrig, als ihnen den lateinischen Namen „Bothrops atrox“ zu sagen, den sie sich sofort als „bótrokes átrokes“ mundgerecht machten und wiederholt vor sich hin sprachen, wie Kinder, die sich ein Pensum einprägen. Kamen wir später an einer verwachsenen Uferstelle vorüber, wo ein solches Scheusal vielleicht zu vermuten war, so riefen sie mir laut und warnend zu: „bótrokes átrokes uíí!“ („Bothrops atrox-Haus!“). Vier Tage nachher, als wir die Wasserscheide zum Yapurá längst überschritten hatten und viele neue Eindrücke die Gedanken an dieses Schlangenabenteuer verdrängt hatten, gelangten wir an einen kleinen See. Auf meine Frage nach dem Namen des Sees antwortete mir ein Tuyúka mit schelmischem Stolz: „bótrokes átrokes diχ́-tára!“[279]). Es war der „Yararáca-Lago“! —

Von den Bará kauften wir zwei neue Kanús. Das größte davon, über 7 Meter lang, tief und aus dem besten Bootsholz, m i r a t a u á[280]), elegant gearbeitet, lag schon im Hafen des Yauacáca-Igarapé, so daß wir nur das kleinere Kanú über die schmale Wasserscheide schaffen mußten, was mit Hilfe der zahlreichen Indianer rasch vonstatten ging.

Die Bará erzählten mir, ein Weißer namens „P a r ā t a“ baue jetzt am unteren Pirá-Paraná ein Haus. Sie meinten den Colombianer C e c i l i o P l a t a an der Mündung des Apaporís, an den ich einen Empfehlungsbrief

[279]) D i χ t á r a = See, im Tukáno; u χ f h á t a r o, im Tuyúka. Diese Tuyúka sprachen mit mir das mir geläufigere Tukáno.

[280]) Lingoa geral. Dieses Kanú befindet sich jetzt im Kgl. Museum für Völkerkunde zu Berlin.

von Rafael Tobar hatte. In früherer Zeit hätten die verhaßten Yahúna „Parãta" durch einen Pfeilschuß in die Seite ermorden wollen; dann habe er Krieg mit ihnen geführt und viele getötet. Jetzt fürchteten ihn die Yahúna.

Die Nacht vom 8. auf den 9. März verbrachten wir in der jetzt verlassenen Bará-Maloka am Hafen des Yauacáca-Igarapé. Spät abends kamen zwei meiner Tuyúka von der Jagd zurück, der eine mit blutender Wunde an der Schläfe. Sie waren vor einem Gespenst ausgerissen, das im dunklen Wald auf sie zukam. Dabei war der eine gestürzt und hatte sich am Flintenlauf verletzt.

X. Kapitel.

In das Flußgebiet des Yapurá.

Bifurkation zwischen Yauacáca-Igarapé und Dyí-Igarapé. Beschwerliche Fahrt. Diebereien der Bará. Andere Ruder der Anwohner des Pirá-Paraná. Die ersten Indianer. Tsóloa und andere Horden. Giftlanzen. Yuruparýfest. Starker Coca-Konsum. Bei den Palãnoa. Rege Handelsbeziehungen zum Tiquié. Pirá-Paraná; schwarzes Wasser. Stämme in seinem Quellgebiet. Steinbeile. Cachoeiras. Verlust des Mehls und Salzes. Mündung des Dyí-Igarapé. Ein schwerer Entschluß. Abschied der Tuyúka. Allein mit Schmidt. Rio Apaporís; weißes Wasser. Indianerspuren. Schwere Tage. Zusammentreffen mit dem Colombianer Tomás Prata. Die Makúna, Yabahána, Yahúna und andere Stämme: Tracht und Schmuck, Haarpflege, runde Malokas mit Rauchfang, Einbäume, große Jagdhunde, Waffen, einfacher Hausrat, keine Reibebretter, Taschen, Wundkratzer, Kämme. Paricáschnupfen und Cocakauen. Keine berauschenden Getränke. Pupunhabrühe. Iua pischuna. Tukupí. Bienenstock. Wachsstöcke. Tanzmasken. Signaltrommeln. Tanzgeräte. Yuruparý-Mythe. Besuch von Colombianern. Bei den Yahúna. Buhágana Bitsúka. Nebenfluß Oocá. Die Yupúa. Ameisenbär. Cachoeiras. „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll.“ Colombianer-Ansiedlung „La Libertad“. Mein Landsmann Ernst Berner. Kautschukhaus Calderon. Uitóto-Gruppe. Tabakschlecken. Signalapparate. Die Miránya. Häuptling Mandúca oder Matirí. Ein indianischer Sprachgelehrter. Die Kueretú. Abfahrt der Colombianer.

Am 9. März traten wir die Talfahrt an. Der Yauacáca-Igarapé strömt in zahllosen Windungen zwischen hohen Ufern rasch dahin und behält die südöstliche Richtung bis zu seiner Mündung bei. An unserem Einschiffungsplatz hatte er eine Breite von etwa 12 m und war an beiden Ufern seicht, in der Mitte 1 bis 1½ m tief. Freilich war gerade der Wasserstand sehr niedrig, wie man an den Ufermarken deutlich erkennen konnte. Er nimmt viele kleine Wasseradern auf, die meistens klares, seltener weißes Wasser, wie der Igarapé selbst, führen. Mit dem Dyí-Igarapé, der ihm mehr oder weniger parallel fließt, verbindet ihn eine Bifurkation. Er empfängt von ihm einen schmalen Arm mit klarem Wasser. Auf beiden Ufern und an einem Nebenbach des Yauacáca-Igarapé fanden wir mehrere Capoeiras. Vier rührten von den Palãnoa her, eine von den Bará und eine aus sehr alter Zeit von den Tuyúka.

Die Fahrt war während der ersten drei Tage äußerst beschwerlich. Keine 50 m weit war der Igarapé frei. Jeden Augenblick mußten wir auf einen übergestürzten mächtigen Baumstamm steigen, während die Indianer

Abb. 176. In der Wildnis des Yauacáca-Igarapé.

die schwerbeladenen Kanús mit aller Wucht über das Hindernis schleiften. Bald mußten wir uns flach in die Boote legen, wenn es in sausender Fahrt verhängnisvoll nahe unter einem dicken Baumstamm durchging.

Bolaká, der bequeme Herr, der vor Feistheit die Flügel nicht mehr anlegen konnte, und dem die dumme Fahrerei überhaupt ein Greuel war, keuchte wie ein Jagdhund in den Stoppelfeldern und quittierte jeden Zweig, der ihn streifte, durch lautes Geschrei. Einmal nahm er meine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß ich zwischen einen Baumstamm und einen Koffer geklemmt wurde und beinahe das Genick gebrochen hätte.

Bisweilen schien der Bach zu Ende zu sein, und ein hoher Berg gewaltiger Urwaldriesen und Ästegewirr mußte in stundenlanger, schwerer Arbeit durchhauen werden, um einen Durchschlupf zu finden (Abb. 176).

Meine treuen Tuyúka waren trotz aller Anstrengungen lustig und guter Dinge, wozu das herrliche Wetter nicht wenig beitrug, und auch wir hatten keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Sie liebten ihren „Diikána-kapitáma", wie sie mich nannten, zärtlich und lasen mir jeden Wunsch von den Augen ab. Auf jeden Ast machten sie mich aufmerksam und knickten jedes Zweiglein, damit ich keinen Schaden litte. Während der unfreiwilligen Pausen trieben wir mancherlei kindliche Kurzweil. Eins meiner Kunststücke verfehlte nie seine Wirkung, wenn ich meine Augen im Kreise rollen ließ; denn das konnten sie nicht. Hatte ich aber lange genug rechtsum gerollt, so verlangten sie, daß ich auch linksum rollte, und das konnte ich zum Glück auch. — Auf die Bará

waren sie wegen einiger Diebereien sehr schlecht zu sprechen. Diese hatten bei der Auszahlung ein Päckchen Tabak und, was in meinen Augen viel schlimmer war, einem meiner Tuyúka seinen selbstverfertigten Strohhut gestohlen. Wir hatten uns deshalb auch kein Gewissen daraus gemacht, ihrer Pflanzung einen Pack Zuckerrohr, Zitronen, Capsicum und Coca für die Reise zu entnehmen. Öfters führten die Tuyúka pantomimisch und mit einem gewissen Genuß vor, wie ein Bará, als ich gerade nicht hinsah, ein Päckchen Tabak aus dem offenen Koffer entwendet und in der Achselhöhle verborgen hätte; wie er dann weggelaufen wäre. „Bará-maχsa yaáni!" („Die Bará-Leute sind schlecht!"), „Bará poχsá!" („Die Bará sind Makú!"), so lautete stets der Refrain. Und in der Tat, beide Stämme sind nicht miteinander zu vergleichen.

Am dritten Tag der Fahrt kamen wir an eine Capoeira der Palänoa auf dem linken Ufer und kampierten dort unter einem Schuppen. Von hier aus führte ein Fußpfad in östlicher Richtung in einem halben Tag zu der großen Maloka der Bará am Tiquié. Die Bará und die Stämme des oberen Pirá-Paraná, besonders die Palänoa, benutzen ihn zu gegenseitigen Besuchen. Im Hafen lagen zwei größere, elegante Kanús auf das Land gezogen. Das eine gehörte den Bará, das andere einigen Palänoa, die vor kurzem hier angekommen und über Land zur Bará-Maloka weitergegangen waren, um dort an einem „Fischdabukurí" teilzunehmen. Daher ist auch der obere Yauacáca-Igarapé so unwegsam, weil er den Indianern selten als Verkehrsweg dient.

Im Dach des Schuppens steckten ein paar Paddelruder der Palänoa. Sie waren viel länger als die am Caiarý und Rio Negro gebräuchlichen Ruder und hatten nicht wie diese ein breites, rundes, sondern ein langes, schmales, spitz zulaufendes Blatt. Der angeschnitzte Handgriff war gerade, während er bei den Rio Negro-Rudern geschweift ist und sich dadurch der Hand besser anpaßt (Abb. 177). Solche Ruder hätten alle Stämme der Yapuráseite, sagten die Tuyúka, die sich über die ungewohnten Dinger lustig machten. Sie nahmen das Kanú der Bará mit, um es zur Rückfahrt zu benutzen.

a. b.

Abb. 177. Paddelruder. a. Rio Negro Gebiet. b. Apaporis-Gebiet (Kauyarí). ca. 1/16 nat. Größe.

Am Nachmittag des 12. März — wir verzweifelten schon daran, auch heute Anwohner zu

Abb. 178. Maloka der Tsóloa. Yauacáca-Igarapé.

treffen — hielten meine Leute plötzlich die Boote an, schnupperten in die Luft und sagten: „päχkámä! päχkámä!“ („Feuer! Feuer!“). Lautlos wurden die Ruder eingetaucht; wie die Diebe schlichen wir weiter. Da — um die Ecke dichter Rauch, zwei Kanús am Ufer; ein Hund bellte uns wütend an; im Waldeshintergrunde einige braune Hängematten über kleinen Feuern. Auf den Anruf meiner Leute kam eine vollständig nackte ältere Frau mit einem kleinen Knaben hervor, der sich ängstlich an sie schmiegte. Die gelockten Haupthaare der Frau waren kurz geschnitten, die Schamhaare rasiert. Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich. Die Tuyúka stellten uns vor und beschrieben kurz unsere Reise. Sofort wurde die Alte zutraulicher; denn sie kannte den „Dotóro“ und seinen weißen Begleiter „Kariuatínga“ schon vom Hörensagen und wußte, daß sie Freunde der Indianer waren. Das Lager gehörte Palânoa vom oberen Pirá-Paraná, die im Walde Castánha- und Yapuráfrüchte suchten. Die Frau war vom Stamme der Tsóloa. Ich schenkte ihr eine Schachtel Streichhölzer, dem Kleinen ein paar Perlen, und dann fuhren wir rasch weiter, um noch heute zu einer Maloka der Tsóloa zu kommen. Mit voller Kraft ging es über die schlimmsten Baumstämme weg. Weniger gute Boote hätten diese fortgesetzteParforcetour gar nicht ausgehalten. Bald begegneten wir einem Kanú mit zwei alten Männern, die uns Yapurá-nüsse und gekochten Mutum für kleine Angelhaken gaben. Beide waren gerade keine Schönheiten ihres Geschlechts. Sie hatten ein kleines Loch in der Unterlippe, ein größeres in den Ohrläppchen mit Rohrpflöckchen darin und

trugen das Haar halblang bis zur Schulter. Der eine hatte es mit Tururí zu einem Zopf umwickelt. Sie fuhren in ihrem leichten Kanú voraus, um uns anzumelden. Mit Einbruch der Dunkelheit gelangten wir zum Hafen an einem kleinen Igarapé zur Rechten.

Die Maloka, die ziemlich weit landeinwärts am linken Ufer des Igarapé Tamíya lag, erreichten wir nach einem üblen Marsch durch den finsteren Wald auf schmalem, wurzeligem Indianerpfad, wobei noch ein tiefer Bach auf schwankem Baumstamm überschritten werden mußte. Die Bewohner

Abb. 179. Yäbá vom Dyí-Igarapé mit Silberschmuck.

empfingen uns freundlich, obwohl wir die ersten Weißen waren, die sie zu Gesicht bekamen. Die Weiber gingen, wie bei den Bará, ohne alle Bekleidung. Die jungen Männer waren im Gesicht rot bemalt. Man stand im Zeichen eines Yuruparýfestes, das am nächsten Tage stattfand. Das Haus glich in allem den Malokas der Tuyúka und Bará und hatte einen runden Hinterbau (Abb. 178). Auch der Hausrat war derselbe wie dort. Auffallend war der Mangel an Keramik. Es gab nur wenige und schlechte Töpfe, so daß wir nicht einmal einen Wassertopf für unseren Gebrauch bekommen konnten. Welch ein Unterschied gegen die schönen Töpferwaren am Caiarý und Içána! — Sonst waren die Handelsbeziehungen zu den Stämmen des Tiquié an-

scheinend sehr rege. Man zeigte mir ein großes, neues Waldmesser, das ich im vergangenen Jahr in Pinókoaliro als Bezahlung gegeben hatte, und das durch Zwischenhandel bis hierher gelangt war.

Außer den Tsõloa oder Hógolotsöloa, wie man sie auch zum Unterschied von den Tsõloa des Dyí-Igarapé nennt, wohnten hier zwei Daχ-sãana, Vater und Sohn, mit ihren Familien, die einzigen ihres Stammes, und zwei alte Yahúna, Brüder, die aber ihre Sprache vergessen hatten, da sie schon als Kinder hierher gekommen waren. Die letzteren waren ausgesprochen häßliche Typen mit kleinen, verkniffenen Augen, krummen Näschen und halblangem, wirrgelocktem Haupthaar.

Die Sprache der Tsõloa ist mit dem Erúlia fast identisch. Dialektische Unterschiede sind gering. Wenige Tiernamen sind verschieden. Es erregte allgemeines Erstaunen, als ich meinem Gewährsmann „seine Sprache" aus meiner vorjährigen Erúlia-Aufnahme vom Papier ablas.

Vom Dyí-Igarapé, der verhältnismäßig stark bevölkert zu sein scheint, waren einige Festgäste gekommen, Yäbámaχsa[281]), scheu wie Wildkatzen. Ein langer, hagerer Alter mit nordamerikanischem Indianergesicht hatte eine ansehnliche Glatze, eine große Seltenheit bei den Indianern. Ein jüngerer Mann mit scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Zügen zeichnete sich durch stark hervortretende Adern aus (Abb. 179). Die Sprache der Yäbámaχsa ist identisch mit dem Buhágana.

Einem dieser Leute kaufte ich ein Bündel Giftlanzen ab, die am Caiarý nicht im Gebrauch sind, im Yapurágebiet aber allgemein Verwendung finden. Es sind Wurflanzen, die zur Jagd auf große Vierfüßler und als Angriffswaffen im Kampfe dienen.

Die von mir bei den Yahúna und Makúna am unteren Apaporís erworbenen Giftlanzen haben eine Gesamtlänge von 176 und 177 cm und sind aus rotem Holz[282]) gearbeitet, wohlgeglättet und von rundem Querschnitt. Nach unten verjüngen sie sich, so daß der Schwerpunkt der Waffe im oberen Ende liegt. Der obere dickere Teil ist (in einer Länge von 5 und 6 cm[283])) etwas abgesetzt und mit einem (2½ und 3½ cm) tiefen Einschnitt versehen, in den die (13 und 16 cm lange) im Querschnitt viereckige Spitze eingefügt und durch eine Umwickelung mit feinem Bast lose befestigt ist. Das hervorragende Ende der

---

[281]) In der Tukáno-Sprache.

[282]) Wahrscheinlich Tecoma, „muira piránga" der Indianer, aus dem auch die Holzteile vieler Giftpfeile bestehen.

[283]) Die beiden eingeklammerten Zahlen bezeichnen hier wie im folgenden die Größenverhältnisse der von mir mitgebrachten Giftlanzen. (Abb. 180.)

a. b. c. d.
Abb. 180. Giftlanzen der Stämme des Rio Apaporís. $^1/_3$ nat. Größe.

Spitze ist in seiner ganzen Ausdehnung mit Gift bestrichen, zeigt aber keine Einschnitte (Abb. 180c).

Nach Art der Giftpfeile werden stets sieben Lanzen zu einem Bündel vereinigt. Auch das dazu gehörige (21 und 22 cm lange) Futteral gleicht in seiner Anlage dem Futteral der Giftpfeile. Die vergifteten Spitzen stecken in Rohrhülsen, die mit Baststreifen zusammengebunden, und deren Zwischenräume mit Pech ausgefüllt werden. Diese Hülle wird entweder auf der ganzen Außenfläche oder nur im unteren Teil mit einer dicken Pechschicht überzogen. Im letzteren Falle stülpt man über den oberen Teil ein Stück Bambusrohr, das mit Palmfaserschnüren verschiedenartig verziert wird, und verpicht die obere Öffnung (Abb. 180a, b, d).

Das Yuruparýfest verlief in derselben

Weise wie seinerzeit bei den Tuyúka in Pinókoaliro[284]). Die Veranlassung dazu gab, wie dort, die Ernte der Mirití- und Yapuráfrüchte, die in Palmblattkiepen unter der Musik von zwei Flöten und zwei Trompeten in die Maloka getragen wurden. Profane Tänze von prächtiger Wildheit folgten. Jeder Tanz hatte seinen Namen; so hieß einer „u a ĩ b a χ s a - Fischtanz". Auch Weiber nahmen zeitweise daran teil. Bei einem Tanz trugen die herrlich geschmückten Männer in der rechten Hand dicke Bambusstäbe, mit denen sie im Takte aufstampften. Diesen Bambus findet man an einer Cachoeira des Pirá-Paraná; am Içána und Caiarý kommt er nicht vor. Das Zeremoniell wurde streng gewahrt: rechts vom Eingang saßen die Gäste vom Dyí-Igarapé, links wir und die Tuyúka als Zuschauer. Vor jedem Tanz traten die einzelnen Tänzer zu den Gruppen und riefen mit lauter Stimme aus, was getanzt werden sollte, worauf die Zuschauer mit ermunternden Zurufen antworteten. Am Schluß des Tanzes applaudierten die Zuschauer mit lautem Geschrei. Auch ich konnte mich nicht enthalten, nach einem besonders wilden, im raschesten Tempo exakt ausgeführten Tanz durch Klatschen und Bravorufen meinen Beifall zu spenden, was ihnen offenbar sehr gefiel; denn sie kamen nachher zu mir und fragten mich, ob es wirklich schön gewesen wäre.

Die Panpfeifentänze zu zweien, bei denen die Jünglinge mit ihren Mädchen eine Zeitlang rasch in der Maloka hin und her tanzen und allmählich im nächtlichen Dunkel verschwinden, haben ihren besonderen Zweck. Wie mir meine Tuyúka erklärten, spielt dabei die „fruta prohibida" eine Hauptrolle, und die Nacht deckt alles Naschen mit einem gnädigen Mantel. Es ist ganz so wie bei uns auf den Kirmessen. Aber Jugend hat keine Tugend, und deswegen wird dort doch keine — „alte Jungfer"! —

Vor Beginn des Festes hockte sich ein gemütlicher, dicker Alter, der Zauberarzt der Maloka, hinter einen Lattenverschlag neben den Eingang, so daß ihn keins der Weiber sehen konnte, und blies unter beschwörenden Worten über eine große Kalabasse voll Coca. Danach wurden Kaapí-Wurzeln zu ihm gebracht, mit denen er es ebenso machte. Es war eine Art „Segen". Ähnliches hatten wir in Pinókoaliro und Parý-Cachoeira beobachtet[285]).

Der Kaapí-Topf war ein uraltes Ding mit abgebrochenen Ohren und furchtbar schmutzig, da er ja nie nach dem Gebrauch gewaschen wird.

Coca wurde in unglaublichen Massen vertilgt. Den ganzen Tag ging die Kalabasse um. Besonders ein Yäbá leistete darin Außerordentliches. Be-

[284]) Vgl. Bd. I, S. 314 ff., Abb. 195, 196, 197.

[285]) Vgl. Bd. I, S. 316, 352.

ständig hatte er einen dicken Knoten in der linken Backe, als wenn diese von Zahnschmerzen geschwollen sei. Ich mußte etwa eine halbe Stunde warten und ihn scharf beobachten, daß er seine „Vorratskammer“ nicht von neuem füllte, um eine einigermaßen anständige Photographie von ihm zu bekommen. Schließlich aber ist er auf dem Bilde doch „einseitig geschwollen“ (Abb. 181).

Bei den Kaschirífesten scheint es bisweilen nicht ganz friedlich herzugehen. Ein Tuyúka zeigte mir fürchterliche Narben am linken Oberarm und Schulterblatt von Hieben mit dem Waldmesser, die er beim Streit im Kaschirírausch empfangen hatte[286]).

Abb. 181. Yäbá vom Dyí-Igarapé mit Giftlanzenbündel.

Bei der Weiterfahrt am nächsten Morgen schoß ich eine Brülläffin, die mit einem Jungen auf dem Rücken auf einem überhängenden Palmstamm über den Igarapé turnte. Das Junge fiel sofort ins Wasser und verschwand in der scharfen Strömung. Die Alte, durch Lungenschuß tödlich getroffen, hielt sich noch mit einer Hand am Baume fest und entsandte einen Regen Schweiß in unser Kanú. Als sie endlich auch ins Wasser klatschte, stieß ein Tuyúka kurz entschlossen unseren jüngsten Ruderer ihr nach, der untertauchte und die Beute glücklich ins Boot brachte.

Gegen Mittag gelangten wir zu einem Hafen am rechten Ufer. Ein längerer Pfad führte uns zu einer Maloka der Palänoa oder vielmehr einer provisorischen Baracke; die riesige Maloka mit rundem Hinterbau, 32 m lang und 24 m breit, war vor kurzem bis auf die verkohlten Pfosten niedergebrannt. Die Männer waren zu dem Tanzfest der Bará gefahren; nur Weiber und Kinder waren anwesend. Zuerst sehr scheu, da sie noch nie Weiße gesehen hatten, wurden sie allmählich zutraulicher. Abends kamen noch drei Männer mit Fischen, Gäste vom Dyí-Igarapé, zwei D o ã m a χ s a (Trahíra-Leute[287])) und

[286]) Vgl. Bd. I, S. 177.

[287]) In der Tukáno-Sprache.

ein T s á i n a , ein bildschöner Jüngling. Beide Sprachen stimmen wiederum mit dem Buhágana überein.

Wir bemerkten hier einige europäische Erzeugnisse, einen Holzkoffer, Kattunröcke usw., Import von den Bará, wie wir auf unsere Fragen erfuhren. Die Stämme des oberen Pirá-Paraná haben keine Beziehungen zu den Weißen des Yapurá. Auch mehrere bemalte Schemel stammten vom Tiquié. Hier wie bei den Tsõloa erhielt ich Angaben über „Paráta", die aber nur auf Hörensagen beruhten. Sein Haus sollte vier Tagereisen von hier an der Mündung des Pirá-Paraná liegen.

Eine knappe Stunde Fahrt brachte uns am anderen Tage (14. März) zum Pirá-Paraná, der an dieser Stelle 50—60 m breit ist und tiefschwarzes Wasser führt. Er war sehr trocken. Eine größere Praya an der Mündung des Yauacáca-Igarapé bestand aus weißem Kieselgeröll, teilweise leichteren, porösen Steinen, wie Kreide, welche die Tuyúka „p i n ó k e χ t a - Schlangensteine" nannten. Sie schabten feinen Staub davon ab und putzten damit ihren Silberschmuck.

Bis zu seiner Mündung fließt der Pirá-Paraná in südsüdöstlicher bis südlicher Richtung, teils zwischen schroff abfallenden Felswänden, teils an niedrigen, bewaldeten Höhenzügen vorüber, die längs der Ufer verlaufen und durch Täler mit kleinen, klaren Wasseradern in einzelne Kuppen geteilt sind. Gegen die Mündung hin finden sich auf beiden Seiten einige Seen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen.

Erst fünf Tagereisen oberhalb der Mündung des Yauacáca-Igarapé trifft man wieder Indianer, P a l ã n o a; über ihnen wohnen E r ú l i a und weiter aufwärts T s ö l á oder, wie die Tuyúka sagen, T s ö n á[288]).

Diese Stämme hätten bis vor wenigen Jahren noch Steinbeile im Gebrauch gehabt, und die Bewohner des Quellgebietes verwendeten sie noch heute, ganz große, halbarmlange bis zu ganz kleinen. Ein alter Tsõloa zeigte mir die Befestigung der Klinge. Der etwa 45—50 cm lange, ein wenig gebogene und an beiden Seiten abgeflachte Stiel wird nahe dem einen Ende mit zwei gegenüberliegenden breiten, viereckigen Kerben versehen. Die Klinge wird mit dem Bahnende flach in die eine Kerbe gelegt und mit Tucumschnur vielfach umwickelt, die an den Schäftungseinschnitten der Klinge und an der anderen Kerbe einen Halt findet. Die Umschnürung wird dick mit Pech überstrichen. Der Dyí-Igarapé (Axtbach), bei den Tuyúka k u m é y a[289]), habe seinen Namen daher, daß in früheren Zeiten die Leute dort ihre Steinbeile geholt hätten. An der

[288]) Ein anderer Stamm wie die Tsõloa. Vgl. Bd. I, S. 322, 337.

[289]) kumé-Axt, im Tuyúka.

Córo-Cachoeira im unteren Pirá-Paraná lägen viele Steinbeile umher. Diese merkwürdige Angabe klärte sich später dahin auf, daß in der Tat dort Hunderte von Steinbeilklingen „umherlagen", aber nicht von Menschenhand, sondern von der Natur, dem Wasser, fast schon in der richtigen Form zugeschliffen. Es ist ein dichter, schwarzer Diabas, aus dem viele Steinbeilklingen bestehen, und der den grobkörnigen Granit der Cachoeirafelsen gangförmig durchsetzt. Auch hier holten die Indianer früher ihre Steinbeile. Sie brauchten nur den am besten passenden Stein aus der Menge herauszusuchen, etwas zuzuschleifen, und die Axt war bis auf den Stiel fertig.

Der zweite Tag der Fahrt auf dem Pirá-Paraná brachte uns schwere Arbeit und schwere Verluste. Der Fluß war von Felsen und Felsinselchen stark eingeengt und toste in zahlreichen Abstürzen und heftigen Schnellen dahin.

In der langen und sehr schlimmen Menyú-Cachoeira wurde einem Tuyúka beim Transport der Kanús über die zackigen Felsen eine große Zehe zerquetscht.

Auf einem Felsen fand ich eine anscheinend sehr alte, aber größtenteils wohlerhaltene Ritzung, die zu den sonderbarsten und anmutigsten Felsbildern gehört, denen ich auf meiner Reise begegnet bin[290]).

In der Iraïtí-Cachoeira ging ein Kanú unter. Wir verloren außer einigen Ethnographica, Kochgeschirr und anderen Geräten, einen Vorderlader und mein Waldmesser, einen Veteranen von der Xingúreise, was aber weit schlimmer war, alles Mehl und Salz! Einen Eisenkoffer mit sämtlichen Tauschwaren rettete ein Tuyúka aus den schäumenden Wogen. Cachoeiras und rauschende Schnellen begleiteten uns bis zur Mündung des Dyí-Igarapé, die wir am späten Nachmittag erreichten.

Diese ganze lange Strecke, die wir am 16. März durchfuhren, bildet eigentlich eine fortgesetzte Cachoeira und muß bei hohem Wasserstande infolge der starken Einengungen, der hohen Ufer und der zahlreichen im Flußbett zerstreuten Felsen fürchterlich sein. Kein Wunder, daß die kleinen Stämme des oberen Pirá-Paraná gar keine Berührung mit den Weißen des Yapurá haben; denn mit einem größeren Boot bei vollem Fluß hier aufwärts zu fahren, lohnt, wenn es überhaupt möglich ist, nicht Zeit und Mühe und die sicheren Verluste.

Der ansehnliche Dyí-Igarapé bildet kurz oberhalb seiner Mündung die Bahú-Cachoeira. Er soll voll Cachoeiras sein. Wir lagerten auf der Yasícapuámu (Mondinsel), die vor seiner Mündung liegt.

Hier trat nun eine schwere Entscheidung an mich heran. Die Buhágana waren nicht erschienen. Die Tuyúka, die sich nur bis hierher verpflichtet hatten,

[290]) Vgl. Südamerikanische Felszeichnungen. S. 67, Taf. 29.

wollten mich nicht weiter begleiten aus Furcht vor den H u a í a n a an der Mündung des Pirá-Paraná, die seit alters ihre Feinde wären und ihre Väter getötet hätten. Sie suchten mich zwar zu überreden, mit ihnen über den Dyí-Igarapé zum Tiquié zurückzukehren, aber das wollte ich nicht. Bis zur ersten Maloka der Tsōloa am Dyí-Igarapé zu fahren, die zwei Tagereisen in leichtem Kanú entfernt war, hätte uns zuviel Zeitverlust verursacht, und damit konnten wir nicht rechnen, wenn wir nicht die ganze Reise aufs Spiel setzen wollten. Wahrscheinlich wären auch diese Indianer ebensowenig mit uns gegangen wie die Tuyúka. Daher entschloß ich mich, in unserem größten Kanú mit Schmidt allein weiterzufahren, etwas ins Blaue hinein; denn über die weiteren Entfernungen bis zum Yapurá hatte ich nur ganz unbestimmte Angaben erhalten können, die zwischen 4 und 14 Tagen schwankten.

Am anderen Morgen nahmen die Tuyúka Abschied. Sie waren um uns besorgt und suchten mir noch einmal alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Zum Schluß fragten sie mich, wann ich wieder zum Tiquié käme, und ob ich dann meine Frau mitbrächte. Sie erhielten reichen Lohn. Ich schenkte ihnen auch unser zweites Kanú, das jetzt überflüssig geworden war. Das große Kanú beluden wir mit dem Rest des Gepäcks und fuhren gegen Mittag ab, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Ich ruderte in der Proa; Schmidt steuerte; vor mir auf der äußersten Spitze des Bootes saß Bolaká, dem ich von Zeit zu Zeit von meinem Ruder Wasser in den durstigen Schnabel träufelte. Die mittleren Ruderbänke hatten wir herausgenommen, um die Last unterbringen zu können.

Der „Fischfluß" machte seinem Namen alle Ehre; es wimmelte von Fischen, Matrincham, Tucunaré, Sorubim, Pirahíba u. a. Fuhren wir über eine Praya aus weißem Sand, die vom Fluß bedeckt war, so sahen wir in dem klaren, braunen, sonnendurchleuchteten Wasser ganze Schwärme großer und kleiner Fische. Aber wir konnten mit Angeln keine Zeit verlieren. Ich sorgte durch Jagd für unseren Unterhalt und schoß manchen Mutum, der im Uferwald brummte. Auf den Sandbänken fanden wir öfters frische Spuren von Jaguaren, die in den Catingawäldern häufig vorkommen. Einen großen, schwarzen Klumpen auf einer Sandbank hielten wir aus der Ferne für einen Tapir. Es war ein Klotz Braunkohle, der vom Hochwasser dort angeschwemmt war[291]).

Wenige Stunden unterhalb der Mündung des Dyí-Igarapé passierten wir die Córo-Cachoeira und am folgenden Tag eine zweite kleinere Cachoeira, wobei wir das schwere Gepäck über Land tragen mußten.

[291]) Nach der Diagnose des Herrn Prof. Dr. von Wolff.

MAKÚNA UND YABAHÁNA.

RIO APAPORÍS.

In solch
uns und gab un
rieten, bis wir
Wir hatten uns
er merkte doch
daß er wirklich
Am 12.
Wasser zur Re
Indianer verheh
wohnen. Sie s
halten; denn v
Schlafbaracken
lichen Igarapé
schroffen Sand
den Rio Apa
Er ist
Sein grünlich-
gesunde Wasse
Wir hüteten u
zutrten es ni
unseren Kochk
herabrannen,
Gleich v
Tage alten L
einen kleinen
gesperrt war,
vorhergehend
in den Wald
antwortete m
zu sehen. A
Rechten fand
Zeit von Fisc
gehauen. Da
Fischereigerä
Am al
größeren Lag

*) Die

In solchen unbewachten Augenblicken riß Bolaká mehrmals in den Wald aus und gab aus Trotz keinen Laut von sich, wenn wir ihn auch noch so zärtlich riefen, bis wir ihn zufällig im dichten Geäst erblickten und herabschüttelten. Wir hatten uns zwar die letzten Bananen für ihn vom Munde abgespart, aber er merkte doch, daß er auf schmale Kost gesetzt war, und ahnte vielleicht, daß er wirklichen Hungertagen entgegenging.

Am 19. März kamen wir an einem ansehnlichen Igarapé mit klarem Wasser zur Rechten vorüber. Es mußte der Tariíra-Igarapé sein, den uns die Indianer verheißen hatten. An ihm, aber weit einwärts, sollten auch Buhágana wohnen. Sie schienen mit den Indianern des Apaporís Beziehungen zu unterhalten; denn von jetzt an begegneten wir mehrmals älteren Lagerstätten, kleinen Schlafbaracken mit und ohne Bratrost. Wir passierten einen weiteren ansehnlichen Igarapé mit weißem Wasser zur Linken, fuhren eine Zeitlang zwischen schroffen Sandsteinbarrancas dahin und lenkten am Morgen des 20. März in den Rio Apaporís ein.

Er ist hier etwa 250 m breit und hat eine kaum bemerkbare Strömung. Sein grünlich-weißes Wasser war mehrere Grad wärmer als das klarbraune, gesunde Wasser des Pirá-Paraná und hatte einen wenig angenehmen Geschmack. Wir hüteten uns beide, davon zu trinken, aus Furcht vor Dysenterie, und benutzten es nicht einmal zum Mundspülen, sondern füllten von Zeit zu Zeit unseren Kochkessel in den klaren Bächen, die zahlreich von den hohen Ufern herabrannen, um auf der Fahrt stets frisches Trinkwasser zur Hand zu haben.

Gleich unterhalb der Mündung des Pirá-Paraná fanden wir einen wenige Tage alten Lagerplatz, offenbar von einer Person benutzt, und bald darauf einen kleinen Bach, der durch ein primitives Zäunchen aus Palmblättern abgesperrt war, um kleine Fische zu fangen, alles noch frisch, anscheinend vom vorhergehenden Tag. Wir warteten hier eine ganze Weile, drangen eine Strecke in den Wald ein, riefen in allen Indianersprachen, die uns einfielen — niemand antwortete uns. Von „Paráta-uií" (Platas Haus) war weit und breit nichts zu sehen. An der Mündung eines größeren Igarapé mit weißem Wasser zur Rechten fanden wir ein gutes Nachtquartier. Der Platz war vor kurzem einige Zeit von Fischern benutzt worden. Eine Stelle des Uferwaldes war frisch ausgehauen. Darauf stand ein guter Schuppen mit Bratrost und weggeworfenen Fischereigerätschaften[292]).

Am nächsten Tag sahen wir auf einer Praya die frischen Spuren eines größeren Lagers, zahlreiche menschliche Fußtapfen im Sande, mehrere Feuer-

[292]) Diesen Igarapé nennen die Yahúna Ricabuyá.

stellen, daneben die noch blutige Rückenschale einer großen Tartaruga-Schildkröte, die uns mit Neid erfüllte. Wir passierten drei Cachoeiras und zwischen den beiden letzten einen ansehnlichen linken Zufluß mit weißem Wasser[293]). Wo aber blieben die Indianer?

Wir hatten zwar das schönste Reisewetter, das man sich nur denken kann, aber die Strapazen und Entbehrungen wurden von Tag zu Tag größer. Bei jedem dieser endlosen Estirões, die meist nach Süden und Südosten verliefen und sehr ermüdeten, hofften wir auf eine gute Neuigkeit — immer vergebens! — Die ausgezeichneten Maggis Suppentafeln, die uns noch in den ersten Tagen neben Wildbret eine kräftigende Kost gewährt hatten und uns das Fehlen des Salzes und Mehls nicht so sehr hatten empfinden lassen, waren längst zu Ende. Die Jagd, die seit dem Eintritt in den Apaporís sehr spärlich geworden war, hatten wir ganz eingestellt, um nicht anwohnende Indianer durch Schüsse zu verscheuchen. Einige Ölsardinen ohne alle Zukost bildeten schließlich unsere kärgliche Nahrung. Die kleinen Zuflüsse mit frischem, strömendem Wasser waren äußerst selten geworden. Um uns aufrecht zu erhalten, tranken wir während der Fahrt große Mengen starken Tees, von dem wir ein Paket durch alle Fährnisse gerettet hatten. Da wir nachts nicht wachen konnten — waren wir doch von den Anstrengungen des Tages zu sehr ermüdet —, so banden wir das Piassábatau, an dem das Boot, unsere letzte Rettung, befestigt war, an unsere Hängematten, um bei der geringsten Erschütterung wach zu werden. Die geladene Flinte lag stets handgerecht neben uns. Auch eine Axt nahmen wir mit ans Land, um im Notfall ein Floß bauen zu können. Der Mangel an Salz und Cerealien wurde immer empfindlicher, und die ungewohnte schwere Arbeit beim Passieren der fortgesetzten Cachoeiras, verbunden mit der unzureichenden Ernährung, ließ unsere Kräfte rasch schwinden. Endlich, am 23. März, als unsere Lage anfing, recht kritisch zu werden, trafen wir wieder die ersten Menschen.

Wir hatten gerade in einer kleinen Bucht „gefrühstückt" und schickten uns mit trüben Gedanken an weiterzufahren, da bemerkte ich weit flußaufwärts ein Kanú, das in voller Fahrt auf uns zu kam. Ich winkte und schrie: „amigo! amigo!" („Freund! Freund!"), um die Insassen von unseren friedlichen Absichten zu überzeugen, worauf sie sofort das Rudern einstellten. Wir fürchteten schon, sie würden kehrtmachen und das Weite suchen. Aber da setzten sie mit erneuter Kraft die Ruder ein, und bald lagen wir Bord an Bord.

[293]) Bei den Yahúna heißt dieser Igarapé Parauayacá. An seinem Oberlauf sollen Makú wohnen.

Abb. 182. Maloka der Makúna. Rio Apaporís.

Es war ein Colombianer, Namens Tomás Prata, mit vier Indianern und einer Indianerin. Sie kamen von Corinto, der Hauptniederlassung der Caucheros am Zusammenfluß des Macáya und Ajájo, um am unteren Apaporís Waren zu holen, die dort lagerten. Dreißig Tage waren sie schon bei strammer Fahrt unterwegs. Acht Tage vorher hatten sie in einem schlimmen Cachoeiragebiet einen hohen Wasserfall passiert. Als Anwohner trafen sie dort in einigen Malokas die Kauyarí und wohnten Tänzen mit Masken bei, die nach ihrer Beschreibung den Masken der Indianer des Dyí-Igarapé ähnelten[294]). Bis zur Niederlassung der Colombianer am unteren Apaporís fahre man noch vier Tage; vier Cachoeiras seien noch zu überwinden. Dort befinde sich ein Landsmann von mir, ein „Aleman", Don Ernesto, ein Vertreter des colombianischen Hauses Calderon.

Ich setzte mich zu dem Colombianer ins Boot, während zwei Indianer in unser Kanú stiegen. Rasch fuhren wir weiter. Prata hatte von uns schon am oberen Caiarý gehört. Seit seiner frühesten Jugend führte er in den entlegenen Gegenden des oberen Yapurá, Içá und Magdalena ein unstätes Abenteurerleben. Als ich Crevaux erwähnte, stellte es sich heraus, daß er den französischen Reisenden im Jahre 1880 vom Rio Magdalena über die Cordillere

[294]) Vgl. Bd. I, 325—326. Abb. 205.

Abb. 183. Inneres der Makúna-Maloka. Rio Apaporís.

zum oberen Guaviare begleitet hatte. Er kannte sein trauriges Ende und erkundigte sich nach A p a t ú , Crevaux' schwarzem Diener.

Die indianische Mannschaft des Cauchero gehörte verschiedenen Stämmen an, Uitóto, Hianákoto, Tsahátsaha und Yahúna. Die junge Indianerin, die „Companheira" Pratas, war eine Hianákoto. Der Tsahátsaha-Jüngling trug einen sehr hohen und engen Bastgürtel, den er während der ganzen Reise nicht abgelegt hatte.

Nach kurzer Fahrt wurden wir aus einer Mandiócapflanzung auf dem rechten Ufer angerufen und kamen bald darauf zu einer Maloka der Makúna, die auf dem steilen linken Lehmufer unter hohen Pupunhapalmen lag (Abb. 182 und 183). Während Prata am nächsten Morgen weiterfuhr, blieben wir hier bis zum 28. März und lernten viel Neues kennen. Alles war etwas anders als am Caiarý und an dem von ihm beeinflußten Yauacáca-Igarapé: die Menschen, ihre Waffen, ihre Geräte.

Die Makúna, die einen dem Buhágana nahe verwandten Dialekt sprechen[295]), bewohnen, nur noch fünf Familien stark, zwei Malokas. Die eine Maloka, die

[295]) Die Makúna werden schon von Martius erwähnt, aber fälschlicherweise mit den nomadischen Makú zusammengebracht. Vgl. Reise, Bd. III, S. 1274 ff. Beiträge, Bd. I, S. 547. Er führt die „Macunas" irrtümlicherweise am Tiquié auf. Ebenda S. 565.

unmittelbar unterhalb der Mündung des Pirá-Paraná auf dem linken Ufer des Apaporís liegt, haben wir nicht gefunden. Der kleine Lagerplatz und das Fischzäunchen, die wir dort antrafen, rührten offenbar von ihren Bewohnern her. Die Makúna-Männer sind prachtvolle, ebenmäßige Gestalten mit angenehmen Gesichtszügen. An Schönheit des Körperbaus geben ihnen die Y a b a h á n a nichts nach, von denen einige Individuen, angeblich die einzigen ihres Stammes, mit den Makúna zusammenleben. Sie sprechen nur Yahúna[296]). Die Y a h ú n a, deren Sprache zur Betóya-Gruppe gehört, von den Uaupés-Sprachen aber sich sehr unterscheidet[297]), zerfallen in eine Anzahl kleiner Horden, mit verschiedenen Namen. Von diesen wohnen die O p a i n a und D ä t ú a n a, wie mir angegeben wurde, in acht Malokas am Apaporís, zwei Tagereisen oberhalb der Mündung des Pirá-Paraná, und an seinem rechten Nebenfluß B o o p ä y a c á[298]). Die Opaina, die in der Lingoa geral T a n i m b ó k a - t a p u y o (Asche-Indianer) genannt werden, sind die H u a í a n a der Tuyúka, die N u χ h a í a n a der Tukáno[299]). Unterhalb der Makúna sitzen am Apaporís in drei Malokas die eigentlichen Y a h ú n a und die K u s c h i í t a.

Tracht und Schmuck sind bei allen diesen Stämmen ziemlich gleichartig. Ohrläppchen, Nasenscheidewand und Unterlippe sind gewöhnlich durchbohrt und zur Aufnahme von Rohrpflöckchen und leichten Holzstäbchen bestimmt.

Abb. 184. Yabahána mit Nasenstab. Rio Apaporís.

[296]) Ob sie ehemals mit dem Aruakstamm der „Jabaana" etwas zu tun hatten, die N a t t e r e r und später S p r u c e am oberen Rio Negro trafen (Martius: Beiträge. I. 465, 627), ist sehr unwahrscheinlich, schon wegen der großen Entfernung, die zwischen beider Wohnsitzen liegt. Offenbar haben wir auch hier wieder, wie so oft einen auffälligen Gleichklang von Stammesnamen.

[297]) Von der Yahúnasprache waren bisher nur 20 Wörter bekannt, die Martius „aus dem Munde eines bei den Juris in Uarivaú gefangenen Jaúna aufgezeichnet" hatte (Beiträge, II. 281). Auf Grund dieser kurzen Liste hat zuerst Brinton (Studies in south american native languages, S.62 ff. Philadelphia 1892) diese Sprache zur Betóya-Gruppe gerechnet, was nun durch mein reiches Vokabular bestätigt ist.

[298]) So nennen die Yahúna diesen Fluß.

[299]) Beide Namen bedeuten ebenfalls „Asche-Indianer".

Abb. 185. Bastschurz der Männer am unteren Apaporís. $^1/_8$ nat. Gr.

Die Yabahána- und Makúna-Männer tragen im Septum der Nase dünne, wohlgeglättete Stäbe aus schwarzem Palmholz von viereckigem Querschnitt, die dreißig und mehr Zentimeter in der Länge messen (Abb. 184). Die charakteristische Tracht des Mannes ist bei den Stämmen des unteren Apaporís ein langer und breiter Gurt aus weißem Baumbast, der eng um den Bauch gewickelt und mit einem schwarzgefärbten Baststreifen festgebunden wird. Von der Hüftschnur hängt ein langer Schamschurz aus schmalen Baststreifen, einer Art Tauarí, bis auf die Füße herab. Gewöhnlich wird ein kleinerer Teil der Baststreifen, bisweilen auch, wenn der Mann sich frei bewegen will, das ganze Bündel zwischen den Beinen durchgezogen und hinten unter der Hüftschnur wieder festgeklemmt. Manche tragen das am Caiarý gebräuchliche Suspensorium aus rotem Tururíbast unter diesem Schamschurz, der dann frei herabhängt (Abb. 185). Die Oberarme umschnüren Bastbinden, die möglichst straff angezogen und nie abgelegt werden. An den Druckstellen entstehen mit der Zeit tiefe Male; die Haut ist viel zarter und heller als am übrigen Körper,

a. b. c. d.

Abb. 186. Armbänder aus Samen der Tucumápalme und anderen Früchten. Männerschmuck. a—c. Yahúna, Rio Apaporís. d. Bará, Rio Tiquié. $^1/_3$ nat. Gr.

a. b. c. d.
Abb. 187. Halsketten aus schwarzen Cocons (a), roten und weißen (b) und schwarzen Samen (c, d). a, b Tsóloa, Yauacáca-Igarapé. c Yahúna, Rio Apaporis. d Yäbá, Dyí-Igarapé. ca. $^1/_7$ nat. Gr.

wird an der Luft runzelig und springt ab[300]). Neben diesen einfachen Bastbinden werden häufig Armbänder aus den schwarzen, glänzenden Samen der Tucumápalme und anderen Früchten getragen (Abb. 186). Hals und Brust schmücken dicke Ketten aus Tierzähnen, schwarzen, roten und weißen Samen, Cocons oder auch europäischen Glasperlen (Abb. 187). Lange Perlenschnüre werden in breiten Binden um beide Handgelenke gewunden. Das lange, weiche, wohlgepflegte Haupthaar wird in der Mitte gescheitelt und mit einem Streifen gelben Baumbastes zopfartig umwickelt; doch scheint diese Tracht, die ich nur bei jüngeren Leuten beobachtete, am unteren Apaporis allmählich zu verschwinden.

Auf die Haarpflege wurde in der Makúna-Maloka von den drei prächtigen Söhnen des Häuptlings die größte Sorgfalt verwendet. Nachts schliefen sie mit offenem Haar. Morgens früh nach dem Bade trieben sie sich so lange im Hause umher, bis das Haar trocken war, worauf es sorgfältig gekämmt und mit der Tururíbinde umwickelt wurde. Nachmittags gegen zwei Uhr wiederholte sich die Szene. Nach dem Abendbad wurde das Haar nochmals gekämmt und auf Einwohnerschaft untersucht, was meistens die sehr resolute und reinliche Mutter besorgte. Sie kämmte das Haar über einem Schemel, tippte die darauffallenden Läuschen mit angefeuchtetem Zeigefinger auf und verzehrte sie mit großem Appetit (Abb. 188).

Die Weiber gehen gewöhnlich ganz nackt. In der Makúna-Maloka fand sich nur ein Rock, der der Frau des Häuptlings gehörte. Als ich die schlanke, wohlgebaute Tochter in ganzer Figur photographieren wollte, zog Mama ihr erst d e n Rock an, so daß ich lieber auf das Bild verzichtete.

---

[300]) Eine lustige Geschichte erzählten mir später die Colombianer: Ein Cauchero war eines Tages mit einem Yahúna-Ruderer, der die Armbinden abgelegt hatte, zum Amazonenstrom gekommen und wurde dort von der brasilianischen Behörde, die diese Narben der Eitelkeit für Male von Armschellen hielt, wegen Mißhandlung seiner Leute verhaftet.

Abb. 188. Makúna-Mutter, ihre Tochter lausend. Rio Apaporís.

Die Maloka des unteren Apaporís ist von den Malokas des Caiarý und Yauacáca-Igarapé vollständig verschieden. Sie zeigt eine äußere Gestalt und Bauart, die bisher aus Südamerika nicht bekannt waren.

Über kreisrundem Grundriß erhebt sich auf niedriger Wand das allmählich ansteigende Dach, das von einem merkwürdigen giebelförmigen, nach vorn und hinten weit offenen Rauchausgang gekrönt wird, der zugleich als Lichtspender dient und das Innere des Hauses wohl erhellt (Abb. 182 und 183). Inmitten des Hauses stehen vier Hauptpfosten im Quadrat angeordnet. Sie tragen die Balken, die das viereckige Licht- und Rauchloch begrenzen. Sechzehn kleinere Seitenpfosten laufen ringsum und stützen das Dach, mit dessen Sparren sie durch Horizontalbalken verbunden sind. An der Seite befinden sich die einzelnen Familienabteilungen, die selten durch niedrige Mattenwände voneinander getrennt sind. Auch hier bleibt der Mittelraum als Verkehrsraum frei. Die Seitenwand besteht aus Paxiúbalatten, die dicht nebeneinander auf Querleisten mit Lianen festgebunden sind. Bisweilen ist diese Lattenwand außen mit Schichten von Caraná-Palmblättern oder mit Matten aus Inajáwedeln bekleidet. Das Dach ist mit mehreren Schichten von Caranáblättern schindelartig gedeckt und gewährt einen absoluten Schutz gegen die Unbilden der Witterung (Abb. 182). Der Ausgang wird nie unmittelbar gegenüber dem Eingang, sondern stets schräg links davon angelegt, so daß gewöhnlich auf der längeren Seite zehn, auf der kürzeren Seite sechs kleine Strebepfosten sich befinden. Dies geschieht wohl, um den scharfen Durchzug der Luft zu verhindern (Abb. 189c). Die Eingangstüren in den von mir besuchten Häusern des unteren Apaporís waren offenbar nicht mehr ursprünglich indianisch. Sie bestanden aus einem oder zwei Flügeln aus dickem, schwerem Holz, die in der hohen Schwelle und dem dicken oberen Querbalken in Zapfen liefen. Zum Zuziehen der Tür diente ein Strick, an dessen beiden Enden ein Stück Holz quer angebunden war, damit er nicht durchschlüpfen konnte. Wider den Ausgang wird gewöhnlich von innen eine Palmstrohmatte gelehnt.

Das Dach hat vier flache Seiten, deren Längssparren, je fünf, parallel zueinander laufen, wie die Dachseiten eines gewöhnlichen Giebelhauses; nur die Verbindungssparren, je drei bis vier, die die Zwischenräume zwischen diesen einzelnen flachen Dachseiten ausfüllen, laufen naturgemäß oben zusammen

a. b.

c. d.

Abb. 189. Plan einer Maloka am unteren Apaporís. a. und b. Innenkonstruktion.
c. Grundriß. d. Dachkonstruktion.

und geben so dem Dache die etwas eckige Rundung. Die beiden flachen Dachseiten rechts und links vom Eingange überragen die beiden anderen Seiten beträchtlich und bilden dadurch, daß sie oben zusammenstoßen, den giebelförmigen Rauchfang. Die beiden anderen kürzeren Dachseiten gehen, wie man an Abb. 189a und b erkennen kann, über einen Teil des Rauchloches hinaus, um bei den weiten Giebelöffnungen etwas Schutz gegen eindringenden Regen zu gewähren. Könnte man das Dach ohne den Rauchgiebel flach ausbreiten, so würde sich ungefähr Abb. 189d ergeben.

Im Innern dieser Malokas herrscht die peinlichste Sauberkeit. Doch fehlt der große, freie Dorfplatz, und der Urwald tritt von allen Seiten fast unmittelbar an das Haus heran. Bisweilen liegt die Maloka inmitten einer Mandióca-pflanzung (Abb. 204).

Abb. 190. Gifttöpfchen mit Holzspatel. Yahúna, Rio Apaporís. ca. 1/2 nat. Größe.

Ähnliche Häuser scheinen die Buhágana und andere Stämme des Pirá-Paraná zu haben[301]).

Man gebraucht am unteren Apaporís zwei Arten von Einbäumen. Die eine Art, die von den Yahúna mit dem Lingoa geral-Namen u b á bezeichnet wird und nicht einheimisch zu sein braucht, gleicht den Kanús des Rio Negro-Gebietes. Sie ist schmal und tief mit abgerundetem Kiel und spitz zulaufenden Enden. Die andere Art, die den Yahúna-Namen k u m ó a führt, ist breit und flach, mit scharfem Kiel und abgestumpften Enden. Es gehört ziemliche Geschicklichkeit dazu, in diesen Kanús zu fahren.

Die Jagd scheint eine größere Bedeutung zu haben als der Fischfang. Dies bezeugen schon das Fehlen der Netze und großen Fischfallen und der Überfluß an sorgfältig gearbeiteten Jagdwaffen, nicht zuletzt auch die auffallend großen, schönen und wohlgepflegten Jagdhunde, die wir in allen Malokas trafen. Die Blasrohre und Köcher gleichen vollkommen denen der Buhágana[302]). Sie sind fremder Import und werden von den Y u k ú n a eingehandelt, einem reinen Aruakstamm des benachbarten Mirití-Paraná, der oberhalb des Apaporís auf derselben Seite in den Yapurá mündet[303]). Die großen Giftpfeile mit Schutzfutteral unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der Umáua und Kobéua[304]).

Das Pfeilgift, das besonders stark sein soll, ist auch hier ein teurer und begehrter Artikel. Es wird

Abb. 191. Keulen der Indianer des unteren Apaporís. 1/8 nat. Größe.

[301]) Vgl. Anfänge der Kunst im Urwald. S. 16–17, Taf. 30, Fig. a, b, c.

[302]) Vgl. Bd. I S. 329–330, Abb. 208–209.

[303]) Ein anderer Aruakstamm, der dieselbe Sprache sprechen soll, die M a t a p ý - t a p u y o, wohnt am Uacayacá, linken Nebenfluß des Mirití-Paraná, und am Boopäyacá. Die Sprache der Yukúna ist dem Tariána näher verwandt.

[304]) Vgl. oben S. 127 und 130, Abb. 74.

in kleinen, halbkugeligen Tontöpfchen aufbewahrt, die mit Blättern bedeckt und bisweilen ganz mit Palmfaserstricken umschnürt sind. Zum Auftragen des Giftes auf die Pfeilspitze dient ein hölzerner Spatel (Abb. 190). Nur mit Mühe gelang es mir, ein solches indianisches Wertstück für meine Sammlung zu erwerben. Als ich mit einem Yahúna um drei Töpfchen mit Pfeilgift handelte, ließ er zwei davon hinter meinem Rücken durch seinen kleinen Sohn in Sicherheit bringen.

Abb. 192. Yahúna mit Kriegskeule in Angriffsstellung. Rio Apaporís.

Von der Schlagfertigkeit der Apaporísindianer zeugen die zahlreichen Kriegswaffen, Giftlanzen (Abb. 180) und Keulen, die ihre ursprüngliche ernste Bedeutung noch nicht verloren haben. In allen Malokas fanden wir merkwürdige primitive Keulen in ziemlicher Anzahl. Sie dienten dazu, „Leute totzuschlagen". Es sind schwere, knorrige Naturknüppel von etwa 1 m Länge, aus einem hellen Holz, ähnlich unserer Akazie, die in der Mitte eine Schlinge aus Palmfaserschnüren oder einfachen Baststreifen tragen (Abb. 191).

Der Kämpfer schlingt diesen Strick fest um das rechte Handgelenk, faßt den Knüppel mit beiden Händen in der Mitte und führt in stark vorgebeugter Haltung heftige Hiebe nach vorn, die sich, wie man mir erklärte, auf die Schienbeine und Oberschenkel des Gegners richten, um ihn zu Fall zu bringen und ihm dann vollends den Garaus zu machen (Abb. 192).

Die oberen Yahúna und die benachbarten Aruakstämme benutzen zur Verteidigung große, runde Schilde aus mehreren Lagen Tapirhaut[305]), die in der Mitte eine buckelartige Erhöhung haben und mittels eines Strickes oder Bandes am linken Unterarm getragen werden. Ein Opaina demonstrierte mir mit vorzüglicher Mimik, wie sie mit diesen Schilden den Körper gegen die Giftlanzen der Feinde decken und selbst hinter dem Schild hervor ihre Wurfgeschosse schleudern. Sie nennen diese Schilde á h ä a[306]) und bezeichnen mit demselben Namen auch einen größeren Mondhof (Mondring); ein treffender

[305]) Früher sollen es fünf Lagen gewesen sein, die kaum eine Kugel durchdrang; jetzt seien es gewöhnlich nur zwei Lagen. Auch die Yukúna und Matapý gebrauchen solche Kriegsschilde.

[306]) á h ä a = Haut.

Abb. 193. Strickrahmen zum Verfertigen von Taschen aus Tucumschnüren. Yahúna, Rio Apaporís. ca. 1/6 nat. Gr.

Vergleich, wenn man den Mondring als den Rand des Schildes und den leuchtenden Mond als den vorstehenden runden Schildnabel ansieht. Die unteren Yahúna gebrauchen diese Schilde heute nicht mehr, so daß ich sie leider nicht zu Gesicht bekam, da ich jene Stämme nicht besuchte[307]).

Der ganze Hausrat der Indianer des unteren Apaporís ist sehr einfach, und die mit schönen Mustern verzierten Ton- und Flechtwaren ihrer nördlichen Nachbarn würde man bei ihnen vergeblich suchen; doch sind die glänzend schwarzen Tongefäße von eleganter Form und gut gebrannt. Die Tragkörbe der Weiber sind nicht kugelig wie am Caiarý und Içána[308]), sondern haben bei weiter Öffnung mehr längliche Gestalt und verjüngen sich nach unten stark. Die Korbwannen zum Aufbewahren der Beijús sind tiefer und haben einen höheren Rand, der mehr vertikal zum Boden steht. Die Flechtart ist dieselbe. Tragkörbe und andere Gegenstände, die mit einer Schlinge versehen sind, werden außer Gebrauch über ein Querholz gehängt, das an einem vom Dach herabhängenden Strick befestigt ist. Die

---

[307]) Martius fand ähnliche Schilde bei den Yurí am rechten Ufer des Yapurá, die sie von den Miránya einhandeln. In seinem Atlas bildet er einen Kriegstanz ab, der, wie er sagt, „die gesamte wilde und furchtbare Plastik vereinigt, welche der rohe Naturmensch Amerikas an seinem gedrungenen Körper darstellt.“ Der Tanz wurde „von dem Tubixava (Häuptling) mit seinen muntersten Kriegern ausgeführt Sie versteckten sich hinter die großen, aus Tapirleder geschnittenen, runden Schilde und warfen unter drohenden Gebärden hin und her schleichend die Wurfspieße darauf“. (Spix und Martius: Reise in Brasilien. Bd. III (München 1831), S. 1228–1229 und Atlas, Tafel 34: „Waffentanz der Jurí“).

[308]) Vgl. Bd. I, Abb. 34, 35.

Abb. 194. Männertasche aus Tucumschnüren. Yahúna, Rio Apaporís. ca. 1/7 nat. Gr.

tönernen Herdfüße haben mehr oder weniger die uns bekannte zylindrische Form, sind aber massiv. Reibebretter sah ich in keiner Maloka. Die Mandiócawurzeln werden auf einfachen Steinplatten mit körniger Oberfläche gerieben, die zu diesem Zweck auf drei niedrige, in die Erde gerammte Stöcke gelegt werden. Die Frau sitzt davor und reibt nur mit einer Hand. Die kleinen Steinplatten sind im Verhältnis zu den großen, kunstvollen Reibebrettern der nördlichen Gebiete ein sehr primitiver Behelf, und die Arbeit geht nur sehr langsam vonstatten. Zum Auspressen der Mandiócamasse dienen Tipitischläuche und Siebe auf dreieckigem Gestell wie im Norden.

Abb. 195. Wundkratzer. Yahúna, Rio Apaporís. 1/2 nat. Gr.

Die Weiber stricken mit drei Nadeln über einem Bogen aus Sipó viereckige Taschen aus festen Tucumschnüren für die Männer, die darin Perlenketten, Spiegel, Feuerzeug und andere kleine Sachen verwahren (Abb. 193 u. 194).

Als ich den Inhalt einer solchen Tasche untersuchte, kam unter anderem Kram ein ärztliches Instrument zum Vorschein, ein Wundkratzer, der sich in gleicher Form auch in Zentralbrasilien findet[309]). In eine dreieckige Kalabassenscherbe sind auf einem vorgeritzten Strich feine, spitze Zähnchen des Trahíra-Fisches in einer Reihe eingelassen und zur größeren Haltbarkeit auf der Rückseite mit Pech dick überstrichen (Abb. 195). Mit diesem Scarificationsapparat wird bei allen möglichen Krankheiten und auch zur Stärkung der Muskeln die Haut geritzt, bis das Blut in Strömen fließt.

Die Kämme sind bei weitem nicht so kunstreich gearbeitet und verziert wie am Caiarý[310]). Die Zinken, harte, an beiden Enden zugespitzte Palmholzsplitter, sind in der Mitte zwischen zwei einfache Rohrhälften geklemmt, die an den Enden zusammengebunden sind.

Die Leute gaben gern alle ihre Sachen gegen unsere Tauschwaren her. Sie waren offenbar noch nicht so verwöhnt und wählerisch, wie viele Stämme des Caiarý.

Das Tabakrauchen tritt am unteren Apaporís fast ganz gegen das Paricá-Schnupfen und Coca-Kauen zurück. Die Schnupfgeräte

Abb. 196. Tragkorb der Männer, um Coca-Blätter zu holen. Yahúna, Rio Apaporís. ca. 1/7 nat. Gr.

[309]) K. v. d. Steinen: a. a. O. S. 188. Abb. 15. (Xingú-Quellgebiet.) — P. Ehrenreich: Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. (Berlin 1891.) S. 32, Fig. 17. (Bei den Karayá am Araguaya.)

[310]) Vgl. Bd. I, S. 294, Abb. 172.

Abb. 197. Coca-Kalabasse. Yahúna, Rio Apaporís. $^1/_5$ nat. Gr. (Die Anhängeschnur geht durch zwei Löcher des Holzdeckels.)

sind dieselben wie am oberen Tiquié[311]). Die Coca spielt auch hier eine Hauptrolle. In einer Yahúna-Maloka fand ich allein vier große Zylinder zum Klopfen des Cocapulvers. Die Zubereitung bleibt den Männern überlassen. Sie holen in einem kleinen zylindrischen Korb (Abb. 196), der an einem Turuí-Band über der linken Schulter getragen wird, die Cocablätter aus der Pflanzung, rösten, stampfen und klopfen sie und nehmen auch den größten Teil davon für sich in Anspruch. Als Zusatz zur Coca dient die Asche von Ambaúva-, Cucúra- oder auch Paxiúba-Blättern. Die Geräte zum Aufbewahren und Nehmen der Coca ähneln denen vom Caiarý (Abb. 197)[312]).

Berauschende Getränke, wie das Gift Kaapí und das im Norden so beliebte Kaschirí, scheint man am unteren Apaporís gar nicht zu kennen. In keiner Maloka sah ich ein großes Kaschirígefäß oder einen der riesigen Holztröge zum Ansetzen des Kaschirí, die am Caiarý bisweilen eine Länge von 4 m und eine Tiefe von $^1/_2$ m haben. Der Makúna-Häuptling wunderte sich sehr, als ich ihm die enormen Dimensionen der Kaschirítöpfe der Uaupésindianer beschrieb. Man kaut hier Coca in großen Quantitäten, schnupft Paricápulver und unterhält sich dabei in langweiligen, eintönigen Lauten bis spät in die Nacht hinein. Auch die Weiber beteiligen sich von Zeit zu Zeit an der Unterhaltung und genießen von dem grünen Staub. Das ist aber auch alles; eine harmlose und, was ein großer Vorzug ist, sehr nüchterne Sache! — Wie es bei Tanzfesten ist, weiß ich nicht.

Als Erfrischungsgetränk diente in der Zeit unseres Besuches säuerliche Pupunhabrühe. Jeden Morgen wurde von einer der Frauen eine große Topfschale voll des goldgelben, appetitlich aussehenden Trankes mit Schöpfkalabasse inmitten der Maloka aufgestellt, damit jeder nach Belieben davon nehmen konnte. Die Pupunhafrüchte werden zu diesem Zweck, in Körbe verpackt, eine Zeitlang unter Wasser aufbewahrt und dann gerieben. Die Masse preßt man durch ein feines Sieb. Auch auf der Reise wird Pupunhamasse in einem Topf mitgenommen, und zu jedesmaligem Gebrauch das nötige Quantum in einer Kalabasse in Wasser aufgelöst.

Ein anderes Erfrischungsgetränk bereiten sie aus den schwarzen, beerenförmigen Früchten eines Baumes, die in der Lingoa geral *íua pischúna*,

[311]) Vgl. Bd. I, S. 323—324, Abb. 202—203.

[312]) Vgl. Bd. I, S. 267 ff., Abb. 146–147.

von den Yahúna tóaka genannt werden[313]). Die braune Brühe, die wie Schokolade aussieht und etwas nach Pfeffer schmeckt, ist sehr fett und nahrhaft. Auch davon wurde ein großer Topf voll zum allgemeinen Besten in die Mitte des Hauses gesetzt.

Als Tunke für Beijús dient vorzügliches, stark gepfeffertes Tukupí.

Ein weißer, fettiger Ton, offenbar organischen Ursprungs, der aus dem Quellgebiet des Yapurá stammen soll, gilt als beliebtes Genußmittel. Von den harten Tonklumpen, die zuvor längere Zeit ans Feuer gelegt werden, schabt man mit dem Messer feinen Staub ab.

Farinha wird nur wenig bereitet, meistens zum Verkauf an die Kautschuksammler, die gelegentlich die Malokas besuchen.

Abb. 198. Tanzgerät Matapí. Makúna, Rio Apaporís. ca. 1/8 nat. Gr.

Seltene „Haustiere" fanden wir in der Makúna-Maloka. An einem Hauspfosten war in einer Höhe von etwa zwei Metern ein Stück eines hohlen Baumstammes mit Stricken festgebunden, ein Bienenstock, an dem die fleißigen Bewohner munter aus und ein flogen.

Aus Inambúfedern, die in Wachs getaucht waren, wurden lange Dochte gedreht. Sie wurden ähnlich wie unsere Wachsstöcke zusammengebogen, so daß ein Ende hervorragte und als Kerze benutzt werden konnte[314]).

Leider hatten diese Indianer keine Tanzmasken mehr, die sie aber wohl kannten und wie die Masken der Bewohner des Dyí-Igarapé beschrieben. Bei den oberen Yahúna seien sie noch im Gebrauch. Diese hätten auch Signaltrommeln von derselben Art wie am Caiarý. In einer Maloka der Opaina seien vier Stück.

Tänze habe ich nicht beobachtet, doch fand ich bei den Makúna köcherähnliche Behälter aus leichten Stäbchen, die mit weißen und schwarzen Baststreifen dicht umwickelt waren (Abb. 198). Sie stellen Fisch-

Abb. 199. Matapí-Tänzer. Makúna, Rio Apaporís.

[313]) Vgl. Bd. I, S. 342.

[314]) Offenbar europäischer Einfluß.

Abb. 200. Tanzstab der Opaina-Yahúna. Rio Apaporís. ca. $^1/_{10}$ nat. Gr.

reusen dar und werden beim Matapí-Tanz, mit einer Araraschwanzfeder geschmückt, am Zopf getragen[315]). Die Tänzer schreiten nebeneinander, die linke Hand auf der rechten Schulter des Nebenmannes, und halten in der Rechten Stäbe, mit denen sie im Takt auf den Boden stoßen. Die Tanzstäbe, hohle Zylinder aus Ambaúvaholz, gleichen in der äußeren Form denen vom Caiarý und Içána, sind aber auf der Oberfläche mit bunten Mustern bedeckt, die einen ganz anderen Stil zeigen. An einer Bastschlinge wird der Stab beim Gebrauch über das Handgelenk gehängt (Abb. 200).

Die Yuruparýfeste werden in derselben Weise wie in ganz Nordwestbrasilien gefeiert. Über ihre Entstehung berichtet folgende Sage der Yahúna: Vor vielen, vielen Jahren kam aus dem großen Wasserhause, der Heimat der Sonne, ein kleiner Knabe, der so wunderschön singen konnte, daß viele Leute von nah und fern herbeieilten, ihn zu sehen und zu hören. Der Knabe war ein Indianer und hieß M i l ó m a k i[316]). Als aber die Leute, die ihn gehört hatten, heimkehrten und Fische aßen, fielen sie alle tot nieder. Da ergriffen ihre Angehörigen Milómaki, der inzwischen zum Jüngling herangewachsen war, und verbrannten ihn auf einem großen Scheiterhaufen, weil er schlecht wäre und ihre Brüder getötet hätte. Der Jüngling aber fuhr bis zu seinem Ende fort wunderschön zu singen, und als schon die Flammen an seinem Leib emporleckten, sang er: „uádyudyaú — uádyudyaú — uádyudyaú — uádyudyaú — uádyudyaú — uádyudyaú — — uádyudyá — mãkí — uadyúdya — hé — —!“ „Jetzt sterbe ich, mein Sohn, jetzt verlasse ich diese Welt!“ — Als sein Leib von der Hitze anschwoll, sang er noch immer in herrlichen Tönen: „padyúleré — padyúleré — padyúleré — padyúleré — padyúleré — padyúleré — padyútile — ré — — —!“ — „Jetzt zerbricht mein Leib, jetzt bin ich tot!“ — Und sein Leib zerplatzte. Er starb und ward von den Flammen verzehrt; seine Seele aber stieg auf zum Himmel. Aus seiner Asche erwuchs noch an demselben Tag ein langes, grünes Blatt. Es wurde zusehends größer und größer, breitete

[315]) In ähnlichen Futteralen aus Palmblättern verwahren die Trío des südlichen Surinam ihr Haupthaar. C. H. d e G o e j e: Bijdrage tot de Ethnographie der Surinaamsche Indianen. (Leiden 1906) S. 8, Taf. 4, Fig. 2.

[316]) m a k i = Sohn, im Yahúna.

sich aus und war am anderen Tag schon ein hoher Baum, die erste Paxiúbapalme; denn vorher gab es keine Paxiúbas. Die Leute aber machten aus ihrem Holz große Flöten, und diese gaben die wunderschönen Weisen wieder, die einst Milómaki gesungen hatte. Die Männer blasen sie bis auf den heutigen Tag, jedesmal wenn die Früchte Ingá, Pupúnha, Castánha, Umarí u. a. reif sind, und tanzen dabei zu Ehren von Milómaki, der alle Früchte geschaffen hat. Die Weiber aber und kleinen Knaben dürfen die Flöten nicht sehen. Erstere würden sonst sterben, letztere würden Erde essen, krank werden und auch sterben. Die Männer dürfen nach dem Tanz erst wieder etwas genießen, nachdem ihnen der Zauberarzt eine geröstete Pfefferfrucht gegeben hat, und auch dann dürfen sie nur Beijú, Capsicum, Tukupí und Saúba-Ameisen zu sich nehmen 2½ Tage lang; danach sind ihnen wieder alle Speisen gestattet. Einmal im Jahr aber, bei dem „großen Yuruparý-Fest", zu dem viele Leute zusammenkommen, geisseln sich die Teilnehmer bis aufs Blut. Die Wunden werden mit Pfeffer eingerieben und „schmerzen drei Tage lang fürchterlich". — Milómaki, sagte mein Yahúna, war der Tupána der Indianer.

Der Stammesheros tritt in dieser Mythe zugleich als der Kulturheros auf, der Erzeuger des Wachstums, und trägt einen ausgeprägten solaren Charakter. Er ist die Sonne selbst. Er kommt von Osten aus dem großen „Wasserhaus"[317]), wandert über die Erde und geht im Feuer gen Himmel. Die Verbrennung des Heros durch die Menschen wegen seiner magischen Eigenschaften ist ein vielen Mythen gemeinsamer Zug, der sich auch sonst in Südamerika findet[318]).

Der Makúna-Häuptling José war für seine Verhältnisse ein gebildeter und weitgereister Mann. Er trug Hemd und Hose und sprach außer Makúna und Yahúna geläufig Lingoa geral und etwas portugiesisch. Er war schon mehrmals bis zum Amazonenstrom hinabgefahren und zählte mir mit indianischer Umständlichkeit die Stationen auf, die auf dieser Reise zu passieren wären. Von der Mündung des Apaporís an würden wir wohl noch zehn Tage bis Caiçára brauchen, da der Yapurá jetzt sehr niedrigen Wasserstand habe, so daß kein Dampfboot flußaufwärts fahren könne. Vor mehreren Jahren war er mit einem schwerbeladenen Boot und fünf Kanús, die er am Amazonenstrom verkauft hatte, bis Teffé gewesen. Angeblich hatte er zu dieser Reise hin und

[317]) Interessant ist hier der Hinweis auf das Meer, der sich in den Sagen vieler Inlandstämme findet und auf Wanderungen dieser Stämme oder der betreffenden Sagen schliessen läßt.

[318]) Vgl. P. Ehrenreich: Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker. S. 41-42. Berlin 1905.

zurück bei strammer Fahrt fünf Monate gebraucht. Von einer dieser Reisen hatte er seinen Angehörigen als Kuriosität einige Stücke Bimsstein mitgebracht, der aus den peruanischen Kordilleren kommt und häufig in großen Brocken auf dem Amazonenstrom treibt. José baute ein wenig flußabwärts eine größere Maloka, da die jetzige, besonders für Tanzfeste, „wenn viele Leute kämen", zu klein sei. Er arbeitete auch für Cecilio Plata, der vor kurzem zum Boopäyacá gefahren war, um mit den dortigen Indianern Handel zu treiben. Die Spuren des großen Lagers, die wir auf einer Sandbank gefunden hatten, stammten von ihm.

Eines Mittags erschienen sechs Caucheros, Weiße und Mischlinge und ein Tsahátsaha-Indianer. Sie kamen ebenfalls von Corinto und gehörten zur Mannschaft Tomás Pratas. Sie waren erstaunt, zwei Weiße hier zu treffen, und anscheinend nicht sehr erbaut davon. José machte, gestützt auf unsere Gegenwart, wenig Umstände mit ihnen, so daß sie abziehen mußten, ohne Ruderer bekommen zu haben. Ekelhaft war es anzusehen, wie sie sich um die nackte Tochter des Häuptlings drängten, die grade am Siebgestell Mandiócamasse auspreßte. Nur unsere Anwesenheit hielt sie wohl zurück, sich so zu benehmen, wie sie es gewohnt waren. „Os Colombianos não prestão!" (Die Colombianer taugen nichts!"), sagte der Tuschaua, und er hatte leider nur zu sehr recht. —

Am 28. März fuhren wir weiter. Erst nach wiederholten Beteuerungen, daß ich die Leute nur bis zur nächsten Maloka und nicht bis zu den bösen Colombianern mitnehmen würde, hatte ich zwei Yabahána als Ruderer bekommen können. Zwei ältere Yahúna mit ihren Familien, die als Gäste bei den Makúna geweilt hatten, schlossen sich uns an und nahmen einen Teil der Last in ihre Boote. Der eine Yahúna hatte einen auffallend mongoloiden Typus mit verhältnismäßig starkem Bartwuchs, so daß man ihn in anderer Umgebung nicht für einen Indianer gehalten hätte (Abb. 202).

Wir kamen bald an einer Stelle vorbei, wo ein kurzer Fußpfad zum Mirití-Paraná führt und suchten Schutz vor einem schweren Unwetter in einer kleinen, leerstehenden Yahúna-Maloka auf dem rechten Ufer, deren Bauart etwas ungewöhnlich war. Das Dach des runden Hauses war oben giebelförmig geschlossen; der offene Rauchfang fehlte. Die Nacht verbrachten wir in einer neuen Pflanzung auf dem linken Ufer unter einigen Baracken, die von drei Yahúnafamilien zeitweilig bewohnt wurden. Es waren wiederum schöne Leute, besonders eine junge Frau mit seelenvollen, dunklen Augen. Am nächsten Mittag erreichten wir eine große Maloka der Yahúna auf dem rechten Ufer, die Heimat des Mongolen, der uns aber noch bis zu den Colombianern begleiten

Abb. 201. Der Verfasser mit Makúna, Yabahána und Yahúna am unteren Apaporís.

wollte. Mein anderer Yahúna stammte aus einer Maloka flußabwärts. Man schien ein Fest vorzubereiten. Auf einem riesigen, viereckigen Moquem (Bratrost) schmorte eine Unmenge Matrinchans, an denen der Apaporís reich ist, vielleicht der leckerste Fisch des Amazonasgebietes. Unter den etwa zwanzig Bewohnern befanden sich einige Gäste. Auffallend war die geringe Anzahl der Kinder; ich bemerkte nur zwei kleine Knaben. — Es ist immer schwer, die wirkliche Bevölkerung einer Maloka zu bestimmen, da meistens Bewohner abwesend sind, oder umgekehrt Besuch da ist, der nicht dazugehört. —

Abb. 202. Yahúna von mongoloidem Typus. Rio Apaporís.

Ein junger Mann, dem das Haupthaar bis auf die Hüften herabhing, war von einer Muskulatur und Körpergröße, wie ich sie noch nie bei Indianern gesehen hatte. Er war ein Buhágana vom Tariíra-Igarapé des Pirá-Paraná (Abb. 203). Ich engagierte ihn für die Weiterfahrt. Bitsúka, so hieß er, wurde von den Indianern nur „Bitsú" gerufen; Schmidt nannte ihn kurzweg „bicho", und er hörte auch auf diesen wenig schmeichelhaften Namen.

Der untere Apaporís empfängt alle seine größeren Zuflüsse von links, da auf der rechten Seite der Mirití-Paraná sehr nahe herantritt. Zu den bedeutendsten gehört der Oocá, dessen Mündung wir am 1. April passierten.

An seinen Ufern hat der Betóya-Stamm der Y u p ú a oder T a i a s ú - t a p u y o, deren Sprache dem Desána am nächsten kommt, seine Wohnsitze. Fährt man ihn zwanzig Tage aufwärts, so gelangt man zu einem Fußpfad, der zum Ira-Paraná, dem rechten Nebenfluß des unteren Tiquié führt. Dort wohnen Makú[319]).

Am folgenden Morgen kamen wir an einer Capoeira vorüber, die nach Aussage meiner Ruderer von Y ä m ä n o a herrührte, einem Stamme unbekannter Zugehörigkeit, vielleicht einer erloschenen Horde der Yahúna.

In der großen, ganz neuen Maloka der Kuschiïta-Yahúna auf dem rechten Ufer (Abb. 204) fanden wir nur wenige Bewohner, aber um so mehr europäischen Einfluß. Die Männer waren mit Hemd und Hose, die meisten Weiber mit Röcken und Leibchen (!) aus Kattun bekleidet. U n s e r A u f e n t h a l t b e i d e n f r e i e n I n d i a n e r n e r r e i c h t e h i e r s e i n E n d e.

Nahe dem Hafen der Maloka hatte ich des Fells wegen, da das Fleisch ungenießbar ist, einen großen Ameisenbär[320]) erlegt, der, die lange, spitze Schnauze senkrecht aus dem Wasser streckend, den Fluß durchschwamm. Das Tier hatte ein außerordentlich zähes Leben. Vier Schrotschüsse bekam er in den kleinen Kopf. Trotzdem wäre er beinahe in den Wald entkommen. Er brüllte fürchterlich, als er nach einem Kugelschuß aufs Blatt am Land zusammenbrach, und Bolaká flüchtete sich vor dem Ungeheuer entsetzt bis an das äußerste Ende des Bootes[321]). Die mit riesigen Krallen bewehrten Vorderbeine des harmlosen Zahnlückers haben fingerdicke Sehnen und bilden seine einzige, aber gefährliche Waffe. Wird das Tier angegriffen, so setzt es sich auf die Hinterschenkel und sucht den Gegner

Abb. 203. Buhágana vom Tariíra-Igarapé (Pirá-Paraná) mit Blasrohr und Köcher.

[319]) Vgl. Bd. I, S. 238.

[320]) Myrmecophaga jubata. Lingoa geral: tamanduá asú; bras.: Tamandua bandeira.

[321]) Bolaká habe ich glücklich mit nach Europa gebracht. Er führt jetzt im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. ein beschauliches Dasein.

Abb. 204. Maloka der Kuschiita-Yahúna. Rio Apaporís.

zu umfassen. In seiner Umarmung ist jeder — nach den Erzählungen der Indianer selbst der Jaguar — unrettbar verloren.

Am 4. und 5. April passierten wir drei Cachoeiras, von den die beiden ersten dicht aufeinander folgen. Besonders die erste, die von den Yahúna y u i k á genannt wird (Taf. IX), ein mehrere Meter hoher Salto, war sogar bei dem damaligen niedrigen Wasserstande infolge der außerordentlichen Einengung des Flusses von reißender Wildheit und mußte mit Booten und Gepäck über Land umgangen werden.

Dichter Regen strömte den ganzen Tag herab, der Vorbote des Winters. Ich hatte mir Bitsúka als Proeiro ins Boot genommen. Mit jedem Schlag seines breiten Ruders, das zu seiner riesenhaften Gestalt im richtigen Verhältnis stand, brachte er das Kanú einige Meter weiter. Schmidt steuerte. Ein Gewittersturm nötigte uns, unter strömendem Regen auf einer Sandbank, die kaum 1 m hoch aus dem Wasser ragte, ein notdürftiges Lager aufzuschlagen. Die beiden anderen Boote hatten wir weit hinter uns gelassen. Ich gab ein paar Schüsse ab, doch der Schall ging im Heulen des Sturmes und Prasseln des Regens verloren. Niemand kam, und Bitsúkas Hängematte war in einem anderen Boot zurückgeblieben. Mit meinem Kleidersack und einer Decke richteten wir ihm unter meiner Hängematte ein hartes Bett her. Der Fluß stieg rapid. Ein großer Teil der Praya war schon bei Sonnenuntergang vom Wasser bedeckt. So machten wir uns auf alles gefaßt. Eine unruhige Nacht! Strömender Regen bis gegen 9 Uhr. „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll". — Ich erwachte gegen 11 Uhr und betastete unter mir den Sand. Der Fluß hatte uns erreicht. Mein Riese schlief, vom Wasser umspült. Ein Rippenstoß scheuchte ihn aus seiner Ruhe auf. Schleunigst raffte er sein nasses Lager zusammen und entfloh ins Kanú. Ich band meine Hängematte einen halben Meter höher. Umsonst! — „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll!" — Schon platschten Pirahíbas und andere große Fische dicht neben mir, und um 3 Uhr erwachte ich abermals — nur noch zwei Finger breit „über den Wellen"! — Wir brachen das Lager ab, wobei Bitsúka mit dem Kanú unter

GROSSE CACHOEIRA DES RIO APAPORÍS.

Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin

die Hängematten fuhr, und ließen uns von der starken Strömung treiben. Das Brausen einer Cachoeira in unheimlicher Nähe weckte uns gegen Morgen aus unruhigem Schlummer. Wir erreichten noch gerade das Land. Ein einsames Licht schimmerte vom rechten Ufer durch die Finsternis, und als es Tag wurde, sahen wir die Colombianer-Ansiedlung vor uns liegen.

Wir fuhren hinüber und kletterten über die niedergeschlagenen Bäume einer frischen Pflanzung. Alles schlief noch. Ich machte darüber zu Schmidt eine Bemerkung auf deutsch. Da ertönte es aus dem Innern des Hauses mit unverkennbar schwäbischem Akzent: „Ei, guten Morgen, Herr Doktor! Wir haben Sie schon längst erwartet!" Es war mein Landsmann Ernst Berner aus Aalen in Württemberg, der uns herzlich aufnahm. Er war seit 15 Jahren in Südamerika. Ursprünglich Kaufmann in Lima, war er nach langen, abenteuerlichen Irrfahrten in dieser Wildnis gelandet und fühlte sich in seiner rohen Umgebung sehr unglücklich. Er hatte seinerzeit Waren und Lebensmittel (Konserven) von Manáos geholt und mit einigen anderen Angestellten des Hauses Calderon die Niederlassung angelegt. Ein Teil der Waren war für die verschiedenen Plätze der Kautschuksammler am Alto Apaporís (Ajájo) bestimmt, ein Teil ging über den Apaporís und Macáya zum Alto Caiarý. Tomás Prata hatte hier am meisten zu sagen. Er war eine Art „stiller Teilhaber" des ganzen Unternehmens, obgleich er weder lesen, noch schreiben konnte.

Die Ansiedlung, die den stolzen Namen „La Libertad" führte, lag reizend auf dem hohen Ufer an einer tiefen Bucht, die der Fluß am Fuß der Cachoeira bildet. Das Hauptgebäude war ein Pfahlbau mit hoher und breiter Veranda, auf die die Kammern, Wohnräume der „Herren", mündeten. Darunter zu

Abb. 205. Unsere Flottille auf dem unteren Apaporís.

Abb. 206. Colombianer-Ansiedlung „La Libertad“ am unteren Apaporís.

ebener Erde befanden sich die Lagerräume, hinter dem Haus ein kleiner Pfahlbau, die Küche, und einige niedrige Hütten für die indianischen Bediensteten (Abb. 206). Einige zwanzig Caucheros wohnten damals in der Niederlassung, Weiße, Mischlinge und reinblütige Indianer, zum Teil mit Uitótoweibern. Die Bediensteten, um nicht zu sagen Sklaven, gehörten den Uitóto, Mirányа, Hianákoto, Tsahátsaha und anderen Stämmen an. Mehrere litten schwer an Malaria. Als ich die Genossin Pratas, die kaum dem Kindesalter entwachsen war, fragte, ob sie den Hianákoto Kauílimu, meinen einstigen Ruderer zum Alto Caiarý, kenne, war sie zuerst ganz still, dann rief sie: „Das ist ja mein Vater!“ und lief weg. Prata hatte sie von einem anderen für eine Hose gekauft. — — —

Unser Aufenthalt, den wir bis zum 16. April ausdehnten, war besonders für die Sprachforschung recht ergebnisreich. Die bisher ganz unklare sprachliche Stellung der Uitóto wurde in einem ausführlichen Vokabular festgelegt.

Man begreift unter dem Namen Uitóto eine Anzahl sprachverwandter Horden, die in den noch wenig bekannten Gebieten zwischen dem oberen Yapurá und Içá, besonders am Rio Carapaná oder Cara-Paraná und Igára-Paraná, linken Nebenflüssen des letzteren, wohnen, wo schon viele als Kautschuksammler im Dienste der Peruaner und Colombianer stehen und von diesen zum Teil mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt werden. Einige Horden sollen noch Anthropophagen sein. Ihre Gesamtzahl wird auf 20 000 und mehr Seelen geschätzt.

Den Namen „U i t ó t o“ (Feind), den ihnen ihre nördlichen Nachbarn und Todfeinde, die Karaiben, und nach diesen die Weißen beilegen, hören sie aus leicht begreiflichen Gründen nicht gern. Überhaupt führen sie keinen Gesamtnamen, sondern unterscheiden sich mit verschiedenen Hordennamen, z. B. K á i m ö, H a i r ú y a, Y á h ä n ä, K o t ú h ä n ä, S ö u ä n i, I t h ö-k ö f h o, A ö f h ú y ö, B o d y á n i s a i, U y ó k o ö, K á n i ä n i und anderen. Die Dialekte weichen teilweise erheblich voneinander ab.

In „La Libertad“ waren zwei Männer und drei Weiber, die verschiedenen Horden angehörten, sich aber mit Hilfe ihrer eigenen Idiome untereinander

Abb. 207. Uitóto von der Horde Söuäni.

verständigen konnten. Von der Káimö-Sprache nahm ich ein Vokabular auf. Mein Gewährsmann, der Uitóto „Benjamin“, der gut spanisch sprach, war trotz der roten Gesichtsbemalung schon so „zivilisiert“, daß er beim Photographieren absolut nicht zu bewegen war, das Hemd auszuziehen. Viele Kautschuksammler beherrschen die Uitótosprache, die sich, mit spanischen Ausdrücken vermengt, in diesen Gegenden zu einer Art Lingoa geral ausgebildet hat.

Mit der Karaibengruppe, der man das Uitóto bisher infolge gänzlichen Mangels an Sprachproben zurechnete, hat es nicht das geringste zu tun.

ebensowenig mit einer anderen der bisher bekannten Sprachgruppen Südamerikas. Vielmehr bilden alle diese Dialekte, deren zahlreiche Vertreter ein weites Gebiet besetzt halten, eine neue Gruppe, der ich den Namen Uitóto-Gruppe gegeben habe[322]).

In ihrem körperlichen Habitus unterscheiden sich die Uitóto wesentlich von ihren Nachbarn. Es sind durchschnittlich kleine, wenn auch wohlproportionierte Leute mit fast negerartiger Gesichtsbildung und dunkler Hautfarbe (Abb. 207 und 208). Hervorragend ist ihre Intelligenz und Schlauheit. Manche tragen, ebenso wie die Kauyarí am mittleren Apaporís, breite Ohrpflöcke, so daß die Ohrläppchen bei einigen bis auf die Schultern herabhängen; doch verschwindet diese Sitte allmählich. Bisweilen nehmen sie den Pflock heraus und hängen den Zügel über die Ohrmuschel.

Sie bewohnen runde, oben geschlossene Malokas. Kulturell stehen sie weit hinter den anderen Stämmen dieser Gegenden zurück, die auf sie mit Haß und Verachtung herabsehen. Die Hianákoto-Umáua bezeichneten mir die Uitóto geradezu als „Makú", was auch der französische Reisende Coudreau ausspricht, wenn er sagt, die Makú fänden sich auch am oberen Yapurá, wo sie „Ouitotos" genannt würden[323]). Vielleicht haben wir daher auch die Uitóto als Reste einer ursprünglicheren Bevölkerung anzusehen.

Ein eigenartiger Brauch der Uitóto, über den mir Herr Berner berichtete, ist das Tabakschlecken. Sie kochen Tabakblätter mit Wasser zu einer sirupdicken Masse, die, in Blätter gewickelt, aufbewahrt und in dieser Verpackung auch anderen Horden übersandt wird. Abends sitzen die Männer in der Maloka zusammen, kauen Coca und besprechen die Geschäfte des folgenden Tages. Wird über irgend etwas Wichtiges, einen Kriegs- oder Jagdzug und dergleichen, beraten, so hocken sie um einen Topf mit Tabaksirup und genießen von Zeit zu Zeit davon, indem sie Zeige- und Mittelfinger in die Masse tauchen und abschlecken. Hat jemand von dem Tabak genossen, so gilt dies gleich einem Schwur; er ist verpflichtet, alles mitzumachen, was beraten und beschlossen wird. Auch die Miránya haben diesen Brauch.

Die Trommelsprache scheint bei den Uitóto sehr ausgebildet zu sein und wird von den Kautschuksammlern zu ihren Zwecken benutzt. Die Trommeln, die von den Uitóto hóaö genannt werden, sind ebenso gearbeitet und aufgestellt wie am Caiarý, finden sich aber stets paarweise nebeneinander, eine große und eine kleinere mit verschiedenen Tonlagen, „Männchen" und

[322]) Ausführlicher behandelt diese Frage meine Arbeit: Les Indiens Ouitotos, in: Journal de la Société des Américanistes de Paris. T. III p. 157–189. Paris 1906.

[323]) H. Coudreau: La France Équinoxiale. T. II, p. 161. Paris 1887.

„Weibchen", wie die Indianer sagen. Sie werden mit zwei Kautschukschlägeln bearbeitet und dienen, außer als Tanzinstrumente, hauptsächlich zum Signalisieren in weitere Entfernung. Je nachdem sie die Schläge rasch oder langsam aufeinander folgen lassen, je nachdem sie bald hellere, bald dumpfere Töne anschlagen, können sie über alles mögliche Nachricht geben, ja ganze Gespräche halten. Wenn z. B. eine Lancha ankommt, „telephonieren" sie dies sofort mit allen Einzelheiten in die nächsten Malokas, die die Meldung weitertrommeln,

Abb. 208. Uitóto-Frau von der Horde Kániäni.

so daß in kurzer Zeit das ganze Gebiet davon unterrichtet ist. Sie beschreiben damit einen neuangekommenen Weißen; sie benachrichtigen die Stammesgenossen, an einem bestimmten Tag Kautschuk zu bringen; sie laden mittels der Trommeln zu ihren Festen ein[324]).

Fehlen den Uitóto diese großen Signaltrommeln, z. B. auf der Reise, so verfertigen sie rasch, um etwa zwei Stunden weit signalisieren zu können,

[324]) Eine ebenso ausgebildete Trommelsprache fand Martius bei den sogenannten „Miránya-Karapaná-tapuyo" am rechten Ufer des Yapurá, deren Sprache Anklänge an das Uitóto zeigt: Reise etc. Bd. III, S. 1248 f. Auch die Aruakstämme Yukúna und Matapý haben nach meinen Erkundigungen diese Signaltrommeln.

folgenden kleinen Apparat: Sie graben ein sauberes, viereckiges Loch, nur wenig länger als breit (ca. 80 cm) und 40—50 cm tief, in den Erdboden. Dann schneiden sie zwei Hölzer, gleich dick, so daß man sie mit beiden Händen umspannen kann, und gleich lang (ca. 90 cm), und flachen sie an einer Seite etwas ab. An dieser flachen Stelle höhlen sie je eine glatte, gleich lange, aber verschieden breite und tiefe Rille aus, die nicht bis zu den Enden der Stöcke reicht. Auf die kürzeren Ränder des Erdloches werden nun leicht zusammengebundene Strohbüschel gelegt und auf diese die beiden Hölzer mit der Rille nach unten,

Abb. 209. Miránya von der Horde Ímihitä.

so daß sie beinahe das ganze Loch bedecken. Sie werden mit zwei einfachen Stöcken aus hartem, schwerem Holz in derselben Weise geschlagen, wie die großen Signaltrommeln.

Auch M i r á n y a (Miranha) ist ein Sammelname, mit dem eine Anzahl unter sich meist feindlicher Stämme mit sehr verschiedenen Sprachen bezeichnet wird. Dies geht aus einer Vergleichung der beiden von Martius aufgenommenen Wörterlisten aus den Idiomen der sogenannten „Miránya-Karapaná-tapuyo" und „Miránya-Uirauasú-tapuyo" deutlich hervor[325]). Als Zentrum

[325]) M a r t i u s : Beiträge etc. Bd. II, S. 260, 277, 279.

der Miránya wurde mir der Rio Cauinarý angegeben, ein rechter Nebenfluß des mittleren Yapurá. Dort hausen sie noch heute, wie schon zur Zeit Martius', in größerer Anzahl und in zahlreiche kleinere Horden zersplittert, gehaßt und gefürchtet von den Nachbarstämmen und den Kautschuksammlern.

Die Miránya, die ich in „La Libertad" kennen lernte, gehörten der Horde der „Uirauasú" an und nannten sich selbst í m i h i t ä. Ich konnte von ihrer rauhen, gutturalen und häßlich breiten Sprache eine Wörterliste anlegen, die nur unter den größten Schwierigkeiten zustande kam, zumal die Leute erst kurz vorher aus ihren Wäldern geholt worden waren und nur ihr eigenes Idiom kannten. Meine Aufnahme zeigt mit der von Martius nahe Verwandtschaft. Einer größeren Gruppe läßt sich die Sprache vorläufig noch nicht einordnen.

Die Miránya sind kräftige, wohlgebaute Leute von durchschnittlich dunkler Hautfarbe mit breiten, rohen Gesichtern, die bisweilen noch durch Pflöcke oder runde Muschelschälchen in den durchbohrten Nasenflügeln entstellt werden (Abb. 209). Diese merkwürdige Verzierung, die auch bei einigen Uitóto-Horden im Gebrauch ist, und die Martius noch allgemein als Stammesabzeichen der Miránya antraf, scheint jetzt, wenigstens bei den Horden, die schon mit Europäern in Berührung stehen, im Schwinden zu sein. Jedenfalls fand ich sie nur noch bei wenigen Individuen in kleinem Maßstab, während zu Martius' Zeit besonders die Weiber es in dieser Eitelkeit so weit trieben, „daß manche die Ringe der Nasenflügel über die Ohren stülpen mußten, damit sie nicht schlaff herabhingen"[326]). Auch die Nasenscheidewand ist durchbohrt. Das Haupthaar wird von Männern und Weibern lang getragen. Bei einigen Männern fand ich auf den Armen dieselben runden Ziernarben eingebrannt, wie bei den Tuyúka und anderen Stämmen des Caiarý[327]).

Zu welchen Sprachgruppen die „Muinanes", „Boras" und „Andokes" gehören, die mir die

Abb. 210. Mandúca-Matirí, Häuptling der Opaina (Tanimbóka-tapuyo).

[326]) Martius: Beiträge etc. Bd. I, S 536.
[327]) Vgl. Bd. I, S. 322

Colombianer noch als volkreiche Stämme auf beiden Ufern des Yapurá angaben, konnte ich nicht feststellen[328]).

Ich lernte in „La Libertad" auch den am ganzen mittleren Yapurá berüchtigten Opaina-Häuptling Mandúca oder Matirí kennen, der bei den Colombianern in großem Respekt stand, und dem sie verschiedene Mordtaten zuschrieben (Abb. 210). In seiner Begleitung kam der Kueretú Tomás. Beide hatten lange Zeit in brasilianischen Ansiedlungen gelebt und waren zu Caboclos geworden. Sie wohnten, von ihren Stämmen getrennt, am Uarupéa, einem kleinen rechten Nebenfluß des Yapurá, oberhalb der Mündung des Apaporís, wo sie mit Indianern aus verschiedenen Stämmen auf eigene Rechnung Kautschuk ausbeuteten. Der Kueretú, ein sehr intelligenter Mensch, der außer seiner Sprache mehrere andere Idiome (Yahúna, Yukúna, Miránya usw.), Lingoa geral und Portugiesisch beherrschte, war mir bei meinen Sprachaufnahmen eine ausgezeichnete Hilfe.

a. b.

c.

Abb. 211. Tonwaren der Kueretú, Yukúna und Matapý. Mirití-Paraná. ca. 1/6 nat. Gr. (b. Coca-Töpfchen.)

Die Kueretú[329]), die im 18. Jahrhundert neben anderen Stämmen des Yapurá vielfach in die Ortschaften am unteren Rio Negro verpflanzt wurden, leben nur noch in geringer Anzahl am Rio Caritáya, einem rechten Zufluß des Mirití-Paraná. Ihre Sprache gehört als unreines Glied der Betóyagruppe an. Die Weiber der Kueretú und der Aruakstämme Yukúna und Matapý verfertigen feine, polierte Tonwaren in schwarzer und roter Farbe, besonders Schalen von verschiedener Größe, zum Teil mit einem Fuß als Handgriff versehen, wie ich sie auch vom Içána mitgebracht habe (Abb. 211).

[328]) Die Andọkes waren es, die im Jahre 1904 den Colombianern so übel mitspielten. Vgl. oben S. 116.

[329]) Coretus bei Martius.

Für einen einläufigen Vorderlader, Pulver und Schrot als Vorausbezahlung versprach mir Mandúca, vier komplette Tanzmaskenanzüge der Opaina durch einen Mann, der mich auch weiter begleiten sollte, in das Haus Cecilio Platas zu schicken.

Am 14. April fuhr Tomás Prata mit seiner ganzen Mannschaft in mehreren großen, schwerbeladenen Booten Apaporís aufwärts. Vom oberen Hafen knatterten zum Abschied ihre Rifleschüsse. Herr Berner blieb mit einem fieberkranken Colombianer und einigen Miránya allein zurück. Meine Yahúna und Buhágana, die mich hierher gebracht hatten, und die Prata gern als Ruderer mitgenommen hätte, hatten sich eines Nachts heimlich davongemacht. Ich konnte es ihnen nicht verdenken.

XI. Kapitel.

Zum Amazonenstrom und heimwärts.

Abschied von Ernst Berner. Fußpfad zum Yapurá. Tariíra-Paraná. Makú. Rio Yapurá. Colombianer-Ansiedlung Nariño. „Hausverwalter" Faustino. Indianische Delikatessen. Masken und Maskentänze. Signaltuten. Miránya. Situation des Yapurá unterhalb der Mündung des Apaporís. Kakao. Indianische Capoeiras. Altes Urnenfeld. Gurupá, die erste brasilianische Ansiedlung. Der erste Lichtblick wirklicher Kultur. Verödung des Yapurá. Rio Puré und seine Indianer. Guaríua-tapuyo. Fortgesetzter Rachekrieg. Eigenartige Giftpfeile. Indianerangriff. Sündenböcke. „Makú". Verbindung zwischen Macuerú und Marié. Rio Maparý. Kaiueschána. Kokáma. Acunaurý-Lago. Brasilianische Ansiedlungen. Lancha. Amazonenstrom. Teffé. Nach Manáos und heimwärts. Schlußwort.

Am 16. April knatterten abermals friedliche Schüsse. Es war unser letzter Abschiedsgruß an Ernst Berner[330]). „La Libertad" war hinter einer Flußbiegung unseren Blicken entschwunden.

Wir hatten nur einen Yahúna bekommen können, der mein Boot steuerte; Schmidt fuhr allein mit dem größten Teil des Gepäcks in unserem langen Kanú. Nicht weit unterhalb der Ansiedlung verbindet ein sehr kurzer Pfad den Apaporís mit dem Hauptfluß. Wir frühstückten an der Mündung des Tariíra-Paraná, eines breiten linken Zuflusses mit schwarzem Wasser, der an der östlichen Seite der niedrigen Serra de Jacamý entlangfließt. Nach den Angaben der Indianer kommt man einen Tag aufwärts an die Jacamý-Cachoeira, die durch diesen Höhenzug hervorgerufen wird, und 3 bis 4 Tage weiter an einen Salto, die Purasí-Cachoeira; in 1½ Tagen erreicht man dann einen Fußpfad, der in 3 Tagen zum Ira-Paraná führt. Im Quellgebiet des Tariíra-Paraná, der in kurzen Windungen rasch dahinströmt, wohnen viele „Makú", die bei den anderen Stämmen sehr gefürchtet sind und von den Yahúna U s í , in der Lingoa geral K á u a - t a p u y o genannt werden. Sie sind wahrscheinlich identisch mit den „Makú" des oberen Ira-Paraná. Sämtliche linken Zuflüsse des unteren Apaporís und Seen, die mit dem Fluß in Verbindung stehen, haben schwarzes Wasser. Daher kommt es, daß der Apaporís nahe seiner Mündung,

[330]) Er ist bald nach unserem Besuch gestorben.

wo er eine Breite von 350 bis 400 m hat, eine dunkle Färbung annimmt und auf manchen Karten als Schwarzwasserfluß verzeichnet ist[331]).

Es herrschte schon völlige Dunkelheit, als wir bei leichtem Regen in den Yapurá einfuhren und bald darauf die Ansiedlung Nariño, das Besitztum des Colombianers Cecilio Plata, erreichten. Schmidt kam erst spät in der Nacht. Wegen des heftigen Windes hatte er mehrmals unter das Ufergebüsch flüchten müssen und war nur mit knapper Not vorm Kentern bewahrt geblieben.

Abb. 212. Maskentänzer der Opaina. Rio Apaporís.

Nariño, eine Pfahlbaubaracke wie „La Libertad", lag auf dem hohen und steilen linken Ufer mit freiem Ausblick über den gewaltigen Strom. Fern im Osten erblickte man eine blaue Kuppe, die Serra de Yupatý, die den ersten großen Katarakt des Yapurá bildet und ihm den Namen gibt[332]). In Abwesenheit des Herrn empfing uns der „Hausverwalter", ein Kueretú Namens Faustino[333]). Er hatte sich feingemacht und trug eine neue schwarze Hose, ein weißes Leinenhemd, eine schwarzseidene Mütze und — Zugstiefel. Vor sieben Monaten, so

---

[331]) J. Crevaux: Fleuves de l'Amérique du Sud. Yapura. Flle. 8. Paris 1883. — Martius: Reise: III, 1282 sagt dagegen mit Recht vom Apaporís: Er „hat Gewässer von derselben weißlichen, zur Zeit des niederen Standes etwas in das Grüne ziehenden Farbe, wie sein Hauptstrom".

[332]) Bei Martius und auf manchen Karten fälschlich: Cupati geschrieben.— Yupatý bezeichnet in der Lingoa geral eine Palme: Rhaphia taedigera Mart.

[333]) Cecilio Plata wurde 1907 wegen fortgesetzter Mißhandlungen der Indianer von den Taiasú-tapuyo (Yupúa) erschlagen.

Abb. 213. Maskentänzer der Opaina. Rio Apaporís.

erzählte er mir, wußte man hier schon durch das natürliche Telephon von Mund zu Mund, daß ein „Dotóro" mit großem Gepäck am Caiarý reise und Tanzschmuck und andere Sachen für schöne, große Waldmesser, Äxte usw. kaufe und später über Land zum Yapurá kommen würde. Lebensmittel konnten wir nicht erhalten. Die Pflanzung war noch jung und lieferte keine Früchte. Die Leute litten selbst Hunger. Über Nacht verschwand eine Büchse Konserven aus unserem geringen Vorrat. Soweit hatte man es schon in der europäischen Kultur gebracht! — Als Delikatesse verzehrte man hier dicke, weiße Käferlarven bei lebendigem Leib, die man aus dem Stamm einer Patauápalme bohrte. Regenwürmer esse man nicht am Yapurá, sagte Faustino. Am Caiarý wurden auch diese gegessen.

Mein Opaina war schon seit drei Tagen hier und hatte sechs Masken, buntes Tongeschirr (Abb. 211), einen prachtvollen Tanzstab (Abb. 200) und zwei Signaltuten mitgebracht. Vier von den Masken ähneln denen vom Dyí-Igarapé, sind aber viel feiner gearbeitet. Die zylindrischen Kopfaufsätze nebst den „Ohren" sind aus sehr leichtem Holz verfertigt und bunt bemalt. Der Kopfüberzug und die Ärmeljacke bestehen aus rotem Tururístoff, der lange Behang aus gelben Tauarístreifen. An das Ende des Kopfüberzuges, das durch ein viereckiges Loch des Zylinders gesteckt wird, bindet man einen langen, mit weißen Tururístreifen umwundenen Stab aus Palmmark, den „Zopf", der unten am Ring des Behanges befestigt wird. Schwarzgefärbte Tauarístreifen, die am Ende dieses Zopfes eingebunden sind, sollen das Haar vorstellen. Der Tänzer faßt mit beiden Händen einen Teil des Behanges, hebt ihn ein wenig hoch und springt hin und her, indem er den Oberkörper vor und zurück wirft und sich rasch dreht, so daß der übrige Behang fast wagerecht steht. Er begleitet den Tanz mit einem wilden Gesang. Je nachdem die „Ohren" eine runde oder viereckige Form haben, gehören die Masken paarweise zusammen. Sie stellen Dämonen dar, Mann und Frau, die Waldgeister Bulãru[334]) und Uadyáulãru.

[334]) Einen bösen Waldgeist nennen die Tukáno: Boréro. Vgl. Bd. I, S. 230.

Die beiden anderen Masken, die ich erwarb, sind von diesen sehr verschieden. Nur Jacke und Behang sind die gleichen. Den Kopf bedeckt eine Kappe aus rotem Tururí, auf die bei der einen Maske ein buntbemaltes menschliches Fratzengesicht aus Pech geklebt ist. Das obere Ende der Kappe ist mit einem Band aus gelbem Bast zu einem Zopf umwickelt, der in schwarz gefärbte Tauarístreifen, die „Haare“, ausgeht. Auch diese Maske stellt einen männlichen Dämon, den Nokolídyaua, dar (Abb. 214). Die andere Maske derselben Art stellt die Wasserjungfer dar und heißt deshalb bei den Yahúna Uaíya. Die dicken, runden Augen des Insektes, bunt bemalte Pechklumpen, treten stark hervor. Darüber erhebt sich der schlanke Leib, die ebenfalls mit buntbemaltem Pech überzogene, lange Spitze der Bastkappe (Abb. 215). Bei der Demonstration eines Tanzes ging der Dämon, eine Stange schulternd, mit langen Schritten unter Gesang hin und her. Die Wasserjungfer tanzte in derselben Weise wie die Masken mit den Holzaufsätzen oder hockte stumpfsinnig auf einem Schemel (Abb. 213).

Abb. 214. Pechmaske der Opaina, den Dämon Nokolidyaua darstellend. Rio Apaporís. ca $1/8$ nat. Gr.

Außer bei den oberen Yahúnastämmen finden sich alle diese Masken auch bei den Yukúna, Matapý und Kueretú.

Die Masken und Maskentänze scheinen sehr mannigfaltig zu sein. So gibt es einen Tanz der großen Fledermaus, einen Schmetterlingstanz, einen Kolibritanz mit sehr kleiner Maske und noch viele andere. Die Melodien erinnern, auch im Rhythmus und Refrain, an die Maskengesänge der Kobéua; doch finden die Maskentänze hier nicht aus Anlaß eines Totenfestes statt, wie am Caiarý und Aiarý. (Abb. 212 und Taf. X.)

Von den beiden Signaltuten ist die eine aus sehr leichtem Holz verfertigt und mit bunten Mustern bemalt

Abb.215. Pechmaske der Opaina, die Wasserjungfer Uaïya darstellend. Rio Apaporís. ca. $1/8$ nat. Gr.

Abb. 216. Signaltute aus leichtem Holz. Rio Apaporís. ca. 1/6 nat. Gr.

(Abb. 216). Die andere, aus Ton, ähnelt in der Form den Signaltuten der Desána[335]) und trägt rote Bemalung auf dem natürlichen grauen Grunde (Abb. 217).

Wir trafen in der Ansiedlung außer Yahúna und Yupúa einige Miránya, drei Männer und eine Frau, von der Horde der Urukú-tapuyo, die am Abíu-Paraná wohnen, einem Zufluß des Pamá, der sich von links in den Rio Cauinarý ergießt. Ihre Sprache stimmt bis auf geringe dialektische Unterschiede mit dem Ímihitä überein. Erst nach längerem komischem Bemühen verstanden sie, was ich wollte. Als ich nach dem Wort für „Zunge" fragte und dabei auf meine Zunge zeigte, hielten sie dies anfangs für einen gelungenen Scherz und streckten ebenfalls ihre Zungen weit heraus. Die Frau trug um beide Beine unmittelbar über den Fußknöcheln eine breite, eng anschließende, gewebte Binde ohne Muster.

Der Yapurá, auf dem wir am 18. April weiterfuhren, war infolge des fortgesetzten Regens in den letzten Tagen sehr gestiegen und strömte stark. Er hat schon hier eine mächtige Breite und machte auf uns, nachdem wir zwei Monate lang nur schmale Flüsse und Waldbäche gesehen hatten, einen überwältigenden Eindruck. Seine unendlich langen, geraden Strecken nach Osten, bei denen man den freien Horizont sieht, erwecken die Sehnsucht nach dem Meer und der fernen Heimat, die dahinter liegt, wirken aber auch außerordentlich ermüdend, wenn man sie in glühender Mittagshitze durchrudern muß. Eine Traversierung des breiten Flusses, der von zahlreichen großen Inseln durchsetzt ist, so daß man selten beide Ufer zugleich sieht, ist wegen der plötzlichen Stürme, die sich häufig vorher kaum anzeigen, für kleine Fahrzeuge äußerst gefährlich. Wie der untere Apaporís, so empfängt auch der Yapurá auf der linken Seite nur Zuflüsse mit schwarzem Wasser. Daher rührt die merkwürdige Erscheinung, daß der Fluß auf längeren Strecken links dunkles, rechts weißes Wasser führt. Die Ufer sind meistens ein-

Abb. 217. Signaltute aus Ton. Rio Apaporís. ca. 1/4 nat. Gr. (Im Privatbesitz des Verfassers.)

335) Vgl. Bd. I, S. 259, Abb. 140.

MASKENTÄNZER DER OPAINA.

RIO APAPORÍS.

förmig flach. Selten bemerkten wir während der ersten Tage der Fahrt etwas landeinwärts niedrige Kuppen und Höhenzüge, die weiter flußabwärts gänzlich fehlen. An einigen Stellen steigt das rechte Ufer hoch empor und bildet die „Barreiras" von Macupirý, Mari-marí und Acunaüý, die wir am 23. April passierten. Auf beiden Seiten erstrecken sich zahlreiche Seen, darunter der riesige Patauá-Lago unterhalb der Mündung des Apaporís, in den sich ein ansehnlicher Zufluß ergießt. Weit und breit sahen wir kein menschliches Wesen. Nur das ununterbrochene Heulen der Brüllaffen, die in starken Banden alle Inseln bevölkern, begleitete uns auf unserer einsamen Fahrt. Ich fragte meinen Yahúna, wie diese Affen auf die Inseln kämen, da sie doch nicht schwimmen könnten. — „T u p á n a hat sie daraufgesetzt!" antwortete er mir. — Wahrscheinlich sind sie während des Hochwassers auf Treibholz dorthin geführt oder auch durch neue Arme, die der heftige Strom beständig bildet, vom Festland abgeschnitten worden.

Eine willkommene Erfrischung boten uns die wilden Kakaobäume, die sich auf beiden Ufern in großer Zahl finden. Die gelben Früchte von der Größe eines kleinen Kürbisses treten unmittelbar aus dem Holz hervor und enthalten bohnenähnliche, rotbraune Samen in einer weißen, schleimigen, süß-sauren Masse, die, in Wasser aufgelöst, einen pikanten Trank liefert.

Mehrmals kamen wir an früheren indianischen Wohnstätten vorüber. Eine Mìránya-Maloka im Apaporís-Stil war verlassen aus Furcht vor den Colombianern, die am Cauinarý viele Miránya erschossen hätten. Auf dem linken Ufer bei der großen Insel Agutipurú hatten Miránya-Karapaná-tapuyo gewohnt. Sie waren gestorben oder verzogen. An einer anderen Stelle auf dem rechten Ufer hatte der Häuptling der Miránya-Arára-tapuyo eine große Maloka mit vielen Leuten gehabt. Alle waren gestorben. Gegenüber befand sich die Capoeira eines Brasilianers. Die Miránya hatten ihn mit der Axt erschlagen, weil er sie hatte auspeitschen lassen.

Eine Tagereise von der Mündung des Apaporís flußabwärts findet sich auf dem linken Ufer ein Urnenfeld aus uralter Zeit. Leider war der Platz jetzt vom Wasser bedeckt. Als der Fluß seinen niedrigsten Stand hatte, war das Ufer durch die Strahlen der Sonne abgebröckelt und hatte viele Töpfe und übereinandergetürmte Schalen aufgedeckt. Dann war die Barranca nachgestürzt und hatte alles in kleine Scherben zerschlagen. Der Opaina-Häuptling Mandúca besaß, wie ich jetzt zu spät erfuhr, vier wohlerhaltene Urnen. Zwei andere hatte sein kleiner Sohn zerbrochen. Am oberen Yapurá gäbe es einen zweiten Fundort solcher alten Gefäße. Nach der Beschreibung meiner Ruderer sind die meisten davon tiefe, reich mit Mustern verzierte Schalen. Viele tragen

anscheinend am Rande die hockende Figur eines Affen oder Menschen, die den Kopf gebeugt hält und die Hände auf die Kniee stützt.

Am 20. April kamen wir zu der ersten brasilianischen Ansiedlung Gurupá, die am Eingang des langen Amaná-paraná-mirí auf dem rechten Flußufer lag. Von dem Besitzer Manuel Francisco de Macedo wurden wir trotz unseres schmutzigen und zerlumpten Zustandes freundlich aufgenommen. In seiner Frau, einer Peruanerin, lernten wir eine feingebildete Dame kennen, die ihrem Gatten die Bücher und Korrespondenzen führte, was in diesem Hinterlande eine große Seltenheit ist. Wir wurden glänzend bewirtet. Es war der erste Lichtblick wirklicher Kultur. Der sympathische ältere Mann, der so unterhaltend plaudern konnte, das junge, hübsche Frauchen, drei nette, sauber gekleidete Kinder, auf einem Nebentisch ein Buch mit rotem, goldgepreßtem Einband — wie eine deutsche Dichterausgabe —, in dem die Dame des Hauses gerade gelesen hatte, bei Tisch feine Bestecke, ein blendend weißes Tischtuch, ebensolche kleine Servietten, die, geschmackvoll zusammengefaltet, neben jedem Gedeck lagen — — alles im Festgewand, in Sonntagsstimmung! Wir erfuhren erst jetzt, daß man Gründonnerstag feierte. Die christliche Zeitrechnung war uns ganz abhanden gekommen.

Beim Bau des Wohnhauses hatte Macedo mehrere Urnen und Steinbeilklingen gefunden, wie auch in Taboca am unteren Yapurá, wo er früher wohnte. Leider besaß er nichts mehr davon. — Er beklagte sich bitter über die Regierung, die den Yapurá ganz vergessen habe. Seit Monaten wartete er vergeblich auf eine Lancha, um seinen Kautschuk loszuwerden.

Der Yapurá ist ein reicher Fluß. Die Ufer sind voll Wild, die Gewässer voll Fische und Tartaruga-Schildkröten, die Wälder voll von Kautschukbäumen, Amazoniens Reichtum. An Lebensmitteln fehlt es nicht, und das Geld liegt, wie man sagt, auf der Straße, aber — es fehlen menschliche Hände, die Schätze zu heben. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man an manchen Strecken von zwölf Fahrstunden, besonders in den langen Flußarmen unterhalb Gurupá, 20 bis 30 verlassene Wohnstätten passiert, wenn man hört, welcher rege Verkehr noch vor wenigen Jahren hier herrschte, und wenn man jetzt tagelang fahren muß, um von einer der spärlichen Ansiedlungen zur anderen zu gelangen. Mögen auch manche dieser Wohnplätze wegen der furchtbaren Sumpffieber aufgegeben sein, die im Übergang der Jahreszeiten den Tod bringen, so liegt doch hauptsächlich der Grund zu dieser Verödung in dem Mangel an geeigneten Verkehrsmitteln, um die in saurer Arbeit erworbenen Schätze auf den Markt zu bringen. Die Schiffahrt ist gleich Null. Die früher hier so zahlreichen Kautschuksammler haben sich zurückgezogen, um an besser bedachten

Flüssen, wie Purús, Juruá, Javarý u. a., ihr Heil zu versuchen, und der Urwald tritt wieder in sein altes Recht.

Wir machten jetzt starke Tagereisen und benutzten die klaren und ruhigen Mondnächte zur Fahrt. Am 21. April passierten wir bei Morgengrauen die Mündung des Rio Puré, eines breiten rechten Nebenflusses mit schwarzem Wasser. Er ergießt sich in einen Arm des Yapurá, den breiten und langen Puré-paraná-mirí. Der Puré habe erst in seinem Quellgebiet, das man in einem Monat Kanúfahrt erreichen könne, Cachoeiras. Dort wohnten Y u r í und P a s s é. Der Fluß teile sich in zwei Cabeceiras, von denen die eine von Westen, die andere von Norden komme. An der ersteren, die durch einen kurzen Pfad mit einem Zufluß des Içá in Verbindung stehe, hausten die Y u r u - p i s c h ú n a (Schwarzmäuler), wie sie wegen ihrer schwarzen, den Mund einschließenden Stammestatauierung genannt werden, eine Subtribus der Yurí. Der andere Quellfluß sei das Gebiet der U a i n u m á, die sehr wild seien und mit den Passé in beständiger Fehde lägen, wobei sie sich vergifteter Lanzen bedienten. Alle diese Stämme seien zahlreich. Sie hätten große Signaltrommeln und, ebenso wie die T u k ú n a, die südlich von ihnen wohnten, verschiedenartige Masken und Maskentänze[336]). Der Puré steht auch unter- und oberhalb seiner Hauptmündung durch je einen schmalen Arm mit dem Yapurá in Verbindung. Am Ausgang des oberen Armes lag eine Hütte der Yurí und nicht weit davon entfernt eine Hütte der Passé, beide leider verlassen.

Wir schliefen nie auf dem linken Flußufer, da meine Indianer große Angst hatten vor den wilden G u a r í u a - t a p u y o (Brüllaffen-Indianern), die anscheinend in beträchtlicher Anzahl die Nebenflüsse zur Linken bewohnen und in friedlicher Absicht nie von einem Weißen besucht worden sind. Bisweilen kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um die Ansiedlungen auf dem rechten Ufer zu überfallen. Mehrmals am Tage machte mich mein Yahúna während der Fahrt auf solche unheimlichen Plätze aufmerksam, wo sie Häuser ausgeraubt und verbrannt, die Bewohner getötet oder Weiber und Kinder in die Gefangenschaft geschleppt hätten. Natürlich spielt auch hier die Gegenseitigkeit eine große Rolle.

Das Zentrum dieser Indianer scheint das Gebiet des oberen Cumarú-Igarapé zu sein. Im Jahre 1904 plünderten sie eine Baracke, die Macedo auf

---

[336]) M a r t i u s: Reise, III, 1197 ff. — Beiträge I, 442 ff., 501 ff.; II, 159 ff., 245 ff., 254 ff., 268 ff. Die Uainumá und Passé gehören zur Aruakgruppe; die Sprache der Yurí ist isoliert, ebenso die Sprache der Tukúna, die gewöhnlich Tekúna oder Tikúna genannt werden und am linken Ufer des Solimões oberhalb der Mündung des Yapurá ein ausgedehntes Gebiet bewohnen.

dem linken Flußufer besaß und verbargen das Boot, das dabei lag. Als Warnungszeichen ließen sie einen Pfeil im Boden steckend zurück[337]). Macedo machte damals mit Cecilio Plata und dem Opaina-Häuptling Mandúca einen Streifzug gegen sie. Er verfolgte sie über den Cumarú-Igarapé und brauchte 5 bis 6 Tage durch den Wald, um zu ihren Wohnsitzen zu gelangen. Zuerst gingen die Spuren nach Nordosten, dann weit nach Norden. Bei dieser Gelegenheit sollen acht Guaríua gefallen sein; Mandúca habe einen Guaríua getötet.

Die Guaríua-tapuyo, die von den Yahúna I h í t a u m a h a[338]) genannt werden, wurden mir als große und kräftige Leute von sehr lichter Hautfarbe beschrieben. Sie hätten große, sorgfältig bebaute Pflanzungen und bewohnten geräumige Giebelhäuser, deren Dächer bis auf die Erde reichten. Ihre Kanús seien aus Baumrinde gearbeitet. Als Waffen gebrauchten sie riesige Bogen und Pfeile mit vergifteten Palmholzspitzen.

Ein Ansiedler, dessen Haus sie vor Jahresfrist angegriffen hatten, schenkte mir drei eigenartige Giftpfeile, die ersten Belegstücke für die Existenz dieses interessanten Stammes, dessen ethnographische Stellung noch völlig im Dunkel liegt. Das zu den Pfeilen gehörige Futteral war leider abhanden gekommen.

Diese Giftpfeile haben eine Länge von 156 cm und bestehen aus einem Rohrschaft, in den ein im Querschnitt runder Stab aus starkem Palmholz eingefügt und mit überpichtem Curauáfaden festgebunden ist. Dieser Stab, der ungefähr $\frac{1}{3}$ des ganzen Pfeiles mißt, endigt in einer etwas abgesetzten, $31\frac{1}{2}$ cm langen Spitze, die vier ringförmige Einschnitte in gleichen Abständen hat und in den oberen zwei Dritteilen mit Pfeilgift bestrichen ist. Das ungefiederte Handende ist einzig in seiner Art. In das Rohr ist an dieser Stelle eine gleichmäßig zugeschnittene Astgabel fest eingetrieben, die dick mit Curauáfaden umwickelt und mit Pech überzogen ist, so daß nur die beiden Enden der Holzgabel ein wenig hervorragen und dadurch diese für Südamerika ganz neue Kerbvorrichtung bilden (Abb. 218a, b, c).

In den Ansiedlungen am Yapurá sprach man damals viel von einem kecken Überfall, den die Guaríua kurz vorher (Februar 1905) am hellen Mittag auf die Ansiedlung Altamira am rechten Ufer gemacht hatten. Die Bewohner waren gerade beim Essen, da erschienen plötzlich die gefürchteten Wilden, ein halbes Dutzend Männer, an der Türe des einen Hauses und schossen sofort einige Pfeile hinein. Ein Pfeil durchbohrte eine Hängematte, und ein kleines Kind, das darin schlief, entging wie durch ein Wunder dem Tod. Die

[337]) Eine Art Kriegserklärung Ähnliches berichtet Martius von den Karaiben, Yurí, Miránya und anderen Stämmen: Beiträge, I, 97.

[338]) m a h á = Leute, im Yahúna.

langen Spitzen der Pfeile waren frisch mit Gift bestrichen, das schwarz an den Schnüren der Hängematte haften blieb. Ein Ansiedler schoß seinen Rifle gegen die Indianer ab, die darauf schleunigst in den Wald entflohen und in der Eile zwei kleine Mädchen zurückließen. Ich sah die Gefangenen später, leider nur vorübergehend. Sie wurden von den Ansiedlern gut behandelt, waren aber sehr scheu. Ihre auffallend helle Hautfarbe ähnelte der eines Südeuropäers. — Die Angreifer waren ganz nackt gewesen und hatten das Membrum mittels des Praeputium an der Hüftschnur hochgebunden. Eins ihrer Ruder war ganz roh aus einem gespaltenen Paxiúbastamm mit dem Messer ad hoc zurechtgehauen. Das Blatt war kaum sichtbar. Zur Traversierung des breiten Flusses hatten diese Indianer einfach ein Stück Rinde benutzt, auf dem eine ganze Anzahl von ihnen Platz fand. Für ihre Überfälle wählten sie gewöhnlich den Beginn der Regenzeit.

Ich glaube, daß diese Wilden bisweilen den anderen unterworfenen Stämmen als eine Art ,,Sündenböcke" dienen müssen, auf die sie alle schlechten Streiche abladen. Vor einigen Jahren wurde das Haus eines Brasilianers in seiner Abwesenheit angeblich von Guaríua niedergebrannt. Der Eigentümer sei ein grausamer Mann gewesen und habe seine Mirányasklaven häufig ausgepeitscht!

Die Guaríua-tapuyo werden am Yapurá, obwohl sie ansässig sind, gewöhnlich ,,Makú" genannt. Sie haben jedoch sicherlich nichts zu tun mit den nordöstlich von ihnen streifenden Makú des Rio Negro-Gebietes, mit denen sie in erbitterter Feindschaft leben[339]), und ebensowenig mit den sogenannten ,,Makú", die bisweilen am linken Ufer des unteren Yapurá, bei Taboca und an anderen Orten, erscheinen und einige Zeit im Dienste der Ansiedler arbeiten.

Am 22. April kamen wir an der Mündung des Cumarú-Igarapé vorüber, der auch Macuerú genannt wird und in seinem Quellgebiet durch einen ,,Pfad der Guaríua" mit dem Rio Marié, einem rechten Nebenfluß des unteren Rio

b.

c.

a.

Abb. 218.
Giftpfeil der Guaríua.
Rio Yapurá.
a. 1/4 nat. Gr.
b, c. 1/1 nat. Gr.

339) Vgl. Bd. I. S. 15; Bd. II. S. 15.

Negro, in Verbindung steht[340]). Mein Yahúna war in seiner Jugend auf diesem Weg bis São Gabriel und Tapurú-cuára gelangt und hatte denselben Weg auch zur Heimreise benutzt.

Der Rio Mapary, ein rechter Nebenfluß mit schwarzem Wasser, dessen Mündung wir am anderen Tag passierten, ergießt sich ebenfalls in einen langen Arm des Yapurá, der nach ihm Mapary-paraná-mirí genannt wird. Kurz vor seiner Mündung bildet er den großen Mapary-Lago, an dem fünf Malokas der Kaiueschána, eines Aruakstammes, liegen. Auch am Yapurá haben diese Indianer einen Hafen, von dem ein Pfad von mehreren Stunden zu den Malokas führt. Die Hauptmasse des Stammes wohnt noch in den alten Sitzen am Rio Tonantins und im Gebiete des Içá[341]).

Damit das Völkergewirr vollständig wird, trifft man am Curasí-paranámirí, einem Mündungsarm des Yapurá, fünf Kokáma familien, von einem Tupistamme, der in größerer Zahl und in halbzivilisiertem Zustande am oberen Solimões (Amazonenstrom) wohnt.

Die Nacht verbrachten wir an der Mündung des Acunauý-Lago, der sich auf der rechten Seite weit landeinwärts erstreckt. Sein Gestade hatte 86 Jahre vorher (24. Dezember 1819) auch der Expedition Martius als Lagerplatz gedient. Von Zeit zu Zeit hörten wir vom See her einen lauten Schall, ähnlich einem Pistolenschuß oder dem Knall einer großen Peitsche. Die Indianer erzählen, daß dort eine riesige Schlange ihr Wesen treibe, die die Kanús auf den Grund ziehe und die Mannschaft verzehre. — Ich kann mir die seltsame Erscheinung nicht erklären[342]).

Die Ansiedlungen wurden nun häufiger, Wohnplätze brasilianischer Kautschuksammler, die aus wenigen Häuschen und Hütten bestanden, aber wohlklingende Namen führten, Altamira, Santa Fé, São Sebastião, Floresta, Bom futuro usw. Bei einer Ansiedlung trafen wir eine Lancha aus Teffé, deren Führer, Angestellter eines dortigen Hauses, sich als ein alter Bekannter Schmidts aus Espirito Santo entpuppte. Es war ein Regatão, wie man in Brasilien sagt, ein Händler, der an den Flüssen den Kautschuk aufkauft, um ihn mit mehr oder weniger Gewinn an die großen Häuser in Manáos loszuschlagen.

---

[340]) Vgl. Bd. I, S. 15.

[341]) Cauixana bei Martius: Beiträge, I. 481 ff., II. 257 ff.

[342]) Der Glaube an die Existenz einer ungeheuren Amphibie wiederholt sich überall am Amazonenstrom und widerspricht der Wahrscheinlichkeit nicht; nach E. Poeppig: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—1832. (Leipzig 1836). Bd II, S. 412—413. — Martius: Reise, III, 1021.

Unsere beiden Indianer kehrten von hier aus mit reichem Lohn in die Heimat zurück. Sie erhielten alles, was wir nicht mehr notwendig brauchten, sämtliche Tauschwaren, Töpfe, Kessel, Teller, Löffel, die beiden Zelttücher und noch vieles andere, ein ganzes Boot voll Kostbarkeiten. Sie waren nun nach indianischen Begriffen reiche Leute und stark begehrte Heiratskandidaten; denn der Yahúna, ein junger Witwer, wollte sich, wie er mir gestand, bei den Kaiueschána am Mapary ein Weib holen. Der andere war noch Junggeselle. Er hat mir zwar sein Herz nicht offenbart, schien aber ähnliche Absichten zu hegen. — Mögen sie ihr Glück gefunden haben! — — —

Durch das unendliche Gewirr von Inseln und Armen, das gleich einem riesigen Netz das Delta des Yapurá bildet, brachte uns das kleine Dampfboot am 28. April zum Amazonenstrom und nach dem halbindianischen Städtchen Teffé, von wo wir mit dem brasilianischen Dampfer „Lauro Sodré" am 4. Mai unseren Ausgangspunkt Manáos glücklich erreichten. Nach herzlichem Abschied von Otto Schmidt, der mir in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hatte, fuhr ich mit der „Patagonia" der Hamburg-Amerika-Linie in die Heimat zurück.

Kaum fünf Jahre sind vergangen, seit ich am Caiarý-Uaupés weilte. Wer heute dorthin kommt, wird mein Idyll nicht mehr finden. — Der Pesthauch einer Pseudozivilisation geht über die rechtlosen braunen Leute hin. Wie alles vernichtende Heuschreckenschwärme dringen die entmenschten Scharen der Kautschuksammler immer weiter vor. Schon haben sich die Colombianer an der Mündung des Cuduiarý festgesetzt und führen meine Freunde weit weg in die todbringenden Kautschukwälder. Rohe Gewalttaten, Mißhandlungen, Totschlag sind an der Tagesordnung. Am unteren Caiarý machen es die Brasilianer nicht besser. Die Dorfplätze veröden, die Häuser fallen in Asche, und von den Pflanzungen, die der pflegenden Hände entbehren, nimmt der Urwald wieder Besitz.

So wird eine kraftvolle Rasse, ein Volk mit prächtigen Anlagen des Geistes und Gemütes vernichtet. Ein entwicklungsfähiges Menschenmaterial wird durch die Brutalitäten dieser modernen Kulturbarbaren zugrunde gerichtet.

Anhang.

Sprachgruppen.

- ARUAK
- BETOYA
- KARAIBEN
- MAKU
- UITOTO

71
70
2
1
0
1

Rio Querary
BANIWA
BAHUNA
HÖLÖUA
Rio Cuduiary
MAKU
HOROA
UASÖNA
KOBEUA
Varaa Lago
Yurupary-Cach
Maku-J.
MAKU
HIANAKOTO
PAMOA
Rio Papury
TUKANO
UAIANA
Rio
TSAHATSAHA
UMAUA
TUYUKA
BARA
MAKU
DESANA
KAUYARI
Pira
Rio Tiquié
TSÖLOA
TSÖLA
ERULIA
BUHAGANA
DÄTUANA
YUPUA
OPAINA
MAKUNA
Rio Apaporis
CARIJONA
Mirití
YAHUNA
UITOTO
YUKUNA
Yarana
Nariño
MIRANYA
Rio Cauinary
KUERETU

71
70

Völkerkarte des Gebiets am o

Entworfen von Dr. Th

Maßstab 1

0 20 40

Gedruckt und verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

...ren Rio Negro und Yapurá.

...or Koch-Grünberg.

...000 000.

80 100 km

1.
Wörterverzeichnisse.

Die folgenden Wörterlisten, die lediglich dazu dienen, die Verwandtschaft zwischen den einzelnen Sprachen zu zeigen, sind kleine Auszüge aus meinen sprachlichen Aufzeichnungen, die zum Teil mehrere tausend Vokabeln, Sätze und Texte umfassen und in grammatischer Bearbeitung an anderer Stelle veröffentlicht werden. Erschienen sind bis jetzt:

Die Makú. Anthropos. Bd. I (1906), S. 877—906.

Les Indiens Ouitotos. Journal de la Société des Américanistes de Paris. Bd. III (1906), S. 157—189.

Die Hianákoto-Umáua. Anthropos. Bd. III (1908), S. 83—124, 297—335, 952—982.

Lautlehre.

[In der Hauptsache wird hier das von Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D. im Anthropos, Bd. II (1907) aufgestellte Alphabet angewendet.]

Vokale:

a, e, i, u = wie im Deutschen.

o = offenes *o*, wie im Portugiesischen.

ā = Länge. Wo der Längsstrich fehlt, werden die Vokale mehr oder weniger kurz ausgesprochen.

á = Wortakzent.

ẹ = im Inlaut am vorderen Gaumen hervorgebracht; im Auslaut unrein, fast wie reduziertes *i* und bisweilen mit diesem gleichwertig.

e̱ = sehr offenes *e*, ähnlich dem deutschen *ä* dem französischen *è*.

e̥ = stark gutturales *e*, bisweilen wie *u* im englischen *hut* (so im Makú), bisweilen sehr dumpf, wie gutturales deutsches *ö* (so im Kobéua)[1].

ą = Laut zwischen *a* und *o*.

u̱ = Laut zwischen *u* und *o* (besonders im Yavitéro).

w = konsonantisches *u*, wie das englische *w* in *water*.

y = konsonantisches *i*, wie das englische *y* in *youth*.

( ) = eingeklammerte Vokale sind kaum hörbar.

au, ai, oi, eu = beide Vokale getrennt gesprochen.

au̯, ai̯, oi̯, eu̯ = diphthongische Laute.

Alle Vokale kommen nasaliert vor, besonders in den Betóyasprachen.

— Gedankenstrich im Wort = Stocken oder verschwommenes Wiederholen des vorhergehenden Vokals, z. B. Tukáno: Zunge, y e - m é n o, könnte auch geschrieben werden: y e (e) m é n o.

[1]) Im Text der Reisebeschreibung ist dieser gutturale Laut e̥ der Einfachheit halber überall durch *ö* wiedergegeben, z. B. Måkukö, hokökö u. s. w.

Konsonanten:

b, d, g, k, m, n, p, r, s, t = wie im Deutschen.

h = deutsches *h* in *haben*.

χ = gutturaler Reibelaut, am hinteren Gaumen gebildet; bald ähnlich dem spanischen *j*, bald ähnlich dem deutschen *ch* in *Nacht*.

χ̣ = ähnlich einem leichten deutschen *ch* in *nicht*.

ḥ = leicht gutturales *h*, zwischen *h* und *χ*.

Ein reines *l* kommt kaum vor; am reinsten noch in einigen Aruaksprachen, z. B. Yavitéro, Uarekéna u. a. Meistens tritt an seine Stelle ein Laut zwischen *l* und *r*, ähnlich dem rollenden polnischen ł; bald nach *r*, bald nach *l* hinneigend. Sehr verschwommen ist dieser Laut im Hianákoto, das überhaupt kein reines *l* oder *r* hat.

z = weicher *s*-Laut.

ž = französisches *j* in *jeter*.

ẓ = ähnlich dem englischen *th* in *thought* (im Yavitéro).

j (= dž) = italienisches *g(i)* in *giorno*; tönender palataler Affrikativlaut.

š = französisches *ch* in *chercher*.

p̊ = Laut zwischen *p*, *h* und *f*, bisweilen wie ein geteilt gesprochenes, gehauchtes *ph* (Tuyúka, Bará, Tsölá); im Uitóto wie ein weiches *f*.

ṅ = deutsches *ng* in *Engel*.

( ) = eingeklammerte Konsonanten sind kaum hörbar.

Bemerkungen zu den einzelnen Sprachen:

Kobéua: Fast alle Vokale werden sehr dumpf guttural und nasal ausgesprochen.

Yahúna: Diese Sprache hat im Anlaut einen Laut zwischen *l*, *r* und *d*, fast wie ein rollendes *l* mit leichtem *d*-Nachschlag. Ein ähnlicher Laut findet sich in den Sprachen des Pirá-Paraná, z. B. Erúlia, Tsölá u. a. und inlautend im Uanána.

Uitóto: Sämtliche vokalischen Endungen werden guttural ausgesprochen.

g = weicher gutturaler Reibelaut, etwa gleich dem englischen *g* in *good*. Ebenso in den Makúsprachen.

Miránya: ẹ = am vorderen Gaumen gesprochen, klingt fast wie deutsches *ü*, deshalb bei Martius überall *ü* geschrieben.

ę = sehr breites, mit offenem Mund im Rachen aspiriertes deutsches *ä*, französisches *è*, wie überhaupt alle Vokale im Miránya mit offenem Mund und häßlich breit ausgesprochen werden.

Makú: ę = sehr scharfes deutsches *ä*, französisches *è*. Das auslautende *n* schließt unmittelbar an die sehr weichen Laute *d* und *g* an und ist kaum durch ein stark reduziertes *e* getrennt und bisweilen kaum hörbar.

Die Makúsprachen sind sehr undeutlich, leise, abgebrochen, mit häufigem Stocken im Wort, scheu wie das ganze Wesen dieser Waldbewohner.

Die Wörter, besonders für menschliche Körperteile, sind häufig mit Pronominalpräfixen versehen, z. B. in allen Aruaksprachen: *na—*, *ni—*, *ne—*, *nu—* = *mein*; *li* = *sein*; im Baré: *hua—*, im Tariána: *ua—* = *unser*; im Kobéua: *hi—*, im Kueretú: *si—*, in den anderen Betóyasprachen: *ye—*, *ya—* = *mein*; im Hianákoto: *y-* = *mein*.

Deutsch	…tů
	…ɔ
1. Zunge	
2. Mund	
3. Zahn	
4. Nase	
5. Auge	
6. Ohr	
7. Kopf	
8. Hand	
9. Fuß	…pu
10. Brust	
11. Haut	
12. Knochen	
13. Wasser	
14. Feuer	
15. Brennholz	
16. Himmel	…i
17. Regen	…okëri
18. Sonne	
19. Mond	
20. Stern	
21. Erdboden	
22. Stein	
23. Haus	
24. Hängematt…	
25. Topf	
26. Beil	
27. Kanú	
28. Bogen	…lo
29. Pfeil	…:o
30. Angel	
31. Mann	
32. Weib	
33. Kind	

Deutsch	Desána	Yupúa	Yahúna	Kobéua	Kueretú
1. Zunge	nériru	dőlo	nēnókeka	hemédo	siámelako
2. Mund	diχsíro	diχ(t)si	dihokópe., lihokópe	hihékamu	sírisepu
3. Zahn	guhíkuli	góχpega	opía	hikopí	síkohiri
4. Nase	íñinu	égęlę	őme	uéka	sikoméo
5. Auge	kuíri	yélę	ya-koá	hiyakóli	siakókia
6. Ohr	gā-míno	(ṅ)gámu	āmó	hikāmuká	sikiaúlo
7. Kopf	deχpúru	kúçlę	lupukóa, depukóa	hipőbę	síroho
8. Hand	mohópama	múhu	pí-taka	pęlé. āmúdyo = Finger	símahumpu
9. Fuß	gubúpama	géapa	upúa	kebőba	sikohúla
10. Brust	korétipi	kolémete	kālimakía	(n)yaléba	sikotitílę
11. Haut	gaχtsíro	yagấ(t)ši	áhea	kahé	siráso
12. Knochen	goá	ya(g)núe	ōá	koálo	sikoári
13. Wasser	deχkó	déχko	ókoa, hókoa	okó	kótapu
14. Feuer	peáme	píele	pēká	toá	hékiekię
15. Brennholz	peá	péa	pēká	peká	hé(e)kieri
16. Himmel	ēmętsí	ueχsé	īmía	kauálo	nę(e)mélokēri
17. Regen	deχkó	déχko	ókoa	okóbo	kőtari
18. Sonne	ābé	awé, aué	ihía, aiyagá	āuiyá	hấia
19. Mond	ābé	yamímageáue	yámigakaiyagá	auiyá yamíkakę	hấia
20. Stern	néyaχka	yoχkólo,yokóro	tāpía	abiákoa	yákohe
21. Erdboden	niχkú	tíχta	ka-ía, ka(a)ía	hobőlo	kiáirę
22. Stein	eχtá	(ṅ)gęlę	áta	kelábo	sí(i)hu
23. Haus	wií	ueé, uélę	uiía	kelámi	uéri
24. Hängematte	pú(g)e	púe	páua	páukę	hấe
25. Topf	kīpútsuru	sóro, tšó(o)lo	hotoitahá	koáinyę, holóbę	hénekealo
26. Beil	kumé	kűmi	kōméa	hoaikę́	kométako

Karaiben-Gruppe		Uitóto-Gruppe
Deutsch	Hianákoto-Umáua.	Uitóto-Káimö
1. Zunge	yinyíko	egéta
2. Mund	yẹ́tali	p̆úc̨
3. Zahn	yẹ́li	iz̧síe
4. Nase	yonáli	dóp̆o
5. Auge	yenúlu	úise
6. Ohr	banáli	kenóbe
7. Kopf	bútuhẹ	ęzp̆óge
8. Hand	yẹ́nyalẹ	ónoyę
9. Fuß	buhúlu	heédye
10. Brust	yẹlohẹ́lẹ	hógobe
11. Haut	hítihẹ	—
12. Knochen	yétihẹ	éyaike
13. Wasser	túna	háçnoi
14. Feuer	mahóto	réke
15. Brennholz	ueué, wewé	rége
16. Himmel	káhu	móna
17. Regen	konóho	déisaide
18. Sonne	wéi	hitóma
19. Mond	núnẹ	p̆ę́ui
20. Stern	(d)zilíkẹ	okúto
21. Erdboden	nónu	énẹe
22. Stein	tẹ́hu	nóp̆uikę
23. Haus	mę́nẹ	hóp̆o
24. Hängematte	atátẹ	kénai
25. Topf	élinẹ	ráiko
26. Beil	uę́uę, wę́wę	yaúcma
27. Kanú	kanáua	nókaç
28. Bogen	wẹ́laha	segúiko
29. Pfeil	hú(d)ya	hárac
30. Angel	kewéi	p̆agósi

Te

Die Geg
und des Tapa
Sie haben kein
beständigen W
Nach de
nach meinen
folgendermaßen
Um die
der Fluß beginn
Juli oder Anfan
Zeit der „Asi"
bisweilen acht
Juli, August,
niedergehen u
haben aufgehö
Gewitterstürme
geringes Steige
vorübergehende
und Dezember
Im Dezember
Zeit die Arbei
den April habe
tende starke R
Regenmonate
nachts und m
des Juni ernst
Diese J
unterworfen,

Die folg
gemacht, anfan
Nachmittags
richtung
Regen von M

2.
Temperatur- und Wetterbeobachtungen.

Die Gegenden des oberen Rio Negro mit seinen Nebenflüssen Içána und Caiarý-Uaupés und des Yapurá gehören zu den „Gebieten mit Regen in allen Monaten". Sie haben keine regelmäßige tropische Trockenzeit, sondern das ganze Jahr hindurch einen beständigen Wechsel von Regen und Sonnenschein.

Nach den Angaben Don Germanos, der aus dreißigjähriger Erfahrung spricht, und nach meinen eigenen Beobachtungen verlaufen die Jahreszeiten am oberen Rio Negro folgendermaßen:

Um die Mitte des Juni werden die anhaltenden regelmäßigen Niederschläge seltener; der Fluß beginnt zu fallen, steigt aber häufig noch einmal für kurze Zeit, bis er von Mitte Juli oder Anfang August an gleichmäßig und ohne Unterbrechung fällt. Mitte Juni ist die Zeit der „Arú" (Friagem), kalter Südwinde mit dichtem, feinem Regen, die meistens vier, bisweilen acht Tage dauert, aber auf den Wasserstand keinen Einfluß hat. Die Monate Juli, August, September zeichnen sich durch kurze Gewitterregen aus, die strichweise niedergehen und immer seltener werden. Die andauernden Regen und trüben Regentage haben aufgehört. In den Monaten Juli/August und Januar/Februar treten einzelne Gewitterstürme mit kurzen heftigen Regengüssen auf, die jedoch höchstens ein rasches geringes Steigen des Flusses bewirken, der ebenso rasch wieder fällt. Dieses plötzliche vorübergehende Steigen des Wassers nennt der Brasilianer „Repiquete". Oktober, November und Dezember, der „verão", Sommer, haben wochenlang Sonnentage ohne Niederschläge. Im Dezember—Januar erreicht der Fluß seinen niedrigsten Stand. Deshalb fallen in diese Zeit die Arbeiten in den Kautschukwäldern. Auch die Monate Februar und März bis in den April haben häufig noch Reihen von regenfreien Sonnentagen, aber auch schon anhaltende starke Regen. Der Fluß beginnt langsam zu steigen. April und Mai bis Juni sind Regenmonate mit fast täglichen Niederschlägen, die meistens bei abnehmendem Mond nachts und morgens eintreten und zuweilen bis Mittag andauern. In der zweiten Hälfte des Juni erreicht der Fluß gewöhnlich seinen höchsten Stand.

Diese Jahreszeiten sind natürlich öfters Schwankungen und geringen Verschiebungen unterworfen, verlaufen aber durchschnittlich mit großer Regelmäßigkeit.

Die folgenden Temperaturbeobachtungen wurden mit dem Schleuderthermometer gemacht, anfangs um 6 Uhr Vormittags (VM) mit Sonnenaufgang und um 2 und 9 Uhr Nachmittags (NM), vom 1. Juli 1904 an auch um 7 Uhr Vormittags. Häufig ist die Windrichtung angegeben, z. B. 7 VM heft. Regen v. NW, d. h. 7 Uhr Vormittags heftiger Regen von Nordwest.

Rio Negro.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Juli 1.				Oberhalb Tauapeçaçú. 8 NM leichter Regen.
2.				Airão. 2 NM bis Abend heftiger Regen.
3.				Oberhalb Carvoeiro. 2—3 NM heftiger Regen. 11 NM heftiger Gewitterregen.
4.				Oberhalb Barcellos. Schön. Ohne Regen.
5.				Oberhalb Barcellos. 2 VM heftiger Gewitterregen. Heißer sonniger Tag.
6.				Oberhalb São Joaquim. 12—1 VM heftiger Gewitterregen mit Sturm. 4.30—6.30 VM heftiger Regen. Frischer heiterer Tag; ebenso Nacht.
7.				Oberhalb Santa Izabel. Mittags Regen. 3.30 NM leichter Regen, starker Wind. Frische Nacht.
8.				Oberhalb Serra de Jacamý. Schön. Ohne Regen. Frische Nacht.
9.				Oberhalb São José. Bei Sonnenaufgang dichter Nebel. 2.15 NM kurzer Regen.
10.				Trindade. 10 VM kurzer feiner Regen. 5 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm.
11.	24°[1]	30½°	24°	Schön.
12.	23°	29°	25°	5 VM Gewitterregen mit Wind. 6.30 VM leichter Regen. Sonniger Tag.
13.	23°	29°	23°	12.15 VM Gewitterregen. 4 NM starker Wind. Tagsüber Himmel bedeckt.
14.	20½°	23°	22°	Dichter Morgennebel, frisch. 12.15—2 NM heft. Regen mit Sturm: Friagem. Sehr frische Nacht.
15.	21½°	27½°	23½°	11.45—12.15 VM starker Regen mit Wind. Nachmittag sonnig, frisch.
16.	22¾°	28°	24°	2 VM kurzer Regen. 2 NM kurzer Regen.
17.	21°	28°	23°	Vor Sonnenaufgang empfindlich kühl. Starker Tau. Morgennebel. Tag und Nacht schön.
18.	23°	28°	23°	1—4 VM starker Regen, fernes Gewitter. 6.30 bis 7.45 und 8—11 VM starker Regen.
19.	22½°	29½°	23½°	Starker Morgennebel. Sonniger Mittag. 4.45 bis 8 NM Gewitterregen und Wind.
20.	22½°	30°	23½°	Sonnig. Gewitterbewölkung am Horizont. Nacht sternklar.
21.	21½°	28½°	22⅔°	3.30 VM starker Gewitterregen. 7.15 VM kurzer Regen.
22.	23°	30°	23½°	4 VM kurzer Regen. NM kurze Regenschauer.
23.	22½°	27⅓°	22°	10 VM Sturm mit kurzem Regen. Nacht klar und sehr frisch.
24.	21½°	29½°	24°	Oberhalb Camanáos. 2.30 NM kurzer Regen. 5 NM ebenso.
25.	22½°	29°	24°	5 VM starker Gewitterregen. 7.30—10 VM starker Regen. Sonniger, schwüler Tag.
26.	24°	25°	23°	Regen bis Mittag, dann sonnig. 8 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm, fast die ganze Nacht.

[1]) Die Grade sind nach Celsius.

Rio Negro.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903					
Juli	27.	22°	26⅓°	23°	Regen mit kurzen Unterbrechungen bis Mittag. Klare frische Nacht.
	28.	21½°	27½°	22°	VM brennender Sonnenschein. 2 NM leichter Regen. Klare frische Nacht.
	29.	20½°	29°	23°	Starker Tau. Dichter Morgennebel über dem Fluß. Sonniger, heißer Tag. 5.15 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm.
	30.	22°	27°	23½°	Frischer Morgen. 12 VM kurzer Regen; kühler Wind von SSO. Schwüler Tag. 5.30 NM heft. Gewitter mit kurzem Regen. Nacht klar.
	31.	21½°	30½°	23½°	3 VM kurzer starker Regen. Heißer Tag.
August	1.	21°	29°	23°	Schöner Morgen. 3.45 NM kurzer Regen. 6.30 NM kurzer Gewitterregen.
	2.	21°	29½°	23½°	3.30—4.30 Sturm mit Regen. 7 VM Gewitterregen
	3.	22°	25°	22°	5.45—6.30 VM starker Regen. VM grau und regnerisch. Kalter Wind von S. Friagem.
	4.	21°	26°	23°	7.45 VM kurzer feiner Regen.
	5.	21°	26⅓°	22½°	5.15—6 VM starker kalter Wind mit heft. Regen von O. Regen bis 9 VM.
	6.	22⅓°	29°	22½°	4—5.30 VM leichter Regen. Heißer Tag. Kühle klare Nacht.
	7.	20°	28°	23½°	Sonniger VM. 3 NM kurzer starker Regen. Klare Nacht.
	8.	21⅔°	29°	25½°	Unterhalb S ã o G a b r i e l. Schön. Klare Luft. Klare warme Nacht.
	9.	23½°	29°	25½°	Starker Tau. Schön. Klare Nacht.
	10.	22°	31°	25°	S ã o G a b r i e l. Starker Tau. Schön.
	11.	23°	28½°	24°	Himmel den ganzen Tag dunstig verschleiert. 2 NM starker Donner im S. Kein Regen.
	12.	23°	31°	26°	6 NM Donner im S. Klare Nacht. Kein Regen.
	13.	23°	30°	23½°	12.30 VM heftiger Gewitterregen. 7.30 VM Gewitter mit starkem Regen. Klare Nacht.
	14.	23½°	32½°	25°	Heißer sonniger Tag. 2.45 NM Wind mit Regen. 11.45 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm.
	15.		30°	24°	4 VM kalter Wind und Regen von O. 5.30—6.30 VM Regen. 7—9 NM Regen.
	16.	22°	30⅔°	24°	5 NM Gewitter mit kurzem starkem Regen.
	17.	22½°	27½°	23½°	2 NM kurzer feiner Regen mit kühlem Wind von O.
	18.	21½°	30½°	26°	Oberhalb S ã o G a b r i e l. 9 NM wenige Tropfen Regen mit Wind.
	19.	23°	29°	23°	3.40 NM kurzer feiner Regen. 4.20 NM Gewitter mit kurzem Regen.
	20.	23½°	29½°	21°	5 VM starker Gewitterregen. 2 NM furchtbares Unwetter; Gewitterregen mit Sturm von O.
	21.	21½°	29½°	24°	2 VM Gewitter mit Wind und Regen von O bis 6 VM.

Rio Negro.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
August 22.	23½°	28½°	24½°	São Felippe. 6 VM leichter Nebel und Regen. 7 VM heftiger Regen von NW. 9.15 VM heft. Gewitterregen. Mehrfach Regen. 9.30 NM Gewitter mit kurzem Regen und Wind.
23.	22°	28½°	25°	Schön.
24.	21½°	30°	24°	1 NM kurzer Regen von S.
25.	22°	29°	24°	3.20 NM Gewitterregen mit Wind von S.
26.	22⅓°	30°	26°	2 NM kurzer Regen.
27.	23½°	29°	24°	5 VM starker Gewitterregen. 2 NM kurzer leichter Regen.
28.	24°	29°	24°	10 und 11 VM kurze feine Regen.
29.	23°	29⅓°	25½°	5 VM kurzer Regen.
30.	23°	24°	23°	9 VM heftiger Gewitterregen und Wind. Regen bis Mittag.
31.	22°	29½°	23½°	1 VM heftiger Gewitterregen und Wind. 2, 3, 4 NM kurze leichte Regen.
September 1.	23½°	28°	22⅔°	5 VM heftiger Gewitterregen. 6.15 VM Gewitterregen. 4 NM Gewitter mit kurzem Regen. 5 NM starker Regen.
2.	23°	29°	23½°	8 NM starker Wind und Regen.
3.	22°	29⅓°	24°	2 NM starker Wind mit kurzem Regen. 3 NM ebenso von N.
4.	22°	31°	23°	VM klar. 2 NM kurzer Regen. 9 NM Gewitterregen mit Sturm von NO.
5.	22½°	29½°	24°	3 VM kurzer heftiger Gewitterregen. 1.45 NM kurzer leichter Regen.
6.	21½°	27°	24°	2 VM heftiger Gewitterregen mit Sturm. Trüb und Regen den ganzen VM.
7.	21⅔°	28°	23°	1 VM kurzer leichter Regen. 6.30 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm von O. Regen bis nach 9.
8.	21½°	29°	24°	1 VM starker Regen. 6 VM starker Flußnebel. 12.30 NM heftiger Regen. 3.15 NM Regen. Abend klarfrisch.
9.	23°	23½°	22⅓°	1.40 NM heft. Gewitterregen mit Sturm von O.
10.	21½°	29½°	25°	7—8 VM Regen. 11 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm von O.
11.	22⅓°	28½°	24°	5.15 NM kurz. leicht. Regen mit Wind von O.
12.	22½°	30½°	25°	11 NM Regen; mit kurzen Unterbrechungen fast die ganze Nacht.
13.	23°	28½°	25°	6 VM feiner Regen.
14.	23°	25°	24°	11 VM starker Regen von NNO. 1 NM kurzer Regen. 1.40 heftiger Regen von S und SO.
15.	22½°	29⅓°	24°	2.40 NM Regen mit Donner. 3.30 NM Gewitterregen mit starkem Wind.
16.	23½°	30½°	25°	11 VM wenige Tropfen Regen.
17.	22½°	31°	24⅔°	3 NM wenige Tropfen Regen.
18.	22½°	30⅔°	23°	11 VM wenige Tropfen Regen. 5.30 NM kurzer leichter Regen. 8.15 NM heftiger Gewitterregen von O.

Rio Negro.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Sept. 19.	22°	31°	$26\frac{1}{3}^{\circ}$	6 VM dunstige Bewölkung; Flußnebel.
20.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$29\frac{2}{3}^{\circ}$	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	8 VM kurzer leichter Regen. 3 NM heftiger Gewitterregen und Wind von ONO. Regen bis 8.
21.	$22\frac{1}{2}^{\circ}$	29°	$25\frac{1}{2}^{\circ}$	Schön. Der Fluß war Anfang September schon zusehends gefallen, stieg dann aber wieder infolge der heftigen Gewitterregen, die hauptsächlich im N und NW niedergingen, und fiel abermals seit Mitte September.
22.	23°	$28\frac{1}{3}^{\circ}$	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	1 NM kurzer Regen. Ebenso 2 NM. 3 NM kurzer leichter Regen. Nacht klar.
23.	23°	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$23\frac{2}{3}^{\circ}$	12 VM kurzer Regen. 1 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von SO.
24.	$22\frac{1}{2}^{\circ}$	29°	24°	3.15 NM kurzer Regen mit Wind. Fluß fällt stark.
25.	$22\frac{1}{2}^{\circ}$	29°	$24\frac{1}{2}^{\circ}$	6 VM stark. Flußnebel. Klarer Tag. Klare Nacht.
26.	$22\frac{1}{3}^{\circ}$	32°	$24\frac{1}{2}^{\circ}$	6 VM starker Flußnebel. 3 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm von NO. Nacht klar.
27.	$23\frac{1}{3}^{\circ}$	33°	24°	3 NM heft. Gewitterregen und Sturm von NO.
28.	$23\frac{1}{3}^{\circ}$	$30\frac{1}{2}^{\circ}$	$25\frac{1}{2}^{\circ}$	Schön. Von 4 NM an: Rio Içána.

Rio Içána.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Sept. 29.	$22\frac{1}{2}^{\circ}$	28°	25°	Unterhalb Umaçá. Schön.
30.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$31\frac{1}{3}^{\circ}$	$24\frac{1}{2}^{\circ}$	6 VM starker Flußnebel. 8 NM feiner Regen.
Oktober 1.	23°	29°	24°	Schön.
2.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$28\frac{1}{2}^{\circ}$	25°	Schön.
3.	$22\frac{2}{3}^{\circ}$	$31\frac{1}{2}^{\circ}$	$25\frac{2}{3}^{\circ}$	2 VM heft. Gewitterregen.
4.			25°	Unterhalb Tunuhý. 12.30 VM heftiger Gewitterregen. 2 NM wenige Tropfen Regen. Nacht klar.
5.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$30\frac{1}{3}^{\circ}$	$25\frac{2}{3}^{\circ}$	4 VM kurzer Regen.
6.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	32°	$24\frac{1}{2}^{\circ}$	Tunuhý. 4 und 5 VM Regen.
7.	$23\frac{1}{2}^{\circ}$	$31\frac{1}{3}^{\circ}$	$25\frac{1}{3}^{\circ}$	Schön. 9 NM Himmel leicht bedunstet; frische Brise von W.
8.	$22\frac{1}{3}^{\circ}$	$29\frac{1}{2}^{\circ}$	24°	12.30 VM heftiger Gewitterregen von SO. 9 NM Regen und kühler Wind von NW.
9.	$21\frac{1}{2}^{\circ}$	32°	24°	Schön.
10.	23°	31°	$24\frac{1}{3}^{\circ}$	6—8 VM Regen.
11.	22°	$30\frac{2}{3}^{\circ}$	23°	1 NM Gewitter von NO mit wenig Regen. 3 bis 4 NM Regen.
12.	22°	30°	$24\frac{1}{3}^{\circ}$	Oberhalb Tunuhý. 4 VM heftiger Gewitterregen. 1 NM wenige Tropfen Regen. 3 NM kurzer Regen. 4 NM Gewitterregen. 9 NM Donner, leichter Regen.
13.	22°	$30\frac{1}{2}^{\circ}$	$24\frac{1}{2}^{\circ}$	Schön. Klare Nacht.

Rio Içána.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Oktober 14.	22°	32°	25½°	2.15 NM wenige Tropfen Regen. Ebenso 3 und 5.30 NM. Nacht klar.
15.	22½°	32⅓°	26½°	Schön.
16.	23°	29°	24½°	3 VM Gewitterregen bis gegen 6 VM.

Rio Aiarý.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Oktober 17.	21°	27½°	23½°	Unterhalb Cururú-cuára. 3—6.30 VM heftiger Gewitterregen mit starkem Wind. 9.30 VM Regen.
18.	22½°	27½°	23⅔°	6 VM Flußnebel. 7.30 VM wenige Tropfen Regen. Nacht klar.
19.	21½°	31⅓°	24°	Gegen Morgen sehr kühl. Starker Tau und Nebel. Schön. Nacht klar.
20.	21°	29°	24½°	Gegen Morgen sehr kühl. Klar. Starker Tau. 3.30 NM wenige Tropfen Regen.
21.	22°	27°	24°	12.15 VM leichter Regen. 3.15 VM heftiger Regen. Regen bis gegen Mittag. Klare, frische Nacht.
22.	23°	25½°	23½°	Cururú-cuára. Starker Tau; kühl. 8—12 VM Regen. Himmel den ganzen Tag dunstig bedeckt.
23.	21°	31⅓°	23½°	Gegen Morgen sehr kühl. Schön.
24.	21⅓°	26°	23°	8 VM kurzer Regen. 10 VM heftiger Regen. Leichter Dunst, sonst klare Nacht.
25.	20⅔°	28½°	22°	Gegen Morgen sehr kühl. 6.30 und 8.30 VM Regen.
26.	20½°	33°	22½°	Gegen Morgen sehr kühl. Schön.
27.	21½°	31½°	24°	6 VM wenige Tropfen Regen.
28.	21½°	24½°	24°	1.30 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm. 8 NM starker Nebel.
29.	22°	31⅓°	24°	Schön.
30.	22°	25⅔°	24½°	12.30 NM Wind und Regen von N. 1 NM Gewitter mit starkem kurzem Regen von NW. 11 NM leichter Regen.
31.	22½°	27⅓°	23°	Himmel den ganzen Tag bedeckt; feuchte Luft.
November 1.	20½°	32½°	24°	Schön.
2.	21⅔°	31½°	24°	Unterhalb Yuruparý-Cachoeira. Schön. Klare Nacht.
3.	20⅓°	26⅔°	23⅔°	Klarer, taufrischer Morgen. 12.30 NM wenige Tropfen Regen. Leichter Dunst am Himmel, sonst klare Nacht.
4.	21½°	32°	26°	6 VM starker Flußnebel. 9.15 NM Gewitter mit kurzem Regen.
5.	22°	27°	21½°	6 VM Flußnebel. 5.30 NM heftiger Gewitterregen mit Wind die halbe Nacht.
6.	22°	28°	23½°	Yuruparý-Cachoeira. 4 NM Wind mit kurzem feinem Regen. Klare Nacht.
7.	22½°	29½°	23°	Schön. Frische klare Nacht; leichter Nebel.
8.	22°	29½°	24°	Starker Tau und Morgennebel. Brennender Sonnenschein. 12 VM wenige Tropfen Regen.

Rio Aiarý.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
November 9.	21°	27½°	23½°	Starker Tau und Morgennebel. Klarer VM. 1 NM heftiger Regen.
10.	23°	28°	23⅔°	Letzte Maloka. 8 VM kurzer Regen. 3 NM ebenso. 7.15 NM ebenso.
11.	23°	26°	22½°	Starker Nachtnebel und Tau. 12 VM heftiger Regen. 3 NM Regen.
12.	22°	31⅓°		Yuruparý-Cachoeira. Schön.
13.	22°	25°	22°	2 VM heftiger Gewitterregen und Wind. 4 VM heftiger Regen. 5.30 VM Regen bis gegen Mittag.
14.	22°	25½°	23°	1 NM Gewitter mit kurzem starkem Regen. 5 NM Gewitterregen. Starker Nachtnebel.
15.	22°	30⅔°	23½°	6 VM Flußnebel. Sonniger Tag. 3 NM leichter Regen. 5 NM ebenso. Frische klare Nacht.
16.	22½°	26°	22½°	3 VM kurzer leichter Regen. 11.45 VM kurzer heftiger Regen. 1 NM kurzer Regen.
17.	22°	32½°	22½°	3—4 NM Gewitter mit leichtem Regen. Klare Nacht.
18.	22°	26½°	23⅓°	12.30 NM wenige Tropfen Regen. 1.45 NM Regen. 3.30 NM kurzer Regen.
19.	23⅓°	26½°	22°	Letzte Maloka. Schön.
20.	22⅓°	27⅔°	23⅔°	3 NM wenige Tropfen Regen. Klare Nacht.
21.	22°	26⅔°	23⅔°	12 VM kurzer Regen. 2 NM ebenso.
22.	22°	23½°	21°	Starker Gewitterregen den ganzen VM. Klare, sehr frische Nacht.
23.	20⅓°	30°	23½°	Klarfrischer Morgen; starker Nebel. Brennender Sonnenschein. Klare Nacht.
24.	21°	31°	23°	Starker Morgennebel. 6.15 NM wenige Tropfen Regen. Klare Nacht.
25.	20½°	32°	23½°	Heißer Sonnentag. Klare Nacht.
26.	21°	28°	23½°	Schöne klare Nacht. (Von 4 NM Rio Caiarý-Uaupés.)

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Novemb. 27.	22⅔°	33°	25°	Yutica. Heißer Sonnentag. Klare Nacht.
28.	22½°	33°	25½°	Schön. Heißer Sonnentag.
29.	23½°	25°	23°	Yutica bis Carurú. 11.30 VM Gewitter mit kurzem heftigem Regen. 3 NM heftiger Gewitterregen. 7 NM starker Regen.
30.	22°	25°	22°	Carurú. 12.30 VM starker Regen. VM von Zeit zu Zeit feiner Regen.
Dezember 1.	21°	28⅓°	22°	6 VM Starker Tau und Flußnebel. Schön. Klare Nacht.
2.	20½°	30°	24°	6 VM Starker Flußnebel. Schön. 9 NM leichte Bewölkung.
3.	23°	28°	24°	Carurú bis Rio Aiarý. 6 VM Leichter Flußnebel. Schön. Klare Nacht.

Rio Aiarý.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1903				
Dezember 4.	21½°	29°	23°	Oberhalb Cururú-cuára. 5.20 NM Gewitterregen.
5.	22°	28½°	22°	Cururú-cuára. 6 NM heft. Gewitterregen. 9 NM Himmel bedeckt. Nacht sehr kühl.
6.	22½°	24½°	22°	7.15 VM sehr kalter Regen von NO bis Mittag. 9 NM stark. Nebel.
7.	22°	27°	23½°	Schön. 9 NM Himmel dunstig bedeckt.
8.	22°	32°	24°	Heißer Sonnentag. Klare Nacht.
9.	21°	28½°	23°	2 NM wenige Tropfen Regen. 5.30 NM ebenso. 9 NM Himmel dunstig bedeckt.
10.	20½°	29½°	23°	Gegen Morgen sehr kühl; stark. Nebel. 3 NM heft. Regen mit Wind von NO. 4.45 NM leichter Regen. Klare Nacht.
11.	22°	26°	21½°	Trüber kühler Regentag. 8.30—9.30 VM Gewitterregen mit Wind. Klare, frische Nacht.
12.	21°	28½°	24°	Schön. 9 NM Himmel bewölkt.
3.	22½°	26½°	22°	1.45 NM kurz. heft. Regen von NNW. 3 NM heft. Gewitterregen. 9 NM klare Nacht; später starker Nebel.
14.	21°	27½°	23°	Taufrischer Morgen. 2 NM kurz. Regen. 3 NM heft. Gewitterregen.
15.	21⅓°	30°	22°	3.45 NM heft. Gewitterregen mit Wind. 9 NM Himmel dunstig bedeckt.
16.	20½°	26½°	23°	Schön.
17.	20½°	26⅓°	22½°	Schön.
18.	21½°	30°	23°	4.15—6 NM heft. Wind mit Gewitter und leichtem Regen.
19.	22°	30°	23½°	Schön. Klare Nacht.
20.	21½°		24°	Schön. Klare Nacht.
21.	21°	23½°	23°	1.30 NM heft. Gewitterregen. 3 NM heft. Regen. 9 NM Himmel dunstig bedeckt.
22.	22°	29½°	24°	5.30—7 VM heft. Regen.
23.	22°	27°	24°	Unterhalb Cururú-cuára. Kühler, trüber Morgen. 9 VM feiner Regen.
24.	21½°	26½°	24°	2 NM heft. Gewitterregen. 9 NM Himmel leicht bedunstet.
25.	22½°	25½°	23½°	Kühler Morgen. 7 VM heft. Regen bis 8.30 VM. Klare Nacht.
26.	21½°	30°	24°	Oberhalb Tunuhý. Stark. Morgennebel und Tau. 1 NM wenige Tropfen Regen. Klare Nacht.
27.	23½°	26°	24°	4—8 VM heft. Gewitterregen. 2 NM kurz. Regen.
28.	24°	25°	24°	6 VM heft. Gewitterregen. Regen bis gegen 11 VM. 9 NM Himmel dunstig bedeckt.
29.	23°	26°	24°	6 VM heft. Regen. Regen bis Mittag. 4 NM starker Regen. 9.15 NM ebenso.
30.	22½°	26½°	24°	9 VM heft. Regen bis Mittag. 9 NM Himmel bewölkt.
31.	22½°	28⅔°	24°	Tunuhý. Starker Morgentau und Flußnebel. 12 VM kurz. fein. Regen. 5 NM kurz. Regen. 9 NM Himmel bedunstet.

Rio Içána.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
Januar	1.	22½°	27½°	23°	Von 7 VM an Regen. 6.30—8 NM heft. Gewitterregen. 9 NM Himmel bedunstet.
	2.	22°	30½°	24°	4—7.30 VM Regen. 9.15 VM Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
	3.	22°	25½°	21⅔°	Unterhalb Tunuhý. 10 VM kurz. heft. Regen. 1.45 NM Strichregen oberhalb.
	4.	20½°	30⅔°	24°	Morgennebel. 3.30 NM wenige Tropfen Regen.
	5.	21½°	26½°	22°	1 VM kurzer Regen. 4—8.30 VM Regen. Ebenso 8 und 10 VM. 5.30 NM heft. Regen mit Wind die halbe Nacht.
	6.	22½°	30°	22½°	Stark. Morgennebel. 4 NM wenige Tropfen Regen. 5.30 kurz. Regen. 7 NM heft. Regen bis in die Nacht.
	7.	21½°	28½°	24°	7 VM kurz. feiner Regen. Schöner Tag.

Rio Negro.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
	8.	23½°	30°	24°	São Felippe. 6.20 VM feiner Regen. (Von 10 VM an Rio Negro, von 12 VM an São Felippe.)
	9.	21½°	26⅔°	24°	12.30 VM heft. Gewitterregen mit Sturm.
	10.	22°	25½°	22°	4 bis nach 9 VM heft. Regen. 1.15 kurz. Regen. 8 bis nach 12 NM heft. Regen.
	11.	21⅔°	29°	23°	2.15 NM heft. Strichregen oberhalb. 8.30 NM starker Regen bis gegen Morgen.
	12.	22°	22°	21°	1 NM furchtb. Unwetter: Gewitterregen mit Sturm von O.
	13.	21½°	29°	24⅓°	Klarfrischer Morgen. 1 und 2 NM heft. Wind von O, Regen oberhalb.
	14.	23°	26°	22½°	12.20—5 VM heft. Regen. 11 VM ebenso. Klare Nacht.
	15.	22⅓°	27½°	23½°	11 VM kurz. fein. Regen. Ebenso 1.30 NM. Sonst schön.
	16.	22½°	24°	23°	8.30 VM heft. Regen von N. 1.45 NM kurz. Regen.
	17.	21½°	25½°	24°	8 und 9 VM leicht. Regen. Ebenso 10.30 VM. 1.45 NM wenige Tropfen. 9 NM Bewölkung.
	18.	22½°	27°	24°	11 VM kurz. leicht. Regen. 1 NM dicht. Strichregen oberhalb. Klare Nacht.
	19.	23°	29½°	22°	11.30 VM wenige Tropfen Regen. Nachmittag klar. 7 NM heft. Gewitterregen mit Sturm von O bis nach 9 NM.
	20.	21½°	25⅔°	24⅓°	11 VM heft. Regen oberhalb. 1.15 NM kurz. heft. Regen. 6 NM leicht. Regen.
	21.	23°	29½°	22½°	Stark. Morgennebel. 3 NM heft. Gewitterregen mit Sturm von NO.
	22.	21½°	27½°	23°	11.30 VM Regen ober- und unterhalb. 1 NM kurz. Regen. 3 NM Sturm von NO mit wenig Regen. Der Fluß, der in letzter Zeit beständig stieg, beginnt seit gestern langsam zu fallen.

Rio Negro.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen.
1904					
Januar	23.	22°	25°	24½°	Stark. Morgennebel. 1.45 NM heft. Sturm und Regen von O. Fluß fällt.
	24.	22⅔°	25⅔°	22	2.30 VM heftiger Gewitterregen mit Sturm. 2.15 NM Regen von S. 9 NM Bewölkung.
	25.	21⅓°	28°	24°	Stark. Morgennebel. Schön, nicht zu heiß. Klare Nacht.
	26.	22⅔°	29°	23⅔°	Schön. 9 NM Bedunstung.
	27.	22°	26½°	23°	12.30 und 1 NM kurz. Regen. 3 NM heft. Regen von O.
	28.	22⅔°	26½°	23°	4.15 VM heft. Regen bis gegen 6 VM. 2 NM kurz. leicht. Regen v. NO. 7.30 NM heft. Wind mit Regen.
	29.	22°	26½°	22½°	Heft. Regen fast die ganze Nacht. 7.15 NM heft. Wind u. kurz. Regen v. O.
	30.	21½°	28°	24°	Schön. Frische Brise. Fluß fällt.
	31.	22½°	30°	25°	Schön. Klare Nacht. Fluß fällt.
Februar	1.	23½°	25½°	23⅓°	Morgennebel. 6.15 VM leicht. Regen v. NO. 7.30 VM heft. Gewitterregen bis gegen Mittag. 8.30 NM kurz. leicht. Regen.
	2.	22°	26°	23½°	Stark. Morgennebel. Von 11.30 VM bis gegen 2 NM kleine Regen. 7.15 NM kurz. Regen v. NO.
	3.	23°	23½°	23½°	6—7 VM feiner Regen. 12.30 bis nach 2 NM heft. kalter Regen v. O.
	4.	22⅓°	26⅔°	23⅔°	7 VM dichter Regen bis gegen Mittag. 4.45 NM heft. Regen v. NO. Klare Nacht.
	5.	22°	30°	24°	Dicht. Morgennebel. 3.15 NM heft. Regen v. NO. Ebenso 4 und 8.15 NM.
	6.	23°	28°	25½°	3.15 VM heft. Regen v. NO bis gegen Morgen.
	7.	23½°	26°	23½°	Unterhalb São Felippe. 2 NM kurz. Gewitterregen v. O. 8 NM leicht. Regen.
	8.	22°	29°	23⅔°	Unterhalb São Gabriel. 4.30 NM feiner Regen. Ebenso 8.30 NM.

Rio Curicuriary.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen.
9.	23°	24⅓°	21½°	Rio Curicuriarý. 12.15 und 1 NM Regen. 3.15 NM heft. Regen bis in die Nacht.
10.	21°	26°	23°	Klarer Tag. 10 NM kurz. Regen.
11.	22½°	24½°	23°	Serra de Curicuriarý. 12.15 VM heft. Regen bis gegen Morgen. 12 VM Regen.
12.	22°	23⅔°	23°	Taufrischer Morgen; dichter Nebel. Schöner Tag. Klare Nacht.
13.	20⅓°	26½°	22°	Rio Curicuriarý. Taufrischer Morgen; Nebel. 4.15 NM fein. Regen. 5.30 NM heft. Gewitterregen bis in die Nacht.
14.	22°	29°	24½°	12 VM und 7 NM kurzer feiner Regen. Sonst schön.

Rio Curicuriarý.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
Februar	15.	23½°	28°	23½°	3.45 NM Sturm mit heft. Regen v. O. 5 NM Regen bis in die Nacht.
	16.	22°	28½°	25°	Morgennebel. Schön. Himmel bedunstet. Klarfrische Nacht.
	17.	23½°	30½°	25°	Stark. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
	18.	22°	30°	25°	Klarer Morgen. Schön. Klare Nacht.
	19.	22½°	32°	25°	Ebenso.
	20.	23°	28½°	25°	11 VM wenige Tropfen Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
	21.	23½°	31½°	25½°	Capauarý-Igarapé. Schön.
	22.	23½°	29⅓°	25½°	Schön.
	23.	23°	30°	23°	VM Himmel bedeckt. 4.10 NM Regen v. O. 9 NM Bewölkung.
	24.	23°	30°	24⅓°	5—7 VM Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
	25.	23°	26°	23°	Kühle Nacht; stark. Tau. 6.30 VM heft. Gewitterregen. Regen bis Nachmittag; sehr kühl. 9 NM Bedunstung.
	26.	23°	30°	24°	6 VM stark. Regen. Sonst schön. 9 NM Bedunstung.
	27.	23°	31°	23½°	5 VM kurz. Regen. 3.20 NM kurz. Regen. 5.30 NM heft. Gewitterregen bis in die Nacht.
	28.	22°	25°	23°	11 VM Regen. 4 NM stark. Regen bis in die Nacht.
	29.	21°	26⅓°	23½°	Leicht. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
März	1.	21°	28½°	23°	3 NM heft. Regen; kühl. Klarfrische Nacht. Infolge der fortgesetzten Regen steigt der Igarapé rapid.
	2.	22½°	23°	22°	5.40 VM wenige Tropfen Regen. 12 VM heft. Regen bis nach 1 NM. 2 NM kalter Regen bis in die Nacht.
	3.	21⅓°	24½°	22°	Die ganze Nacht Regen bis 8 VM. Feiner Regen bis gegen Mittag. 9 NM leichte Bedunstung.
	4.	20⅓°	25°	22¼°	Kalte Nacht. Stark. Morgentau. 1 NM wenige Tropfen Regen. 2 NM Himmel bedeckt. 9 NM leichte Bedunstung.
	5.	21°	25°	23½°	Zum Caiarý-Uaupés. Kalte Nacht. 12.15 VM bis gegen Mittag Regen. Klare Nacht.

Rio Caiarý-Uaupés.

	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
6.	21½°	29°	24°	Unterhalb Rio Tiquié. 12.30 NM wenige Tropfen Regen. 7 NM kurz. leicht. Regen.
7.	22⅓°	30°	24°	Schön. 9 NM Bewölkung.
8.	21½°	30°	24°	Leicht. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
9.	22°	25°	22⅓°	9 VM wenige Tropfen Regen. 11 VM Regen. 6.30 NM kühler Wind v. NW. 9 NM leicht. Regen.
10.	21°	28°	23°	2.30 NM Sturm von NW. aber wenige Tropfen Regen. Sonst schön.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
März	11.	21°	28⅔°	24°	Schön. Klare Nacht.
	12.	23°	30½°	24°	Rio Tiquié. 6 VM Bewölkung. 8 NM Gewitterregen u. Sturm v. SW. Regen die ganze Nacht.
	13.	22°	26°	23°	6 VM Regen; dann schön. Klare Nacht.
	14.	21½°	23½°	23°	Klarfrischer Morgen. 12.30 u. 1 NM Regen. 2 NM Gewitterregen mit Sturm v. N.
	15.	22°	28°	23½°	Nachts mehrmals Regen. Dicht. Morgennebel. 2 NM kurz. leicht. Regen. 7 NM Gewitterregen. Ebenso 9 NM.
	16.	22⅓°	27°	24°	1 VM Regen. Tag schön. Klare Nacht.
	17.	22½°	25°	22½°	Rio Tiquié: Urubú-Lago. Von 1 VM an heft. Gewitterregen u. Sturm. Regen bis Mittag. 9 NM leichte Bedunstung.
	18.	21°	27½°	22½°	Kühle Nacht. Starker Tau. Klarer Morgen. 2 NM Regen. 4 NM kurz. Regen. 9 NM leichte Bedunstung. 11 NM kurz. leicht. Regen.
	19.	22½°	31½°	24°	Schön. Klar.
	20.	22½°	27°	24½°	9 VM kurz. leicht. Regen. 1 NM kurz. heft. Regen. 9 NM Bedunstung.
	21.	22½°	31⅓°	23°	Klarer Morgen. 4 NM Gewitterregen und Wind. Regen bis nach 9 NM.
	22.	21°	30°	23°	Regen bis gegen Morgen. 7 VM Regen; dann schön. 11 NM kurz. heft. Regen.
	23.	20⅓°	31½°	23°	Starker Nebel u. Morgentau. Schön. Klare Nacht.
	24.	21½°	30½°	24°	Taufrischer Morgen; leichter Nebel. 2 NM Gewitterregen v. O. 11 NM kurz. Regen.
	25.	21½°	23½°	21½°	12.30 VM furchtb. Unwetter: Gewittersturm, Regen. 6.30—9 VM heft. Regen. 10 VM Regen bis NM. 9 NM Bedunstung; Nebel, Tau.
	26.	21⅓°	30°	23½°	Leicht. Morgennebel. 4 NM kurz. leicht. Regen; sonst schön. Klare Nacht.
	27.	21°	28°	23°	Klarer Morgen. Schön. 9 NM Bedunstung.
	28.	21½°	24°	22°	2 VM Gewitterregen. Regen bis nach Mittag. 2.40 NM Regen. Ebenso 8 NM.
	29.	21½°	31°	23½°	Klarfrischer Morgen. 9.30 VM kurz. heft. Regen v. O. 8 NM heft. Regen mit Wind v. O. bis in die Nacht.
	30.	21½°	29°	23⅓°	Rio Tiquié: Unterhalb Parý-Cachoeira. Regen bis gegen Morgen; dann schön. Klare Nacht. Fluß ist sehr gestiegen.
	31.	21½°	24⅓°	23°	Klarer Morgen. 1.40 NM heft. Regen v. ONO. Klare Nacht.
April	1.	21½°	28°	24°	Klarfrisch. Morgen; leicht. Waldnebel. Schöner Tag. Klare Nacht.
	2.	23°	30°	22½°	5.15 VM stark. Regen v. O. 2.30 NM stark. Wind u. Regen v. N. 3.30 NM Regen v. O. Ebenso 6.30 NM.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904				
April 3.	22°	23°	22⅔°	6.30 VM fein. Regen. 10—12 VM stark. Regen. 2 NM fein. Regen.
4.	21½°	26°	22½°	6 VM Waldnebel. Schön.
5.	22⅔°	28°	24⅓°	12.15 VM fein. Regen. Frischer Morgen. 12 VM wenige Tropfen Regen. 9 NM schwül.
6.	22⅓°	24°	21½°	5 VM bis gegen Mittag Regen. 2 NM Bewölkung. Klare Nacht.
7.	20½°	26°	23°	Frische Nacht. 6 VM dicht. Nebel. Schön. 9 NM leicht. Bedunstung.
8.	20°	27½°	22½°	Sehr frische Nacht. 6 VM stark. Tau u. Nebel. Schön. 9 NM Himmel bedeckt.
9.	21°	27½°	22°	Frische Nacht. Stark. Tau u. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
10.	21⅓°	25°	23⅓°	Rio Tiquié: Parý-Cachoeira. Stark. Morgennebel. 12.30 NM kurz. Regen. 3 NM wenige Tropfen. 7.30 NM Gewitterregen v. O.
11.	22°	28°	23⅔°	Stark. Morgennebel. VM leichte Regen. 3.30 NM kurz. leicht. Regen. 9 NM heft. Gewitterregen mit Sturm v. O.
12.	22°	27½°	22°	Stark. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
13.	21⅓°	28½°	23⅔°	Morgennebel. 8 und 10 VM fein. Regen. 5.30 NM Gewitterregen mit Wind v. O. 8 NM kurz. Regen.
14.	23°	27½°	23⅔°	6 VM leicht. Waldnebel. 8 VM leicht. Regen. Schön. Klare Nacht.
15.	22⅓°	28⅓°	22°	5.45 VM kurz. leicht. Regen; dann schön. 3.30 NM Gewitterregen v. N. 6 NM fein. kalt. Regen v. N. 8.30 ebenso. 9 NM Regen.
16.	21°	26½°	24⅓°	Stark. Morgennebel. 2.30 NM Wind u. Regen v. NO. Fluß steigt.
17.	22½°	29°	23°	Rio Tiquié: Oberhalb Parý-Cachoeira. Leicht. Morgennebel. 3 NM wenige Tropfen Regen. 4.50 NM fein. Regen. Klare Nacht.
18.	21°	22⅔°	23½°	Rio Tiquié: Cabarý-Igarapé. 6 VM leicht. Waldnebel. 8.30 VM fein. Regen. 12—3 NM dicht. Regen. 4 NM kurz. Regen.
19.	21°	28°	23°	6 VM stark. Waldnebel. Schön. Klare Nacht.
20.	22°	22°	21°	6 VM leicht. Waldnebel. 11.45 VM stark. Regen v. SO. 1 NM heft. Gewitterregen v. O bis gegen 3 NM. 9 NM leicht. Bedunstung.
21.	20°	29½°	22½°	Stark. Tau u. leicht. Waldnebel. Schön. Klare Nacht.
22.	21⅓°	23⅓°	21⅔°	6 VM leicht. Waldnebel. 10.45 VM heft. Gewitterregen mit Wind v. SO. 4 NM wenige Tropfen Regen.
23.	21°	29°	23°	Stark. Tau; prachtvoller doppelter Tauregenbogen im W. Schön.
24.	22½°	26½°	23°	4 VM stark. Regen. Ebenso 8.30 VM. 9 NM vorwiegend klar.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
April	25.	$21\frac{1}{2}°$	$28\frac{2}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	6 VM leicht. Waldnebel. 8 VM leicht. Regen. 4 NM stark. Regen v. O. Klare Nacht; Waldnebel; stark. Tau.
	26.	23°	$29\frac{1}{2}°$	$24\frac{1}{3}°$	Stark. Tau; leicht. Waldnebel. 12 VM wenige Tropfen Regen; dann schön. 9 NM Bewölkung.
	27.	22°	26°	$23\frac{1}{2}°$	Rio Tiquié: Oberhalb Cabarý-Igarapé. 2 VM heft. Gewitterregen v. NW. 6 VM tropfenweise Regen; dann schön. 8 NM wenige Tropfen Regen.
	28.	$21\frac{1}{2}°$	24°	22°	Stark. Morgennebel. 12.15 NM Regen v. O. 1.30 NM bis spät feiner Regen v. SW. 9 NM stark. Nebel.
	29.	21°	27°	$23\frac{1}{2}°$	Waldnebel; stark. Tau. 4 NM Regen. 6—8 NM Regen. 9 NM Bedunstung.
	30.	22°	$27\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	Leicht. Waldnebel. Schön. Klare Nacht.
Mai	1.	22°	25°	23°	Rio Tiquié: Pinókoaliro. Stark. Morgennebel. Schön. 9 NM stark. Waldnebel.
	2.	22°	$29\frac{2}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	Leicht. Waldnebel; Tau. 5 NM kurz. leicht. Regen v. NW.
	3.	$20\frac{1}{2}°$	27°	$23\frac{1}{3}°$	Stark. Tau u. Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
	4.	22°	$26\frac{1}{3}°$	24°	12.30 VM bis Morgen heft. Regen v. S. 12 VM Gewitterregen v. WSW. 9 NM starke Bewölkung.
	5.	22°	29°	23°	5—7 VM stark. Regen. 3.30—5 NM heft. Regen. 9 NM fein. Regen.
	6.	22°	26°	23°	2 VM heft. Regen. Ebenso 1 NM. 6 VM stark. Nebel. 9 NM Bewölkung.
	7.	22°	31°	$23\frac{1}{2}°$	Starker Tau; Himmel bedunstet. Schön. 9 NM Bewölkung.
	8.	$22\frac{1}{3}°$	24°	22°	Starker Tau; Himmel leicht bedunstet; 1 und 2 NM kurzer leichter Regen von O. Nacht klar.
	9.	21°	$29\frac{1}{2}°$	24°	Starker Morgennebel. 3 NM heftiger Regen mit Wind von O. 9 NM Bedunstung.
	10.	23°	24°	23°	Rio Tiquié: Oberhalb Pinókoaliro. 5 VM starker Tau. 1 NM feiner Regen. Von 1.25 NM an heft. Regen. 5 NM feiner Regen. 9 NM Bedunstung.
	11.	23°	$26\frac{1}{2}°$	23°	Morgennebel. 12.15 NM Regen von O. 2 NM leichter Regen. Ebenso 10 NM.
	12.	22°	$30\frac{2}{3}°$	23°	Rio Tiquié: Cabeceira. Starker Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
	13.	$22\frac{1}{3}°$	$24\frac{2}{3}°$	23°	5 VM starker Tau. 6 VM leichter Waldnebel. 6.15 VM heftiger Regen von O. 10.30 VM Regen. Den ganzen NM fortgesetzt Regen.
	14.	$22\frac{1}{3}°$	$25\frac{1}{2}°$	21°	6.15—8.30 VM starker Regen; dann schön. Klare Nacht.
	15.	$21\frac{1}{3}°$	29°	24°	6.30 NM kurz. leicht. Regen; sonst schön.

Datum	VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904 Mai 16.	$22\frac{1}{3}°$	$27\frac{1}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	Starker Morgennebel. 8.45 VM feiner Regen von O. 12 VM Regen von O. 4.45 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von O. 6 NM starker Regen von O. 9 NM kurzer leichter Regen.
17.	22°	29°	24°	3 VM kurzer leichter Regen. Morgennebel. Schön.
18.	22°	$29\frac{1}{2}°$	24°	3 VM kurzer starker Regen. Klarer Morgen; Waldnebel. 4 NM Regen von NO. 7 NM kurzer leichter Regen.
19.	21°	$29\frac{2}{3}°$	24°	Rio Tiquié: Bis Pinókoaliro. Morgennebel; starker Tau. 7 NM Gewitterregen von O. Ebenso 8.30 und 9 NM.
20.	22°	25°	24°	Rio Tiquié: Unterhalb Pinókoaliro. Regen die ganze Nacht. 6 VM Nebel. 3.30 NM heftiger Regen. 9 NM Bewölkung.
21.	21°	$25\frac{2}{3}°$	$22\frac{1}{2}°$	Rio Tiquié: Bis Parý-Cachoeira. Himmel bedunstet; sonst schön. Klare Nacht.
22.	21°	30°	$23\frac{1}{2}°$	Rio Tiquié: Parý-Cachoeira. 6 VM dichter Nebel. 9 VM wenige Tropfen Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
23.	$20\frac{1}{3}°$	$30\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	Dichter Morgennebel. 12 VM kurzer Regen. 4.45 NM kurzer starker Gewitterregen mit Wind von NO. 9 NM Bedunstung.
24.	$21\frac{1}{2}°$	30°	24°	Morgennebel. Gegen Mittag wenige Tropfen Regen; sonst schön. 9 NM Bedunstung.
25.	$22\frac{1}{2}°$	28°	$23\frac{2}{3}°$	3.30 VM kurzer starker Gewitterregen von O. 1.45 NM kurzer leichter Regen von O. 4 NM kurzer feiner Regen. 11.30 NM heftiger Sturm und Regen von O.
26.	22°	$24\frac{1}{3}°$	23°	6.30 VM feiner Regen. 12.30 NM kurzer leichter Regen von O. 1.15 NM heftiger Regen von O. 3 und 5 NM feiner Regen. 9 NM Bedunstung; starker Waldnebel.
27.	$21\frac{1}{2}°$	$27\frac{2}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	7 VM starker Waldnebel von O. 3.45 und 5.30 NM leichter Regen. 9 NM Himmel bedeckt.
28.	21°	$27\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	6 VM dichter Waldnebel. 1.45 NM starker Regen von S. 6.30 NM starker Gewitterregen von O. 9 NM Bewölkung. 12 NM kurz. stark. Regen.
29.	22°	28°	$23\frac{1}{2}°$	6 VM starker Waldnebel von O. 1 NM kurzer Regen mit Wind von SO. 2.30 NM Regen von SO. 9 NM leichte Bewölkung.
30.	22°	$25\frac{1}{2}°$	$22\frac{1}{2}°$	6.30 VM heftiger Regen von O. Ebenso 1.30 NM bis gegen Abend. 9 NM dichter Nebel besonders im O.
31.	22°	$29\frac{1}{2}°$	24°	6 VM starker Waldnebel im O. 3 NM heftiger Gewitterregen von O. 10 NM kurz. Regen von O.
Juni 1.	$22\frac{1}{2}°$	$28\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	6 VM Bedunstung. Während des VM mehrmals leichte kurze Regen von O. Sonst schön. 6 NM kurzer feiner Regen von O.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum		VM	NM		Bemerkungen
		6	2	9	
1904					
Juni	2.	$22\frac{1}{3}$°	$25\frac{2}{3}$°	$23\frac{1}{2}$°	6 VM Bedunstung. 7.30 VM Regen von O. Ebenso 10.30 und 11.30 VM. 9.30 NM heftiger Gewitterregen von O.
	3.	$22\frac{1}{3}$°	$25\frac{1}{2}$°	22°	4 VM kurzer starker Regen. 6 VM Bedunstung; Nebel im O. 2 NM Regen von O. 9 NM leichte Bedunstung.
	4.	$22\frac{1}{3}$°	23°	$22\frac{1}{2}$°	Rio Tiquié: Unterhalb Parý-Cach. 6 VM Bedunstung. 11 VM starker Regen von O bis nach 1 NM. 2 NM feiner Regen. 9 NM starker Nebel; Tau.
	5.	21°	$28\frac{1}{2}$°	$22\frac{1}{2}$°	Starker Tau. 6 VM Bedunstung. 12.30 NM feiner Regen von O. 3 NM ebenso. 6 NM starker Regen. 9 NM Bewölkung.
	6.	22°	27°	23°	6 VM leichter Nebel. 1.15 NM wenige Tropfen Regen; sonst schön. Klare Nacht.
	7.	$22\frac{1}{3}$°	27°	$22\frac{1}{2}$°	4 VM kurzer leichter Regen. Leichter Waldnebel. 6.30 VM Regen von O. Dann schön. Klare Nacht.
	8.	$22\frac{1}{2}$°	$24\frac{1}{2}$°	23°	Rio Tiquié: Unterhalb Urubú-Lago. Starker Tau. 11 VM feiner Regen. 12.40 NM feiner Regen mit Wind von O. 1.45 starker Regen von O. 3.30 NM feiner Regen. 9 NM Himmel bedeckt.
	9.	22°	$27\frac{1}{3}$°	$23\frac{1}{2}$°	12.15 VM heftiger Regen. 4 VM Regen. 6 VM feiner Regen. 3 NM kurzer starker Regen mit Wind von O. 9 NM klar.
	10.	23°	29°	24°	Unterhalb Rio Tiquié. 12.15 VM heftiger Regen von O. 6.30 VM feiner dichter Regen von O. 2.30 NM kurz. heft. Regen von O. 9 NM Bedunstung.
	11.	23°	$25\frac{1}{2}$°	$22\frac{1}{2}$°	4 VM leichter Regen von O. Klarfrischer Morgen. 9 VM kurzer Regen. 11.15 VM feiner Regen von O. wie später noch mehrmals. 3.30 NM starker Regen mit Wind von O. 9 NM Bedunstung.
	12.	22°	28°	$23\frac{1}{2}$°	Klarer Morgen; starker Nachttau. 3.15 NM starker Regen mit Wind von O. 8.30 NM wenige Tropfen Regen. 9 NM Regen.

Rio Negro.

Datum		VM 6	NM 2	NM 9	Bemerkungen
	13.	$22\frac{1}{2}$°	$27\frac{2}{3}$°	$23\frac{2}{3}$°	Unterhalb São Felippe. 1 VM Regen. 6 VM starker Nebel von O. 7 NM dichter Regen mit Wind von O. 9 NM Bewölkung. Fluß sehr gestiegen.
	14.	$23\frac{1}{3}$°	28°	24°	6 VM feiner Regen von O. 5.15 NM heftiger Regen mit Sturm von O. 9 NM Bewölkung.
	15.	$22\frac{1}{3}$°	$28\frac{2}{3}$°	$25\frac{1}{3}$°	12 VM heftiger Regen und Wind von O. Ebenso 12.30 und 1 NM. Nacht klar, aber sehr schwül.
	16.	$23\frac{1}{2}$°	$28\frac{1}{3}$°	25°	Schön. 9 NM Bewölkung.

Rio Negro.

Datum	VM	NM		Bemerkungen
	6	2	9	
1904				
Juni 17.	$23\frac{1}{2}$°	25°	$23\frac{1}{2}$°	7 VM dichter kalter Regen mit kaltem Südwind, Friagem, den ganzen Tag. 5 NM = **23°**. Zeit der „Arú".
18.	$21\frac{1}{2}$°	**$23\frac{1}{2}$°**	23°	Regnerisch und noch kühler als gestern. 9 NM Bewölkung ohne Regen.
19.	22°	25°	$23\frac{1}{2}$°	Ebenso, nur 10 VM kurzer Sonnenschein. 9 NM Bewölkung ohne Regen.
20.	23°	26°	23°	Regenschauer den ganzen VM. Dann kurzer Sonnenschein. NM Regen. 9 NM Regen.
21.	23°	26°	24°	VM Regenschauer. 1.15 NM starker Regen von O. NM und Abend schön. Klare Nacht.
22.	$22\frac{1}{3}$°	$25\frac{1}{3}$°	$23\frac{2}{3}$°	6 VM dichter Nebel. 10 VM kurzer Regen von SO. 11.30 VM dichter Regen von SSO. Fluß fällt langsam.
23.	$22\frac{1}{3}$°	$24\frac{1}{2}$°	$23\frac{2}{3}$°	6 VM dichter Nebel. 1.15 NM heftiger Gewitterregen von O. Klare Nacht.
24.	$21\frac{2}{3}$°	$24\frac{1}{2}$°	$23\frac{1}{2}$°	6.30 VM Nebel von N her. 1.40 NM heftiger Gewitterregen und Wind von SO. 3.30 NM heftiger Regen und Wind von O. Klare Nacht. Fluß fällt.
25.	22°	$26\frac{2}{3}$°	$24\frac{1}{2}$°	2.15 NM kurzer heftiger Sturm und Regen. 6.15 NM kurzer Regen und Wind von NO.
26.	22°	26°	24°	6.15 VM dichter Nebel von N. 1.15 NM kurzer Regen und Wind von O. 3.15 NM kurzer leichter Regen von O. 12 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von O. Fluß fällt.
27.	22°	29°	23°	Klarer Morgen. 5 NM kurzer Regen von O; sonst schön. Klare Nacht.
28.	$22\frac{1}{2}$°	$28\frac{1}{2}$°	24°	Klarer Morgen. 4 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von O. 9.15 NM kurzer Regen von NO.
29.	$22\frac{1}{2}$°	29°	$22\frac{1}{2}$°	5 VM kurzer Regen. 11 VM kurzer feiner Regen von NO. 4 NM Gewitterregen und Wind von O. Klare Nacht.
30.	$21\frac{2}{3}$°	26°	$23\frac{1}{2}$°	6 VM dichter Nebel. 8 VM dichter heftiger Regen von ONO. 9 NM leichte Bedunstung.

Datum	VM		NM		Bemerkungen
	6	7	2	9	
1904					
Juli 1.	22°	$23\frac{2}{3}$°	29°	$23\frac{1}{2}$°	6.30 VM dichter Nebel von O. 3.15 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm von O. Klare Nacht.
2.	$23\frac{1}{2}$°	$24\frac{1}{2}$°	28°	$23\frac{1}{2}$°	Klarer Morgen. 1 NM wenige Tropfen Regen. 4 NM starker Wind von O mit Regen. 7 NM Regen von O.
3.	$22\frac{1}{3}$°	$23\frac{1}{2}$°	$26\frac{1}{2}$°	$23\frac{1}{2}$°	5 VM heftiger Regen und Wind von O. 7.15 NM kurz. Regen. 9 NM Bewölkung.

Rio Negro.

Datum	VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904 Juli 4.	$22\frac{1}{3}°$	$23°$	$23°$	$22\frac{1}{3}°$	Trüber Regentag. 7 VM und 1 NM heft. Regen von O. 9 NM Bedunstung.
5.	$21\frac{2}{3}°$	$22\frac{1}{2}°$	$27°$	$23\frac{1}{2}°$	6 VM dichter Nebel. 1 NM wenige Tropfen Regen. Schön. Klare Nacht.
6.	$21\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	$27\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	Klarfrischer Morgen; starker Tau. 4.30 NM Gewitterregen von O. 5 NM heft. Regen. Sonst schön. Vorwiegend klare Nacht.
7.	$22\frac{1}{2}°$	$23°$	$26\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	6 VM dichter Nebel. 7.30 VM dichter kalter Regen von O. 10 VM leichter Regen von O. NM schön. 9 NM leichte Bedunstung.
8.	$22°$	$23°$	$28\frac{2}{3}°$	$24°$	VM klar. 1 NM wenige Tropfen Regen von O. 4 NM leichter Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
9.	$23\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	$26\frac{2}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	5 VM heftiger Regen von O. 7.30 VM heftiger Regen von O. Dann schön. Klare Nacht.
10.	$22\frac{2}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	$26\frac{1}{3}°$	$23\frac{1}{2}°$	9.30 VM feiner dichter Regen von O. Dann schön. Klare Nacht.
11.	$22\frac{1}{3}°$	$23°$	$27\frac{1}{2}°$	$24\frac{1}{2}°$	VM leichte Bewölkung. 1 NM starker Regen mit Wind von O. 9 NM Bewölkung; schwül.
12.	$23\frac{1}{2}°$	$23\frac{1}{2}°$	$29\frac{1}{2}°$	$24\frac{1}{2}°$	4 VM kurzer Regen von O. 3 NM kurzer Regen mit Wind von O. 9 NM Bewölkung; schwül. Seit gestern steigt der Fluß sehr langsam.
13.	$23°$	$23°$	$26\frac{2}{3}°$	$23\frac{2}{3}°$	7 VM leichter Nebel. Schöner Tag. 10 NM heftiger Gewitterregen mit Sturm von O.
14.	$21\frac{2}{3}°$	$23°$	$27°$	$23\frac{1}{2}°$	5 VM kurzer Gewitterregen mit Sturm von O. 12.30 NM feiner dichter Regen von NO. 9 NM klar.
15.	$22°$	$23\frac{1}{2}°$	$29°$	$23°$	6 VM leichte Bewölkung. 3 NM kurzer feiner Regen mit Wind von O. 4 NM Regen mit heftigem Wind von O. 5 NM heftiger Regen von O. 9 NM Bewölkung. Fluß steigt fortgesetzt sehr langsam.
16.	$22\frac{1}{2}°$	$23°$	$27\frac{1}{2}°$	$23°$	Oberhalb São Felippe. Klarfrischer Morgen; starker Tau. 5.30 NM feiner Regen von O. Sonst schön. 9 NM Bewölkung.
17.	$22°$	$22\frac{1}{2}°$	$28°$	$24°$	6.15 VM feiner dichter Regen. 4.30 NM kurzer leichter Regen. Sonst schön. 8.45 NM wenige Tropfen Regen.
18.	$22\frac{1}{2}°$	$23°$	$23\frac{1}{2}°$	$23°$	8.15 VM leichter Regen. 11.30 VM kalter Regen. Danach regnerisch. 9 NM Regen.

Rio Negro.

Datum	VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904 Juli 19.	22°	$22\frac{1}{2}$°	$24\frac{1}{2}$°	24°	São Marcellino. 9.30 VM kurzer Regen. Ebenso 10.30 VM. 12—1 NM feiner Regen. Klare Nacht; starker Tau.
20.	$21\frac{1}{2}$°	$21\frac{1}{2}$°	29°	$23\frac{1}{2}$°	Morgennebel. Schön. 9 NM Bedunstung
21.	$22\frac{1}{4}$°	$22\frac{1}{4}$°	$22\frac{1}{2}$°	$21\frac{1}{2}$°	7.15 VM kurzer Regen von O. 8—9 VM. dichter Regen von O. 1—2 NM starker Wind mit Regen von O. Klare Nacht.
22.	$21\frac{1}{3}$°	22°	29°	$22\frac{1}{2}$°	6 VM dichter Nebel. 3 NM heftiger Regen von O. Klare Nacht.
23.	$21\frac{1}{2}$°	$22\frac{1}{3}$°	31°	$23\frac{1}{2}$°	Klarfrischer Morgen; Nebel. 2.30 NM wenige Tropfen Regen. 6 NM heftiger Sturm und Regen von OSO.
24.	23°	$23\frac{1}{2}$°	30°	24°	3 VM heftiger Regen. Schöner Tag. Klare Nacht.
25.	23°	$22\frac{2}{3}$°	25°	$23\frac{2}{3}$°	2—5 VM heftiger Regen 11.30 VM heftiger Gewitterregen; dann schön. 9 NM stellenweise Bedunstung.
26.	22°	$22\frac{1}{2}$°	28°	23°	6 VM Nebel von O. 12.15 und 3.30 NM kurzer Regen von O. 5.30 NM heftiger Gewitterregen von O. 9 NM Bewölkung.
27.	22°	22°	27°	24°	Unterhalb São Marcellino. Kühler Morgen; Waldnebel. Schön. 9 NM Bewölkung.
28.	23°	$23\frac{1}{2}$°	26°	24°	São Felippe. 1 NM kurzer dichter Regen von O. Sonst schön. 9 NM Bedunstung. 10 NM Sturm mit längerem heftigem Regen.
29.	22°	$22\frac{1}{3}$°	$27\frac{2}{3}$°	$22\frac{1}{2}$°	5 NM Sturm und heftiger Regen von SO. Fluß steigt fortgesetzt; eine außergewöhnliche Erscheinung.
30.	$21\frac{2}{3}$°	23°	$22\frac{2}{3}$°	22°	9 VM dichter Regen mit Wind von O. 10.30—1.30 NM Sturm mit heftigem Regen von O. 9 NM Bedunstung.
31.	$21\frac{1}{2}$°	$22\frac{1}{2}$°	$26\frac{1}{3}$°	$23\frac{1}{2}$°	Kalte Nacht. Klarer Morgen. 1.30 NM wenige Tropfen Regen. Fluß steigt, zum drittenmal in diesem Jahr. Klare Nacht.
August 1.	$22\frac{1}{2}$°	23°	$25\frac{1}{3}$°	23°	Klarfrischer Morgen; starker Tau. Schön. 9 NM Bedunstung.
2.	$20\frac{1}{2}$°	$21\frac{1}{2}$°	$27\frac{1}{2}$°	23°	Klarfrischer Morgen; starker Tau. 7 VM dichter Nebel. 1 NM starker Wind mit kurzem Regen von NO. 5 NM Gewittersturm und Regen von O. Fluß fällt.
3.	$22\frac{2}{3}$°	$23\frac{1}{3}$°	$27\frac{2}{3}$°	$23\frac{1}{2}$°	6 VM Bedunstung; starker Tau; dann schön. 3 NM starker Regen mit Wind von SO. 4 NM heftiger Wind mit kurzem starkem Regen von SO. Fluß fällt langsam.
4.	$21\frac{2}{3}$°	$21\frac{2}{3}$°	24°	$23\frac{1}{2}$°	Unterhalb São Felippe. 4 VM heftiger Regen bis gegen 8 VM. 10.15 VM dichter feiner Regen von O. Ebenso 1 NM. 9 NM Bewölkung.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum		VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904 August	5.	22⅓°	22½°	26°	22½°	Unterhalb Ipanoré. 6 VM leichter Waldnebel. 1.30 NM leichter Regen. Sonst schön. Klare Nacht.
	6.	22°	23°	25°	23°	6.15 VM feiner Regen. 7 VM dichter feiner Regen. Sonst schön. Klare Nacht. Kühle Brise von W.
	7.	21⅔°	22°	26½°	22⅓°	12.15 VM längerer starker Gewitterregen mit Wind von O. Dann schön. Klare Nacht.
	8.	21½°	21⅔°	25⅔°	23½°	Dichter Morgennebel. 11 und 12 VM Regen von O. Dann schön. Klare Nacht.
	9.	21½°	22°	25½°	23½°	7.15 VM Regen von O. Ebenso 11.50 VM und 1 NM. 6 und 8 NM leichter Regen. 9 NM Bewölkung.
	10.	21½°	21⅔°	30½°	23½°	Dichter Morgennebel. Schön.
	11.	21½°	22⅔°	23½°	20½°	Starker Tau und Nebel. VM schön. 1.30 NM furchtbarer Sturm von O., langanhaltend. 2 NM kurzer leichter Regen. Klare Nacht.
	12.	19°	20°	28½°	23½°	Kalte Nacht; starker Tau. 1.20 NM leichter Regen von O. Dann schön.
	13.	21°	21½°	25°	21°	3 VM heftiger Gewitterregen; dann schön. 2 NM heftiger Regen und Sturm von NNO. 5.30 NM = 21½°. Klare Nacht.
	14.	19°	19½°	28½°	23°	Oberhalb Ipanoré. Klarfrischer Morgen; dichter Flußnebel. Schön.
	15.	21°	22⅔°	30½°	24°	Klarfrischer Morgen. Schön.
	16.	21½°	22½°	29½°	22½°	Ebenso.
	17.	22°	23°	23⅔°	22°	Starker Tau. 1.20 NM heftiger Gewitterregen von O. Dann schön. 9 NM leichte Bedunstung; starker Tau.
	18.	21⅓°	23°	26°	23½°	6 VM leichte Bedunstung und Flußnebel. 12.30 NM Gewitterregen von O. 9 NM Bewölkung.
	19.	22°	23½°	28⅔°	23½°	5.15 NM feiner Regen. Sonst schön. 10.15 NM heft. Regen mit Wind von O.
	20.	21⅓°	22½°	29½°	23⅓°	Yauareté. 6 NM heftiger Gewitterregen von O. 8.30 NM kurzer Regen. 9 NM Bedunstung.
	21.	22°	23°	29°	22⅔°	3 NM kurzer starker Regen von O. Ebenso 4 NM. 9 NM leichte Bedunstung. 11 NM heftiger Gewitterregen von O.
	22.	21°	22½°	24⅔°	23°	10 und 11 VM kurzer leichter Regen von O. 1 NM starker Regen von O. Dann klar. 10.45 NM heftiger Gewitterregen von O.
	23.	21½°	22⅓°	26½°	23°	Oberhalb Yauareté. 12 VM feiner Regen. Schön. Klare Nacht.
	24.	21⅓°	22½°	28½°	21⅔°	Schön. Klare Nacht; starker Tau.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum	VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
August 25.	22½°	24°	30°	23°	Klarfrischer Morgen. 2.15 NM starker Wind von NNO. 3 NM dichter Regen. Klare Nacht.
26.	20½°	21⅓°	27½°	24°	Dichter Morgennebel. Schön. Klare Nacht.
27.	20½°	21°	25°	22°	Carurú. 5 VM heft. Gewitterregen und Sturm. 7—9 VM starker Regen. 7.30 NM kurzer leichter Regen.
28.	21°	21½°	30½°	23°	Schön.
29.	22°	23°	25⅔°	21½°	11 VM kurzer starker Regen von O. Dann schön.
30.	21½°	22°	30½°	23½°	4 VM kurzer leichter Regen. 5 NM kurzer Regen von O. Ebenso 8 und 8.30 NM. Klare Nacht.
31.	21½°	22°	27°	22½°	4 VM kurzer Regen. VM regnerisch; NM und Nacht klar.
September 1.	22°	22⅓°	28½°	23°	Von 12.30 VM an mehrfach Gewitterregen. 6 VM leichter Regen. Schön.
2.	21½°	23°	30½°	23⅓°	11 VM wenige Tropfen Regen. 1 NM ebenso. 5.45 und 7.30 ebenso. 9 NM Bewölkung.
3.	22½°	23°	27°	23°	9.30 VM dichter Regen von O. 5 NM dichter feiner Regen mit Wind von O. 9 NM Bewölkung.
4.	21½°	22°	29°	22⅔°	Leichter Morgennebel. 3.30 NM kurzer starker Gewitterregen mit Wind von O. Fluß fällt seit 5. August regelmäßig.
5.	20½°	21½°	30°	23⅓°	Bis Matapý. 4 NM leichter Regen von O. Sonst schön.
6.	20½°	22½°	**23°**	22½°	Matapý. 10 VM langanhaltender dichter kalter Regen mit Wind von O. 9 NM leichte Bewölkung.
7.	20°	20⅔°	28½°	23½°	Schön.
8.	22½°	23°	28½°	23½°	Bis Yacaré. 5.30 VM dichter Regen von O. Dann schön. 5 NM starker Regen von O. 6 NM kurzer Regen. 9 NM Bewölkung.
9.	22½°	23°	29°	23°	Bis Yutica. VM schön. 2 NM wenige Tropf. Regen. 5 NM kurzer feiner Regen von O. Klare Nacht. Starker Tau.
10.	21½°	22½°	25°	23°	Bis Taracuá. 4.30 VM feiner Regen. 11.30 VM leichter Regen von O. Ebenso 3.20 NM. 9 NM Bedunstung.
11.	21½°	22½°	28°	22½°	Oberhalb Taracuá. 4 VM kurzer leichter Regen. 3.40 NM starker Gewitterregen von O. 6 NM längerer leichter Regen von O.
12.	21½°	21½°	28°	24°	Bis Macucú. Dichter Morgennebel. 12.30 NM feiner Regen von O. Sonst schön.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum	VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904					
Sept. 13.	21½°	22°	31°	23°	Unterhalb Tipiáca. Schön.
14.	22½°	24½°	30°	23½°	Bis Tipiáca. 9.40 VM starker Regen von O. Sonst schön.
15.	21½°	23°	30½°	24°	Tipiáca. 12.15 NM kurzer leichter Regen von O. Sonst schön.
16.	22½°	23½°	28½°	23°	Oberhalb Tipiáca. 12.15 VM kurzer Regen. 10.45 VM wenige Tropfen Regen. 8.30 NM heft. Regen von O. 9 NM Gewitterregen.
17.	21½°	22°	25½°	23°	Bis Taiasú. 1 und 1.30 NM kurzer feiner Regen von O. 11.30 NM Gewitterregen mit Wind von O.
18.	21°	22⅓°	24°	22½°	Bis Uaracapurý. 1.50 NM heft. Regen von O. 6.30 NM längerer Regen von O.
19.	21½°	22½°	26½°	23½°	Unterhalb Cuduiarý. Dichter Morgennebel. 1 NM Regen von O. 9 NM heftiger Gewitterregen von O.
20.	22°	22½°	30°	23⅔°	Dichter Morgennebel. 2.10 NM starker Regen von O. 9 NM Bedunstung.
21.	22½°	23°	25°	23½°	Rio Cuduiarý. 10 VM feiner Regen von O. Ebenso 2.30 NM. 9 NM leichte Bewölkung.
22.	21°	22°	29⅔°	24°	Rio Cuduiarý: Namocolíba. Morgennebel. Schön.
23.	21½°	22°	29°	23½°	Rio Cuduiarý: Oberhalb Namocolíba. 12.20 NM dichter Regen von O. 3.30 NM heftiger Gewitterregen bis 8 NM. 9 NM tropfenweise Regen.
24.	22°	22½°	25½°	22½°	Rio Cuduiarý: Bis Surubiróca. 6—7 VM tropfenweise Regen. 10 VM feiner Regen. 9 NM leichte Bedunstung.
25.	21⅔°	22⅓°	26½°	22⅔°	Rio Cuduiarý: Bis Túibö. 7.30 VM leichter Regen. Sonst schön.
26.	21½°	23°	29°	23½°	Rio Cuduiarý: Bis Surubiróca. 3.15 NM kurzer leichter Regen von O. 4.40 NM dichter Regen von O. 6.15 NM heftiger Gewitterregen von ONO.
27.	22°	23½°	27½°	23°	Rio Cuduiarý: Bis Namocolíba. 5 NM leicht. Regen von O. Sonst schön.
28.	22⅓°	23⅓°	26°	22½°	Rio Cuduiarý: Namocolíba. 5 VM leichter Regen. 11 VM längerer Regen. Klare Nacht.
29.	22°	23°	30°	23⅔°	6 VM leichter Regen. Dann schön. 9 NM Bewölkung.
30.	21⅔°	23°	31°	23°	Schöner Tag. 6 NM heftiger Gewitterregen und Wind von NO. 9 NM Gewitterregen.
Oktober 1.	21⅔°	22°	27½°	23½°	Gewitterregen die ganze Nacht. Tagsüber Himmel grau bedeckt. 9 NM klar.

Rio Caiarý-Uaupés.

Datum	VM 6	VM 7	NM 2	NM 9	Bemerkungen
1904 Oktober 2.	22°	23⅓°	28°	22½°	2.15 NM Gewitterregen von O. 3.15 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von O. Regen bis gegen 7 NM.
3.	21½°	22½°	29½°	24°	3 NM wenige Tropfen Regen. 7.30 NM Gewitterregen von O. Fluß fällt regelmäßig.
4.	22°	23½°	31°	23⅔°	7 NM starkes Gewitter ohne Regen. 8.50 NM wenige Tropfen Regen.
5.	22°	23°	30½°	21½°	5 VM kurzer leichter Regen. 4 NM heft. Gewitter mit Regen. 4 NM heftiger Gewitterregen bis tief in die Nacht.
6.	21°	21½°	27½°	22½°	8 VM feiner Regen. Dann schön. Klare Nacht.
7.	21°	22°	25°	23°	Himmel bedeckt, aber kein Regen.
8.	22½°	22½°	31½°	22⅓°	3 NM Sturm und heftiger Gewitterregen von O. Starker Nachttau.
9.	21½°	22°	2[illegible]½°	22°	Oberhalb Cuduiarý. 12.15 NM kurzer leichter Regen von O. 1.45 NM heftiger Gewitterregen und Sturm von O. 8 NM kurzer leichter Regen.
10.	21½°	22°	27½°	23°	Schön.
11.	21⅔°	23°	29½°	23°	Bis Manapialía. Schön.
12.	22⅓°	23½°	25°	23½°	Oberhalb Manapialía. 12.40 NM heftiger Regen von O. 1.30 NM ebenso von N. 2 NM heftiger Regen. 5.30 NM feiner Regen.
13.	22½°	23°	28½°	24½°	6 NM kurzer Regen von O. Sonst schön. 9 NM leichte Bedunstung.
14.	23°	24°	28⅓°	24°	Bis Purånga-Paraná. Starker Tau; leichter Nebel von O. Schön. Um Mitternacht längerer Regen.
15.	22½°	22½°	24°	24°	Purånga-Paraná. 6.20 VM Regen von O. 12 VM kurzer Regen. 2 NM Regen von O. 5 NM heftiger Regen von O bis tief in die Nacht.
16.	22°	22°	26½°	23°	Himmel bedeckt. Kein Regen.
17.	21⅔°	22⅔°			Schön. 2.40 NM wenige Tropfen Regen. 9 NM Bewölkung.

Am 17. Oktober 1904 zerbrach mein letztes Schleuderthermometer, so daß ich von diesem Tage an keine genauen Temperaturbeobachtungen mehr machen konnte. Dagegen wurden die Witterungsverhältnisse bis zum Schluß der Reise täglich notiert. Sie finden sich in der folgenden Tabelle. Dabei ist zu bemerken, daß die Beobachtungen bis 31. Dezember 1904 am Rio Caiarý-Uaupés, bis 6. Februar 1905 in São Felippe, bis 8 März am unteren Caiarý-Uaupés und am Tiquié, bis 16. April im Gebiet des Pirá-Paraná und Apaporís, bis 27. April am unteren Yapurá und bis 30. April in Teffé auf der südlichen Seite des Amazonenstroms gemacht wurden. Auffallend ist die große Zahl regenfreier Tage, 20, im März gegen 6 im Jahr vorher.

Die erste Hälfte des Januar (1905) brachte dichte, feine Regen, die zweite Hälfte Stürme, bisweilen ohne Niederschläge. Im Januar und Februar herrschte meistens große Hitze. Die erste Hälfte des März zeichnete sich durch klare, regenlose, nicht zu heiße Tage aus, mit frischer Brise von N und NW. Ende März war schwül.

Die fett gedruckten Zahlen bezeichnen sehr starke und anhaltende Niederschläge, die eingeklammerten Zahlen sehr schwache Niederschläge.

	Kein Regen	Regen	Gewitterregen	Gewittersturm mit Regen
1904				
Oktober	20. 21. 22. 25. 31.	19. 24. 29. (30).	18. 23. **26.** 27. 28.	23.
November	4. 6. 8. 10. 11. 12. 18. 21. 23. 26. 28. 29. 30.	(2). 3. (7). 9. (13). 17. 19. 20. 22. 27.	**1.** (14). (15). 16. 24. 25.	5.
Dezember	1. 2. 3. 4. 5. 7. 8. 9. 10. 11. 17. 21. 22. 29.	6. (13). (14). 15. 16. 18. 19. 24. 27. 28. 30.	12. **20.** 23. 25. 26.	31.
1905				
Januar	2. 11.	(1). (3). 4. 5. 6. 7. 8. 10. (12). 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 21. (22). 23. 24. (25). (26). (28). 29. 30. 31.		9. 20. 27.
Februar	3. 4. 5. 7. 14.	1. (2). 9. (15). 16. **19.** **20.** 21. **22.** 23. 24. 25. 27. **28.**	8. 11. 17. 18.	6. 10. 12. 13. 26.
März	1. 3. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 26. 27. 30.	**2.** 5. (16). 25.	4. 6. 15. 24. **29.** 31.	28.
April	11. 15. 28.	2. (3). 4. **5.** 6. 8. 10. 12. 13. 14. 16. 17. 18. 20. 21. 22. 23. 24. (25). **26.** **27.** 29.	1. **19.**	7. 9. 30.

Regenfreie Tage	1903	1904	1905
Januar		4.	2.
Februar		8.	5.
März		6.	20.
April		11.	3.
Mai		6.	
Juni		1.	
Juli	5.	2.	
August	5.	8.	
September	5	3.	
Oktober	11.	9.	
November	10.	13.	
Dezember	10.	14.	

Die heißesten Monate waren Oktober und November.

Die kühlsten Monate waren Juni und Juli.

Die höchste Temperatur um 2 Uhr Nachmittags betrug 33° C. am 27. September, 26. Oktober, 27. und 28. November 1903.

Die niedrigste Temperatur um 2 Uhr Nachmittags betrug 22° C. am 12. Januar und 20. April 1904.

Die niedrigste Temperatur um 6 Uhr Vormittags betrug 19° C. am 12. und 14. August 1904.

3.

Verzeichnis der auf der Expedition gesammelten Rhopaloceren

von H. Fruhstorfer-Genf.

Mit 7 Textfiguren.

Seitdem Deutschland sich der Reihe der Kolonialstaaten angeschlossen hat, wurde es modern, nach Afrika oder Neu-Guinea zu gehen. Eine Forschungsreise löste die andere ab, und neben einer Fülle von botanischem und zoologischem Material wandern alljährlich Hekatomben von Insekten, insbesondere Schmetterlinge, in die Kabinette der Museen und Privatliebhaber.

Das Interesse für Südamerika, dessen entomologische Schätze einige Jahrzehnte lang fast ausschließlich von Deutschen gehoben wurden, trat etwas in den Hintergrund. Seit Reiß und Stübel von ihren Reisen in Ecuador den heimischen Boden wieder betraten, deren Ausbeute erst 1890 bearbeitet wurde, hat kaum noch ein deutscher Forschungsreisender (abgesehen von Berufssammlern) irgendwie beachtenswerte Serien von Lepidopteren aus der tropischen Neuen Welt mitgebracht oder wissenschaftlich verwerten lassen.

Es ist deshalb mit besonderer Genugtuung zu begrüßen, daß Herr Dr. Koch-Grünberg neben seinen vielseitigen ethnologischen Untersuchungen und Sammlungen noch Zeit gefunden hat, sich auch den geflügelten Blumen der Lüfte, den Lepidopteren, zu widmen.

Auf mein Ersuchen überließ er mir bereitwilligst seine gesamte Ausbeute. Es spricht für die manuelle Geschicklichkeit des Reisenden, daß die Objekte fast ausnahmslos so vorzüglich konserviert waren, als hätte sie ein seit Jahren geschulter Fachmann eingelegt.

Die Artenzahl ist an sich nicht groß, erregte aber von vornherein das Interesse aus zweierlei Gesichtspunkten:

Erstens sind die Falter in einem völlig neuen Gebiet gesammelt.

Zweitens grenzen die neuen Fundstellen an altklassischen Boden, nämlich den oberen Rio Negro, woher Dr. Cajetan und Rudolf Felder in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einige ihrer Typen empfingen, deren Diagnosen wir in dem berühmten Werke „Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857—1859, Wien 1864—1867" niedergelegt finden.

Herrn Dr. Koch-Grünberg ist es nun geglückt, auf jungfräulichem Boden eine Anzahl neuer Formen zu entdecken, die zum Teil im Bilde vorgeführt werden.

Eine weitere Partie gehört jenen seltenen Typen an, die seit Felders Zeiten, also seit 40 Jahren, in den Museen, Sammlungen entweder gänzlich fehlten oder nach der Felderschen Beschreibung nicht zu definieren waren und deshalb zu den verkannten Größen gehörten.

Alles, was mir über die Lebensweise der mitgebrachten Falter bekannt war, ist mit in den rein systematischen Teil verflochten.

Viele der Angaben verdanke ich dem Reisenden selbst, wie z. B. die hübsche Beobachtung, daß sich manche Schmetterlinge, insbesondere die *Megistanis*-Arten, auf die nackten, schweißtriefenden Leiber seiner indianischen Bootsruderer setzten und von deren braunen Rücken weggefangen werden konnten.

Als ganz neu in die entomologische Literatur wird hier auch das Faktum einzuführen sein, daß die Indianer des oberen Rio Negro Schmetterlinge, z. B. *Morpho menelaus*, als die Verkörperung unheilbringender Dämonen auffassen, ja Morphiden sogar als Vorbilder für Tanzmasken verwerten.

Aber auch zoogeographisch betrachtet, erwies sich die Ausbeute als recht interessant. Viele der aufgefundenen Formen stellen die bisher noch fehlenden Bindeglieder dar, zwischen der Fauna der colombianischen Ost-Cordillere mit jener des Amazonasbeckens. Wieder andere leiten von colombianischen zu venezolanischen Typen, die natürliche Folge des innigen Zusammenhanges der Flußgebiete des oberen Rio Negro mit jenem des Orinoco.

Die relativ große Zahl der entdeckten Lokalrassen entschädigt für das Fehlen völlig neuer Arten, die selbst vom entomologisch bisher unberührten oberen Uaupés nur noch spärlich zu erwarten sind, wegen der Nähe von Amazonien, das ein Wallace, Bates und Hahnel im Laufe von Dezennien durchforschten.

Familie Nymphalidae.

Subfamilie Ithomiinae Godman und Salvin.

1. Scada teaphia Bates.

Diese zierliche kleine Art, die Bates am Amazonas entdeckte, geht von diesem Riesenstrom und seinen nördlichen Confluenten bis Chanchamayo im südlichen Peru.

Die Uaupés-Exemplare gehören einer bleichen, schwach weiß punktierten Rasse an.

Verwandte Arten gehen vom Kontinent an der Ostküste bis Südbrasilien, im Westen bis Peru. Einige Formen erreichen Costa Rica.

2. Sais rosalia Cramer.

3. Melinaea egina Cramer.

Subfamilie Satyrinae Bates.

4. Antirrhaea philoctetes theodori Fruhst. (Fig. 1.)

♀ Vorderflügellänge 50 mm. Vorderflügel mit einer schmalen weißen Binde, die auf etwa 1 mm Entfernung jenseits der Zelle vom Costalrand bis zum Analwinkel den ganzen Vorderflügel durchzieht, bedeutend schmäler als bei *philopoemen* Feld. von Colombia und etwas schmäler als bei *philoctetes* L. von Surinam angelegt ist. Die Binde verläuft nicht geradlinig wie bei den genannten Formen, sondern setzt sich aus einzelnen

z. T. etwas aufgebogenen und schmalen isolierten Flecken zusammen. Die Flecke selbst sind weiß, distal etwas diffus, aber immer noch deutlich ausgeprägt, während sie bei *philoctetes* von der Unterseite kaum noch durchscheinen.

Fig. 1.

Hinterflügel: Zwischen den unteren Medianadern zwei fast gleiche und etwa linsengroße blaßgraue, rundliche Flecken ohne jedweden Kern, die bei *philopoemen* rein weiß, bei *philoctetes* dreimal so groß, dunkler blau und breit schwarz gekernt erscheinen.

Subfamilie Brassolinae Bates.

5. Caligo idomeneus euphorbus Feld.

Der Riese der Ausbeute und nach einer Mitteilung des Herrn Dr. Koch-Grünberg in der Abenddämmerung gefangen.

Es ist die Gewohnheit aller Caligos, sich tagsüber im niederen Gebüsch oder um die Baumstämme der Urwaldriesen herum nahe dem Boden scheu zu verbergen oder Schlafplätze aufzusuchen.

Zur Zeit der Abenddämmerung oder am frühen Morgen, ehe das Tageslicht die letzten Schatten der Nacht verdrängt hat, kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus. So beobachtete ich in der Nähe der Kolonie Theresopolis in St. Catharina etwa im Februar und März den prächtigen *Caligo inachis* in großer Anzahl nahe dem Wege.

An einigen schwülen Tagen waren die Falter geradezu häufig und man konnte wahrhaftig von ganzen Zügen von Caligos sprechen, deren Vorposten am Waldsaum aufgereiht saßen und zwar in so kurzen Abständen, daß man meist nicht wußte, welchen zuerst nehmen.

Herrn Dr. Koch-Grünberg ist es geglückt, *Caligo euphorbus* nach fast 30jähriger Pause am typischen Sammelplatz wieder aufzufinden, denn Felder nennt ausdrücklich Rio Negro superior als Heimat seiner Type

6. Caligo teucer phoroneus Fruhst.

Diese oberseits stark verdunkelte Lokalform des weitverbreiteten *teucer* L. bildet einen Übergang von den hellen Formen des unteren Amazonas-Gebiets zur dunklen *suzanna* Deyrolle aus Colombia. Die bei *teucer* L. und *obidonus* Fruhst. über ein Drittel der Vorderflügel ausgebreitete hell gelbliche Region ist auf eine ziemlich scharf abgegrenzte schmale, dunkelgelbe Binde reduziert, die beim ♂ den obersten Zellapex der Vorderflügel eben noch bedeckt. Beim ♀ ist diese Binde noch mehr verschmälert und verläuft jenseits der Zelle, sich allmählich verdunkelnd, um schon vor M 3 aufzuhören.

Die Zelle der ♂♂ ist mit Ausnahme der apicalen und unteren Partie, diejenige der ♀♀ völlig verdunkelt und mit tiefblauem Schiller übergossen.

Die Hinterflügel schimmern mit Ausnahme des schwarzen Distalsaums ebenso dunkelblau wie *euphorbus* Feld.

Die großen Ocellen der Hinterflügel-Unterseite charakterisiert eine braune Peripherie, die viel ausgedehnter erscheint als bei *teucer* und *obidonus*.

Patria: Uaupés, 3 ♂♂, 2 ♀♀.

7. Opsiphanes quiteria mylasa Fruhst.

fällt sofort auf durch die stark verbreiterte orangefarbene schräge Vorderflügelbinde. Die gelbliche Antemarginalbinde der Hinterflügel wird im oberen Teil völlig absolet und kennzeichnet sich nur noch durch 3 verloschene, runde, stecknadelkopfgroße Punkte, setzt sich aber unterhalb der zweiten Mediane als ein schwach schimmernder, schmaler, scharf begrenzter Streifen bis in den Analwinkel fort.

Mylasa vermittelt den Übergang von *quaestor* Stichel, gefunden am Ostabhang der Anden in Ecuador, zu *obidonus* Fruhst. und von dieser zum nomenclatorischen Typus von Surinam.

Die Hinterflügel von *mylasa* erscheinen rundlicher, weniger ausgezackt als bei den übrigen *quiteria*-Formen und die gelbliche Binde der Vorderflügel wird schmäler als bei *quaestor*.

Subfamilie Morphinae Butl.

8. Morpho menelaus occidentalis Feld.

Vier Exemplare dieser distinguierten Lokalrasse des historischen *menelaus* Linné, aus einem Fluggebiet, das geographisch dem Fundort der Felderschen Type benachbart liegt!

Morphiden, besonders die völlig blauen, bilden durch ihre glänzende Erscheinung ein Charakteristicum der südamerikanischen Landschaft. Sie fallen jedem Naturforscher auf, und deren Erwähnung in Reisewerken kehrt ebenso stereotyp wieder, wie etwa die Schilderung des Papageienflugs oder das zahlreiche Vorkommen der Kolibris.

Der Verfasser dieser Zeilen hatte die Freude, selbst Morphiden zu beobachten in den Wäldern von Sta. Catharina, besonders aber einem einsamen Seitentale des Capivary-Flusses, der damals noch wenig von Weißen betreten war. Ein kristallener Wasserfall bestäubte dort das Wurzelwerk der Urwaldriesen und schuf so einen Anziehungspunkt für Falter aller Art.

Ebenso wie das Wild bestimmte Fährten aufsucht, um zum Wasser zu gelangen, so kreuzten dort auch täglich die Morphiden, zufällige Lichtungen aufspürend, um der Cascade zuzustreben, gleichsam als suchten auch sie dort eine kühlende Erfrischung unter

den von dem Gischt des Wassers betauten und bewegten, leise säuselnden Wölbungen des hochaufgeschossenen Bambus.

Sie kamen nicht scharenweise, sondern einzeln, ruhevoll herangeschwebt. Und wie gerne wappnete man sich mit Geduld, um nach einigen Minuten lautlosen Harrens eine zweite der schillernden Gestalten zu erblicken, die als edle Beute dem durch Übung fast nie fehlenden Netze verfiel, sobald sie in dessen Bereich sich wagte.

Den magischen Eindruck, den die Morphiden bei den europäischen Reisenden hervorrufen, scheinen auch die Kinder der Wildnis von ihnen zu empfangen. Erzählt uns doch Dr. Koch-Grünberg, daß Morpho menelaus den Indianern am oberen Rio Negro als beliebtes Vorbild zu Tanzmasken dient.

Menelaus bewohnt die drei Guayana, und das ganze Amazonasbecken, sich dort flußaufwärts gradatim abstufend und Lokalrassen bildend.

9. Morpho deidamia neoptolemus Wood.

Die Auffindung dieser typischen Lokalform war sehr wichtig zur Klärung der bisher sehr fraglichen Synonymie. Basalteil aller Flügel schwarzbraun, nur distal mit leichtem dunkelblauen Schimmer.

♀ Die blaue Medianbinde aller Flügel breiter, dunkler, aber leuchtender blau als bei *deidamia* Hb. von Surinam und Obidos.

Unterseite etwas blauer, aber mit reicheren weißen Adernetzen bedeckt.

10. Morpho achilles theodorus Fruhst.

Analog *Morpho menelaus* L. treffen wir im Amazonas-Gebiet auch *Morpho achilles* L. in verschiedenen Abstufungen in der Weise, daß *achilles* von Surinam sehr schmale, von Obidos breitere und vom oberen Strom und dem Uaupés stark verbreiterte, blaue Medianbinden aller Flügel aufweist.

Die Form vom Uaupés bildet den Übergang zu *papirius* Hopffer von Peru, die durch noch ausgedehntere Bänderung charakterisiert ist und *leontina* Feld. von Colombia, die habituell durch geringere Größe stark abweicht.

Bei der Uaupés-Rasse, die ich zu Ehren ihres Entdeckers *theodorus* taufe, beginnen sich auch die weißen Costalmakeln der Vorderflügel zu verringern, das ♀ hat deren nur 2 (anstatt 3 bei *achilles* und *amazonicus*). Die innere (proximale) Begrenzung der Hinterflügelocellen von *theodorus* verschmälert sich und die Wellenbinden nehmen eine grünliche, anstatt weiße Färbung an.

Die Peripherie der Ocellen neigt zur Vergrößerung und wird hellgelb wie bei *vitrea* Butl. von Bolivien, anstatt dunkelockergelb wie bei den Formen des unteren Gebiets.

Das merkwürdigste ist, daß Dr. Koch-Grünberg neben den dominierenden Exemplaren mit breiten Blaubinden auch 1 ♀ aufgefunden hat, das mit seinen schmalen Transversalbinden, den großen discalen weißen Punkten der Vorderflügel-Oberseite (die bei *amazonicus* und *theodorus* fehlen), namentlich aber der ausgedehnten submarginalen und discalen Weißbänderung der Flügelunterseite einen Rückschlag zu *achilles typicus* bildet.

Von *achilles* L. differiert dieses Uaupés ♀ jedoch durch den überaus lebhaften goldgrünen, feurigen Schiller.

(forma micans) Fruhst.

11. Morpho adonis Cramer. ♂

Subfamilie **Heliconinae** Bates.

12. **Heliconius erato doris** L. 1 ♂

13. **Heliconius phillys lativitta** Butl.

14. **Heliconius quitalenus denticulatus** Riffarth. (Fig. 2.)

Fig. 2.

Diese interessante Form ist eine der schönsten Entdeckungen des so erfolgreichen Reisenden.

Vorderflügellänge 43 mm. Die vier schwefelgelben Apicalflecke der Vorderflügel sind sehr groß, größer wie beim typischen *quitalenus quitalenus* Hew., so daß sie nur durch Subcostalast 4 und durch die beiden Radialen voneinander getrennt sind. Der am Vorderrand liegende wird durch Subcostalast 3 in 2 Teile geteilt. Außerdem zeigt die Vorderflügelspitze noch 4 etwas vom Distalrand abstehende gelbliche Sonnenfleckchen, die auf der Unterseite deutlicher und weiß sind.

15. **Eueides vibilia unifasciatus** Butl. ♀

16. **Eueides lybia** Fabr.

Subfamilie **Dioninae** Stichel.

17. **Colaenis julia** F.

Subfamilie **Nymphalinae** Bates.

18. **Junonia lavinia** Cramer.

Von dieser über ganz Amerika (mit Ausnahme des hohen Nordens) verbreiteten Spezies liegt ein Exemplar vor.

19. **Pyrrhogyra tipha amphira** Bates.

20. **Myscelia capenas** Hew.

21. **Eunica anna** Cramer.

22. **Eunica eurota flora** Felder.

23. **Temenis laothoe violetta** Fruhst. (Fig 3.)

♂. Apex der Vorderflügel und die Hinterflügel mit Ausnahme eines schmalen gelben Costalsaumes dunkel violett, prächtig schillernd. Vorderflügel bis zum Apex dunkelgelb, mit einer schwärzlichen Linie am Zellrande.

Fig. 3.

Unterseite: Dunkler als bei *laothoe*-Exemplaren des unteren Amazonas.

24. **Catagramma cynosura amazona** Bates.

25. **Callithea optima** Butl.

Von dieser herrlichen Spezies fing Herr Dr. Koch-Grünberg einen ♂, der nicht zu trennen ist von solchen vom oberen Amazonas und aus Coca, Ecuador.

26. **Megalura peleus** Sulz.

27. **Megalura norica** Hew.

28. **Megalura chiron** F

29. **Megalura egina** Bates.

30. **Megalura berania** Hew.

31. **Megalura crethon** F.

32. **Dynamine erchia** Hew.

33. **Adelpha cytherea** L.

Neben einem normalen Exemplar eine interessante Abweichung mit diffuser, mäßig breiter, gelblicher Längsbinde, die weiße Medianbinde der Htflgl. begrenzend (forma i n t e r j e c t a nova). Interjecta bildet einen Übergang zu der seltenen olbia Feld. von Colombia, die eine sehr breite, ausgeflossene, ockerfarbene Mittelbinde der Htflgl. führt.

Interjecta bestätigt von neuem die schon in der Vorrede erwähnte Tatsache der Verwandtschaft der Uaupésfauna mit jener der colombianischen Westcordillere.

34. **Catargyria seraphina** Hübner.

35. **Megistanis aeclus** F, **forma japetus** Stdgr.

Herr Dr. Koch-Grünberg hatte das Glück, drei Megistanis-Arten aufzufinden, er hat damit alle bisher bekannten Spezies für das Gebiet des Uaupés nachgewiesen.

36. **Megistanis baeotus** Doubl. Hew.

37. **Megistanis deucalion** Feld.

38. **Historis odius orion** F.

39. **Coea acheronta** F.

Familie Lemonidae.

Subfamilie Lemoniinae.

40. **Diorhina periander** Cramer.

Familie Papilionidae.

Subfamilie Pierinae.

41. **Hesperocharis hirlanda** Stoll.

42. **Hesperocharis nera nilios** Fruhst. (Fig 4.)

♂. Oberseite: Weiß mit ockergelblichem Anflug der Hinterflügel. Ein breiter, schwarzbrauner, proximal tief eingebuchteter, dreieckig geformter Apicalfleck reicht, sich etwas verjüngend, bis M 3.

Hinterflügel mit proximal spitz gezähntem, schwärzlichem, mäßig breitem Distalsaum, der an der OR beginnt und, sich allmählich ausdehnend, im Analwinkel endet.

Fig. 4.

Unterseite: Apex breit grauschwarz, Flügelbasis fast rein weiß.

Hinterflügel: Der schwarzgraue Außensaum wird von gelblichen Pfeilflecken zerteilt, die bei einigen Exemplaren deutlich hervortreten, bei anderen analwärts wieder verschwinden.

Der übrige Teil der Hinterflügel ist mit breiten gelben Feldern versehen, die durch die zarte weiße Aderbegrenzung wie mit einem zierlichen Netze bedeckt erscheinen.

43. **Melete lycimnia theodori** Fruhst. (Fig. 5.)

Fig. 5.

Theodori präsentiert sich als eine sehr dunkle Lokalform der surinamischen *lycimnia* Cr. mit fast doppelt so breitem schwarzem Distalsaum der Hinterflügel und schräger gestelltem, ausgedehnterem Apicalfleck der Vorderflügel. Die Unterseite ist weniger differenziert.

Theodori ist eine Form der Pieris calymnia Felder, vom Rio Negro, von der bisher nur ein ♀ nach Europa gekommen ist.

44. **Perrhybris demophile charopus** Fruhst.

♂. Entfernt sich von den nächstverwandten *amathonte* Cram. oberseits:

Durch den dünnen schwarzen Costalstrich der Vorderflügel, die mäßigere Entwicklung der Distalflecke. Hinterflügel innerhalb des scharf abgesetzten Außensaumes eine mäßig breite Region schwarzer Schuppen.

Adern bis tief in den Flügeln hinein schwarz angelaufen.

Unterseite: Die schwarze Subapicalbinde bei einem Exemplare unterbrochen, bei einem zweiten zusammenhängend. In allen Fällen, ebenso wie der Außensaum der Hinterflügel schmäler als bei *amathonte* Cr. Adern bis zur Zelle schwarz bereift.

Patria: Uaupés, 2 ♂♂.

45. **Perrhybris lorena** Hew.

46. **Phoebus philea** L.

47. **Phoebus argante** F.

48. **Rhodocera menippe** Hübner

Subfamilie Papilioninae.

49. **Papilio sesostris** Cramer.

50. **Pap. ariarathes** Esper.

51. **Pap. pausanias** Hew.

52. **Pap. anchisiades** Esper.

53. **Pap. torquatus** Cramer.

54. **Pap. androgeus bagous**[1]) nov. subspec.

♂ differiert von allen bekannten Formen durch die breiten, ungewöhnlich stattlichen an der Spitze a b g e r u n d e t e n (und fast so langen, wie bei *cinyras* Ménétr.)

[1]) **Bagous**, der Verschnittene, wegen der Schwanzform.

Schwänze der Hinterflügeloberseite. Die gelbliche Makel der Vorderflügel vor dem Zellapex sehr schmal; der apicale gelbe Fleck der Hinterflügel fehlt, ebenso die bei Cramers und Staudingers Figuren deutlich erkennbare diffuse subdiscale Reihe von graugelben Fleckchen. Dafür erscheinen die submarginalen Halbmonde fast doppelt so breit und stark gekrümmt.

Unterseite: Die transcellularen roten Mondflecke proximal und distal breiter schwarz umgrenzt; die gelben Submarginalmonde schmäler als auf Cramers Bild, stärker gekrümmt, die analen mit langen Spitzen.

55. **Papilio thoas** L.

56. **Papilio glaucolaus** Bates.

57. **Papilio protesilaus** L.

58. **Papilio telesilaus** Felder.

59. **Papilio thyastes** Drury.

60. **Papilio callias** Rothschild.

61. **Papilio dolicaon draconarius** Fruhst.

Eine stark verdunkelte neue Rasse, die einen individuellen und geographischen Übergang von *dolicaon* aus Surinam und *tromes* Rothsch. von Venezuela zu den colombianischen Rassen bildet. Gleich *dolicaon* charakterisiert durch namentlich analwärts sehr breiten, schwarzen Distalsaum der Vorderflügel, differiert sie von diesem durch die mehr als doppelt so großen costalen gelblich weißen Makeln der Vorderflügel, von denen nur drei anstatt fünf vorhanden sind. Der schwarze, „Bumerang" ähnliche Fleck der Vorderflügelzelle distal stark verjüngt. Hinterflügel fast ohne weiße Admarginalpunkte.

Unterseite: Heller und gleichmäßiger strohgelb als bei den colombianischen. Alle Submarginalflecke stark verkleinert und die oberen obsolet.

Familie Hesperidae.

62. **Erycides zonara** Hew.

63. **Pyrrhopyge thasus** Cramer.

Die im vorstehenden Verzeichnis aufgeführten Arten wurden bereits einmal ausführlich behandelt in der Stettiner Entomologischen Zeitung 1907, Heft 1, Seite 117—164 und Heft II, Seite 207—309, einer Zeitschrift, in der auch die heutigen Textfiguren auf Tafel I und II bereits erschienen sind.

Die nachstehend genannten Arten jedoch fanden sich mit ethnographischen Sammlungen zusammen verpackt und werden hier zum ersten Male aufgezählt:

64 **Metamandana dido** L.

65. **Eunica cinara** Hew.

66. **Adelpha delphicola** Fruhst. nova species.

Oberseits sehr ähnlich *evotia* Hew., von dieser nur zu trennen durch etwas kleinere Praeapicalmakeln und schmälere, ockergelbe Binden der Vorderflügel.

Die Unterseite differiert durch das viel dunklere Gesamtkolorit der Grundfärbung, ausgedehnte und dunkelbraune Längsbinden im Postmedianteil und kompaktere, weiße Bänder im Distalteil der Hauptflügel.

Der anatomische Unterschied der männlichen Genitalien ergibt sich aus den Abbildungen (Fig 6 und 7). Die distale Partie der Valve von *erotia* trägt vier scharfe Spitzen, jene von *delphicola* ist an derselben Stelle unbewehrt, dagegen am unteren Terminalrand granuliert.

Die Clunicula von *erotia* erscheint nach oben abgerundet, jene von *delphicola* stark verjüngt. Die neue Art ist somit auch morphologisch ausreichend begründet.

Fig. 6. Männliche Genitalien von Adelpha erotia Hew. (Peru).

Fig. 7. Männliche Genitalien von Adelpha delphicola Fruhst. (Amazonas).

67. **Catagramma codomannus miles** Bates.

Einer der farbenschönsten Arten der Ausbeute! Ursprünglich vom oberen Amazonas beschrieben!

68. **Papilio lycides** Cramer 1 ♂.

69. **Papilio lysander** Cramer.

4.

Verzeichnis der auf der Expedition gesammelten Pflanzen

von R. Pilger.

Unsere Kenntnis der Flora der Hylaea, des Stromgebietes des Amazonas, ist noch heute recht lückenhaft. Sie basiert hauptsächlich auf den Sammlungen von Spruce, die zum großen Teil in der Flora Brasiliensis ihre Bearbeitung gefunden haben, ebenso wie die älteren Sammlungen von Martius und von Schomburgk (Guayana). In neuerer Zeit sind wieder verschiedene wertvolle Beiträge geliefert worden, so besonders von Huber (in den Berichten des Museums von Pará) und von Ule. Die Bearbeitung des reichen Materials der Uleschen Kautschuk-Expedition, die am Berliner Museum ausgeführt wurde, findet sich in den Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg und in Engler's Botanischen Jahrbüchern. Hier hat E. Ule selbst eine pflanzengeographische Skizze veröffentlicht, die wertvolle Aufschlüsse über die Zusammensetzung der Florenelemente gibt.

Vieles bleibt noch zu tun übrig. So ist der Wert auch kleinerer Sammlungen aus den wenig bekannten Gebieten ein beträchtlicher, zumal, wenn die Exemplare, wie es bei der vorliegenden Sammlung der Fall ist, mit ausführlichen Angaben über den Habitus und die Wachstumsverhältnisse versehen sind. Sie bilden Bausteine, die sich dereinst zu einem Gebäude fügen werden.

Die Pflanzen wurden am Botanischen Museum in Berlin bestimmt; ich hatte mich dabei der Unterstützung einiger an diesem Institut arbeitenden Herren zu erfreuen; ihre Namen sind bei den von ihnen bestimmten Familien genannt.

Lichenes (G. Lindau).

Cladonia miniata Mey.

Rio Içána, Tunuhý. Serra de Tunuhý, ca. 400 m (Nr. 78 — X 03).

Cladonia rangiferina (L.) Web. und **C. uncialis** (L.) Fr. vom selben Standort (Nr. 76. und 76a).

Leptogonium tremelloides Fries.

Rio Negro, Trindade. An einer Kokospalme (Coco da Bahia). (Nr. 78 — X. 03.)

Filices (G. Hieronymus, Brause).

Adiantum spec. aff. **A. tetraphyllum** H. B. Willd.

Rio Negro, Trindade, Hochwald, Humusboden mit feinem Sand gemischt (Nr. 2b — VII. 03).

Dryopteris reticulata (L.) Urban, var. **sorbifolia** C. Chr. (Polypodium Hostmanni Klotzsch).
Rio Negro, Cachoeira das Furnas. Felsen im Uferwald (Nr. 35 — VII. 03).
Dryopteris macrostegia (Hook.). O. Ktze.
(*Nephrodium macrostegium* Hook.).
Rio Içána, Tunuhý (Nr. 66 — X. 03).
Lindsaya lancea (L.) Bedd.
(*L. trapeziformis* Dry.)
Rio Negro, Trindade. Hochwald, Humusboden mit Sand gemischt (Nr. 2a — VII. 03).
Ceropteris calomelanos (L.) Und.
(*Gymnogramme calomelanos* (L.) Kaulf.)
Rio Negro, São Gabriel. Auf künstlichem Camp bei einem Hause (Nr. 47 — VIII. 03).
Polypodium lycopodioides L.
Rio Negro, Trindade. Epiphytisch auf einer Kokospalme (Nr. 5 — VII. 03).
Schizaea pacificans Mart.
Rio Negro, Trindade. Hochwald, Humusboden mit feinem Sand gemischt (Nr. 1 — VII. 03.)
Trichomanes pinnatum Hedw.
Rio Negro, Cachoeira das Furnas. Auf felsigem Grund im Uferwald (Nr. 40 — VIII. 03).
Trichomanes crispum L.
Rio Içána, Tunuhý. Serra (Nr. 63 — X. 03).
Trichomanes heterophyllum H. B. Willd.
Rio Içána, Tunuhý. Serra (Nr. 62 — X. 03). Ferner Nr. 17, junger Farn, nicht bestimmbar, von der Cachoeira das Furnas, Rio Negro.

Selaginellaceae (G. Hieronymus).

Selaginella asperula (Mart.) Spring.
Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Im Uferwald (Nr. 21 pp. — VII. 03).
Selaginella macroclada Bak.
Ebenso (Nr. 21 pp.).
Selaginella pedata Klotzsch.
Ebenso (Nr. 21 pp.).
Selaginella Parkeri Spring.
Rio Negro, Trindade (Nr. 1a — VII. 03).
Selaginella Kochii Hieron. nov. spec.

Heterophyllum e turma S. jungermannioidis (Gaud.) Spring; caulibus repentibus parte inferiore verisimiliter dichotome, parte superiore pinnatim ramosis (ramis dichotome ramulosis vel furcatis vel supremis simplicibus), compressis, vix 1 mm crassis, sordide stramineis, nitentibus, ubique dense foliosis, rhizophoris c. $\frac{1}{2}$ mm crassis sordide stramineis suffultis; foliis ubique heteromorphis; plano in caulibus ramisque majoribus (foliis lateralibus inclusis) $6\frac{1}{2}$—7 mm lato; foliis lateralibus inaequilateris, e basi superiore pallescente producta cordato-rotundata et inferiore breviter truncato-rotundata falcato-

lanceolatis, acutis, basi inferiore excepta ubique marginatis (margine cellulis scleroticis prosenchymaticis formato, in latere superiore latiore usque ad 0,05 mm lato, seriebus cellularum scleroticarum 4—5 formato, in latere inferiore angustiore 0,02—0,03 mm lato seriebus cellularum scleroticarum 2—3 formato), basi utraque crebre ciliatis (ciliis usque ad 0,2 mm longis, rigidiusculis, rectis vel subflexuosis, ad medium folii versus sensim decrescentibus), supra basin usque ad apicem foliorum crebre piloso-denticulatis (pilis dentiformibus apicis minimis c. 0,02—0,03 mm longis), in mesophyllo ubique inter cellulas virides cellulas prosenchymaticas scleroticas hyalinas iis marginis longiores sparsas crebras gerentibus; foliis lateralibus maximis c. 4—4½ mm longis, 1½ mm supra basin latis; foliis axillaribus subaequilateris, e basi utraque cordato-rotundata elongato-deltoideis, rectis, utraque basi pallescentibus, aequaliter marginatis (margine utrinque cellularum seriebus 4—5 formato), acutiusculis, ceterum foliis lateralibus ceteris similibus; foliis axillaribus maximis vix ultra 3 mm longis, 1 mm supra basin latis, quam lateralia cetera minoribus; foliis intermediis e basi exteriore breviter auriculata (auricula obtusa cilias c. 4—8 usque ad 0,2 mm longas gerente) et e basi interiore rotundata cilias similes paulo breviores c. 3—4 gerente deltoideo-falcato-ovatis, in cuspidem aristiformem acuminatis, ubique vitta cellularum scleroticarum seriebus formata similiter marginatis et e basi utraque ut folia lateralia ciliata et ad apicem versus crebre piloso-denticulatis, dorso manifeste carinatis, cellulis scleroticis sparsis in mesophyllo carentibus; foliis intermediis maximis vix 2 mm longis, 1⅔ mm supra basin latis; floribus (spicis) subtetrastichis, c. 5—9 mm longis, c. 1½ mm crassis; sporophyllis (bracteis) subsimilibus deltoideo-cymbiformibus, in cuspidem aristiformem c. ⅙ laminae aequantem sensim acuminatis, ima basi excepta utrinque vitta cellularum scleroticarum seriebus 4—5 formata marginatis et crebre piloso-denticulatis (pilis dentiformibus c. 0,04—0,05 mm longis), dorso manifeste carinatis (carina integra viridi vix 0,05 mm alta); sporophyllis dorsalibus parum inaequilateris (semifacie in lumen inclinata angustiore et obscurius viridi, altera latiore pallescente); ventralibus subaequilateris, parum latioribus et minoribus, ubique pallescentibus; sporophyllis maximis parum ultra 3 mm longis, 1½ mm supra basin latis; macrosporangiis in axillis sporophyllorum ventralium, microsporangiis in axillis sporophyllorum dorsalium sitis; macrosporis opacis sulphureo-albidis, usque ad 0,22 mm crassis, sublaevibus (obscure reticulatis), costis commissuralibus prominulis rectis praeditis; microsporis acervatim miniatis, singulatim pellucido-croceis, latere rotundato gibbis bacilli - vel coni - vel subcapituliformibus dense ornatis, c. 0,02—0,025 mm crassis, costis commissuralibus subflexuosis prominentibus praeditis.

Habitat: prope Cachoeira Boredáo ad amnem Rio Negro in Brasilia boreali (n. 21 pro parte).

Die Art ist wohl der *S. Breynii* Spring am nächsten verwandt. Dieselbe unterscheidet sich von dieser durch kleinere Seitenblätter (und dadurch geringerem Querdurchmesser der dorsiventralen flachen Zweige), die auch an der unteren Seite mit deutlichem, aus sklerotischen Zellen gebildetem Rande versehen sind, durch weniger breite und weniger lang zugespitzte Mittelblätter und noch andere Kennzeichen. Von *S. calosticha* Spring, der sie in der Breite der dorsiventralen Sprosse ungefähr gleichsteht, unterscheidet sie sich ebenfalls durch den sklerotischen Rand der Seitenblätter (die bei *S. calosticha* nur am unteren Teile der oberen Seite etwas undeutlich berandet sind), durch längere Cilien an

beiden Seiten der Seitenblätterbasis, durch verhältnismäßig schmälere Mittelblätter, die in eine weniger lange Stachelspitze auslaufen usw.

Gramineae.

Panicum cayennense Lam. ß. **divaricatum** Döll.

Rio Negro, Cachoeira Boredão. Künstliche Lichtung vor einem Hause (Nr. 23 — VII. 03).

Cyperaceae.

Kyllingia spec.

Rio Negro, Trindade. Viehweide (Nr. 7 — VII. 03).

Commelinaceae.

Commelina nudiflora L.

Rio Negro, Trindade. Sumpfboden nahe dem Flußufer (Nr. 10 — VII. 03).

Dichorisandra Aubletiana R. et Sch.

Rio Tiquié. In Pflanzung, am Boden hinkriechend. Blüten blau (Nr. 83—IV. 04).

Phaeospherion persicariifolium (DC.) C. B. Clarke.

Rio Tiquié. Urubú-Lago; hohes Ufer nahe der Maloka; Blüten grünlich weiß (Nr. 81 — III. 04). Tukáno: tã. Lingoa geral: kapí[1]).

Musaceae.

Heliconia cannoidea Rich.

Rio Negro, São Felippe. Am Ufer; Überschwemmungsgebiet in der Regenzeit; Blüten rot (Nr. 49 — VIII. 03).

Zingiberaceae.

Hedychium coronarium Koenig.

Rio Tiquié, Parý-Cachoeira. Nahe bei Maloka; ca. 90 cm hoch; Blüten weiß, mit feinem Duft; die Blätter als Tee gegen Bauchschmerzen benutzt (Nr. 134 — IV. 04). Tukáno: biápo-nino.

Die Art stammt ursprünglich aus Ostindien und ist im tropischen Amerika hie und da verwildert. Es ist von Interesse, daß sie hier auf einem so entlegenen Standort gesammelt wurde.

Marantaceae.

Ischnosiphon gracilis (Rudge) Kcke.

Rio Tiquié. Im Igapó; von Bäumen hängend; Blüten gelb, mit feinem Duft (Nr. 97 — IV. 04).

Orchidaceae.

Batemannia Colleyi Ldl.

Rio Tiquié, Cabeceira. Im Igapó; epiphytisch auf einem Baumstamm; Blüten außen bräunlich, innen weiß, von häßlichem Geruch (Nr. 113 — V. 04).

Dichaea spec.

2 Arten (Nr. 123 und Nr. 127), gesammelt an der Cabeceira des Rio Tiquié, Epiphyten an Baumstämmen.

Epidendrum longicolle Ldl.

---

[1]) Bei einigen Nutzpflanzen sind die einheimischen Namen angegeben.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó; Epiphyt auf Baumstamm, mit weißen Blüten, (Nr. 128 — V. 04).

Epidendrum fragrans Sw.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó, auf moderndem Baumstamm; Blüten grünlich-weiß, innen blaurot getigert (Nr. 120 — V. 04).

Epidendrum oncidioides Ldl.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó, epiphytisch; Blüten dunkelgelb (Nr. 125 — V. 04).

Epidendrum spec.; specim. mancum.

R i o N e g r o, Trindade. An einem Uferbaum; Blüten gelblich weiß (Nr. 13 — VII. 03).

Epistephium lucidum Cogn.

R i o I ç á n a, Tunuhý. Im Serrawald (Catinga); Blüten rotviolett (Nr. 55 — X. 03).

Galeandra nov. spec.

U n t e r e r R i o C a i a r ý - U a u p é s. Im Igapó, epiphytisch (Nr. 135 — VI. 04).

Galeottia grandiflora A. Rich.

R i o T i q u i é. Im Uferwald an einem alten Baumstamm; Blüten purpurrot, gelbgrün getigert, von feinem Duft (Nr. 86 — IV. 04).

Kochiophyton negrense Schlechter nov. gen. et spec. (Fl. Bras. III. VI. 574, T. CXIX).

R i o T i q u i é, Cabeceira. An Baumstämmen (Nr. 114 — V. 04).

Kochiophyton Schlecht. l. c. *Sepala* subaequalia, erecto-patentia, lateralia basi cum pede columnae mentum breve formantia. *Petala* sepalis similia nisi paulo latiora. *Labellum* pedi columnae affixum, longe angusteque unguiculatum, immobile, sepalis brevius, unguiculo apice utrinque retrorsum auriculato, limbo indiviso late reniformi; discus ad basin profunde foveatus et crasse callosus, callo irregulariter verrucoso. *Columna* erecta, longiuscula, paulo incurva, semiteres, subclavata, basi in pedem brevem producta, apice late bialata; clinandrium concavum, margine truncatum. *Anthera* terminalis, opercularis, incumbens, bilocularis; *pollinia* quaterna, cerea, abovoidea, compressa, subaequalia, per paria arcte applicita, inappendiculata, caudiculae membranaceae breviusculae latae adnata; glandula parva, ovata. *Capsula* ignota.

Herba Brasiliensis, epiphytica, *caulibus* brevibus paucifoliatis basi vaginatis mox in pseudobulbos carnosos incrassatis. *Folia* majuscula, plicato-venosa. *Scapi* ad basin pseudobulborum erecti, simplices, vaginati, apice pauciflori. *Flores* majusculi. *Bracteae* parvae.

Kochiophyton negrense Schlecht. pseudobulbis fusiformibus, vaginis pluribus majusculis tenuiter membranaceis laxiuscule imbricatis ovato-triangularibus acuminatisque vestitis, apice verisimiliter monophyllis; foliis tenuiter membranaceis, oblongis, 5—7-nerviis, breviter acuminatis, basi in petiolum longiusculum attenuatis; pedunculo communi erecto vel ascendente, satis gracili, foliis aequilongo vel vix longiore, inferne vaginis brevibus remotis acutisque vestito, apice 3—4-floro; bracteis triangulari-lanceolatis, longiuscule acuminatis, ovario multo brevioribus; floribus breviuscule pedicellatis; sepalis tenuiter membranaceis, obovatis, subabrupte breviterque acuminatis, tenuiter 9-nervulosis; petalis late suborbicularibus, brevissime lateque unguiculatis, apice rotundatis et minute apiculatis, sepalo dorsali paulo brevioribus; labello carnosulo, limbo sepalis dimidio breviore, reniformi-subsemiorbiculari, basi truncato-subcordato, apice leviter emarginato, margine tenuiter undulato-denticulato; columnae alis anticis, obtuse quadratis, margine integerrimis,

Tabula CXIX (habitus cum analysi). 3 Sepalum posticum. 4 Sepala lateralia. 6 Petalum. 9 Labellum. 10 Apex labelli. a Pars antice visa, l Pars lateraliter visa. 12 Columna. 14 Anthera, a Pars antice visa, l Pars lateraliter visa, p Pars postice visa. 15 Pollinarium.

Kochiophyton Negrense Schlecht.! in herb. Berol.

Rhizoma breve, robustum, teretiusculum, creberrime articulatum, vaginis numerosis breviusculis subimbricatis tenuiter membranaceis triangularibus acutisque vestitum, *radicibus* satis numerosis, breviusculis, gracilibus, simplicibus, tortuosis, albidis. *Pseudobulbi* erecti, paulo arcuati, leviter compressi, pluriarticulati, 9—10 cm longi, 12—14 mm crassi; *vaginae* adpressae, pallide fulvae, tenuiter multinervulosae, 5—8 cm longae, inferiores satis breviores. *Folia* erecta, siccitate mollia, leviter concava, viridi-violacea, 17—18 cm longa, 5—6 cm lata, nervis supra profundiuscule canaliculatis, subtus valde prominentibus, mediano satis crassiore; *petiolus* crassiusculus, supra profundiuscule canaliculatus, pluricostatus, 2—3 cm longus. *Pedunculus* communis leviter flexuosus, teretiusculus, 17—28 cm longus, 2—3 mm crassus; *vaginae* 3—6, tenuiter membranaceae, arcte adpressae, pallidae, 10—13 mm longae. *Pedicelli* patentissimi, satis graciles, leviter arcuati, teretiusculi, cum ovario lineari 1½—2 cm longi. *Bracteae* patulae, membranaceae, valde concavae, tenuiter plurinervulosae, pallidae, 8—12 mm longae. *Flores* patuli, rubroviolacei, sepalis petalisque inferne patentissimis, superne satis incurvis. *Sepala* satis concava, inferne valde attenuata, circiter 3 cm longa, 22 mm lata, lateralia satis obliqua. *Petala* tenuiter membranacea siccitate pellucida, satis concava, vix obliqua, tenuiter 9—11-nervulosa, 26—27 mm longa, 28 mm lata. *Labellum* erecto-patulum; unguiculo ligulato, satis arcuato, profundiuscule canaliculato, 5 mm longo, 2 mm lato; limbo valde concavo, subtiliter multinervuloso, 14 mm longo, 27—28 mm lato. *Columna* inferne satis attenuata, 13—14 mm longa, alis carnosis, 4—5 mm longis latisque. *Anthera* satis convexa, laevis, apice tenuiter cristata, antice leviter producta et minute obtuseque bidentata.

Koellensteinia graminea Rchb. f.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó, epiphytisch; Blüten hellgelb-grünlich, rotbraun getigert (Nr. 129 und 130 — V. 04).

Maxillaria crassifolia Rchb. f.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó, epiphytisch; Blüten dunkelgelb (Nr. 118 — V. 04).

Maxillaria multiflora Barb. Rodr.

R i o T i q u i é. Im Igapó, auf einem umgestürzten, modernden Baumstamm; Blüten gelb, mit schönem, starkem Duft (Nr. 100 — IV. 04).

Maxillaria spec.

R i o T i q u i é, Cabeceira. Im Igapó, epiphytisch; Blüten außen weiß, innen orangegelb (Nr. 126 — V. 04).

Oncidium pusillum Rchb. f.

R i o T i q u i é, Parý-Cachoeira. An einem Baumstamm flach anliegend; Blüten citronengelb (Nr. 133 — V. 04).

Rodriguezia negrensis (Barb. Rodr.) Cogn.

O b e r e r R i o T i q u i é, Cabarý-Igarapé. Auf einem umgestürzten Baumstamm; Blüten zartrosa, nach innen gelblich (Nr. 110 — V. 04). Rio Tiquié, Cabeceira. Im Igapó, epiphytisch; Blüten weiß, mit zartem Anhauch (Nr. 115, 116, 117,— V. 04).

Kochiophyton negrense.

Sobralia liliastrum Ldl.

Rio Içána, Tunuhý. An einem Felsabhang; Blüten weiß, ins gelbliche überspielend (Nr. 50 — X. 03).

Ferner von Orchidaceen schwer bestimmbar Nr. 137, 139, 144.

Urticaceae.

Urera baccifera (L.) Gaud.

Rio Tiquié, Parý-Cachoeira. Nahe bei Maloka; stark brennend, circa 1,30 m hoch; bei Rückenschmerzen eingerieben (Nr. 103 — IV. 04). Tukáno: niχtiaya

Urera spec.

Rio Tiquié. Bei Malokas wachsend; stark brennend (Nr. 105 — IV. 04). Tukáno: (n)yá; Lingoa geral: pinu-pinú.

Phytolaccaceae.

Phytolacca rivinoides K. et B.

Rio Tiquié. An einer Mandióca-Pflanzung auf hohem Ufer angepflanzt; die Blätter werden mit Fisch zusammengekocht; Blüten rosa (Nr. 84 — IV. 04). Tukáno: yamáponi.

Amarantaceae.

Telanthera spec.

Rio Tiquié. Bei einer Maloka angepflanzt; Heilpflanze zum Einreiben bei Rückenschmerzen etc. (Nr. 85 — IV. 04).

Podostemonaceae.

Über einige interessante Arten dieser Familie von den Cachoeiras des Rio Caiarý wird nach der Bearbeitung durch Prof. Warming an anderer Stelle berichtet werden.

Rosaceae.

Couepia myrtifolia Benth. vel. spec. prox. aff.

Rio Negro, Cachoeira de Camanáos. Im Uferwald an der Praya; mittelhoher Baum mit weißen Blüten (Nr. 30 — VII. 03).

Die Staubblätter sind länger als nach der Beschreibung obiger Art nach Bentham, ferner sind die Blätter unterseits heller.

Hirtella americana Aubl.

Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Strauch im Uferwald mit hellvioletten Blüten (Nr. 26 — VII. 03).

Hirtella Ulei Pilger.

Rio Içána, Tunuhý. Niedriger Baum im Serrawald mit rötlichen Blüten (Nr. 68 — X. 03).

Leguminosae. (H. Harms).

Clitoria javitensis Benth. var. Die Art bedarf noch weiterer Untersuchung; sie unterscheidet sich von *C. javitensis*, von der im Berliner Herbar kein Exemplar vorliegt, durch kleinere Brakteolen und verhältnismäßig kürzere Kelchzähne. Das von E. Ule gesammelte Exemplar (Nr. 5394) hat breitere Blättchen.

Rio Caiarý, Puránga-Paraná. Blüte weiß mit rotvioletten Längsstreifen innen (Nr. 147 — 04).

Desmodium adscendens DC.

Rio Negro, Trindade. Sumpfboden nahe dem Flußufer; Blüten orangegelb (Nr. 11 — VII. 03.)

Dioclea lasiocarpa Mart.

Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Uferwald; Schlingpflanze mit dunkelvioletten Blüten (Nr. 27, Nr. 33 — VII. 03). Vom selben Standort *Dioclea* spec. (Nr. 32).

Heterostemon conjugatus Spruce.

Rio Caiarý, Purånga-Paranå. Schlingpflanze mit blauvioletten Blüten (No. 146 — 04). Desgl. vom Rio Cuduiarý (No. 148 — X. 04).

Heterostemon mimosoides Desf.

Rio Caiarý, Matapý-Cachoeira. Strauch am Ufer zwischen den Felsen mit blauen Blüten (Nr. 143 — 04). Uanána: minóklkoali.

Inga aff. **scabriuscula** Benth.

Rio Tiquié, Urubú-Lago. Niedriger Baum mit gelblich-weißen Blüten; die süßschmeckende Pulpa der Hülsen wird von den Indianern mit Vorliebe, auch bei Kaschirifesten, gegessen (Nr. 89 — III. 04). Ebenso Nr. 122 vom Mai 04. Tukáno: mēné.

Mimosa polydactyla Humb. et Bonpl.

Rio Negro, São Gabriel. Künstlicher Camp dicht bei einem Haus; mit reizbaren Blättern (Nr. 43 — VIII. 03).

Zornia diphylla Pers.

Rio Negro, Trindade. Auf künstlichem Camp, Viehweide; Blüten gelb (Nr. 4 — VII. 03).

Erythroxylaceae. (O. E. Schulz).

Erythroxylon coca Lam.

Rio Tiquié. Mannshoher Strauch, in den Pflanzungen viel angepflanzt (Nr. 131—V. 04).

Euphorbiaceae.

Croton aff. **palanostigma** Klotzsch.

Rio Tiquié, Urubú-Lago. Niedriger Baum, hohes Ufer nahe bei Maloka (Nr. 88 — III. 04).

Die Synonymie dieser Art ist etwas verwirrt. Die ursprüngliche Beschreibung von Klotzsch ist in Hook. Lond. Journ. II. 48 enthalten; als Originalexemplar ist Schomburgk Nr. 1008 angegeben, ferner noch ein Exemplar „In Tapura woods, Brazil, Martius"; als Synonym wird *Palanostigma crotonoides* Mart. ms. bezeichnet. Im Hook. Journ. Bot. VI. 374 bestimmt Bentham eine Sprucesche Pflanze von „From the capoeiras near Barra do Rio Negro" als *C. palamostigma* Klotzsch. Alle drei Pflanzen führt Müller in DC. Prodr. XVII. 538 bei *C. palanostigma* Klotzsch auf. In der Fl. Brasil. XI. 2. 105—106 wird *C. Benthamianus* gebildet, und zwar hierunter Schomburgk Nr. 1008 angeführt, *C. palanostigma* Klotzsch bleibt bestehen, mit einer Anzahl von Exemplaren, die mir nicht vorlagen. Wozu das Benthamsche Exemplar (nach Spruce) gestellt wird, ist zweifelhaft. Jedenfalls muß doch der Name *C. palanostigma* für Schomburgk Nr. 1008 bleiben und diese Pflanze darf keinen neuen Namen bekommen. Das Exemplar von Koch-Grünberg steht dem Spruceschen sehr nahe und ist vielleicht dieselbe Art, ist jedoch schwächer be-

haart und die größeren Blätter an der Spitze mehr gerundet. Jedenfalls bilden die vorliegende und die Sprucesche Pflanze eine oder zwei neue Arten, da sie weder mit *C. Benthamianus* noch mit *C. palanostigma* (nach Müller) übereinstimmen.

Croton cuneatus Klotzsch.

Rio Tiquié. Niedriger Baum im Igapó (Nr. 98 — IV. 04).

Hevea membranacea Müll. Arg. (det. Ule).

Rio Caiarý. Uferbaum (Nr. 145 — 04).

Patrisia spec.? (steril).

Rio Negro, Camanáos. Im Walde; sehr giftig, die Wurzel wird abgeschält und als Rattengift benützt (Nr. 41 — VIII. 03).
Lingoa geral: kuatimíra. Baré: uarikama.

Ochnaceae.

Sauvagesia erecta L.

Rio Negro, Trindade. Kraut auf künstlichem Camp, Viehweide; Blüten zartrosa in weiß übergehend (Nr. 8 — VII. 03).

Bixaceae.

Bixa orellana L.

Oberer Rio Tiquié, Cabarý-Igarapé. Hoher Strauch nahe bei Maloka; weißblühender Urucú (Nr. 111 — IV. 04). Ebenso mit roten Blüten (Nr. 93).
Tukáno: moχsá.

Ternstroemiaceae.

Ternstroemia Candolleana Wawra.

Rio Negro, Cachoeira de Camanáos. Mittelhoher Baum im Uferwald an der Praya mit rötlichen Blüten (Nr. 31 — VII. 03).

Turneraceae.

Turnera acuta Willd.

Rio Negro, Cachoeira de Camanáos Mittelhoher Baum im Uferwald mit orangefarbigen Blüten (Nr. 25 — VII. 03).

Guttiferae.

Clusia nemorosa G. F. W. Mey.

Rio Içána, Tunuhý. Niedriger Baum im Serrawald; Blüten weiß, Blütenblätter innen mit rötlichen Flecken (Nr. 67 — X. 03) Siusí: kupí. Kobéua: bābá.

Clusia Planchoniana Engl.

Rio Negro, Cachoeira de Camanáos. Mittelhoher Baum im Uferwald; Blüten dunkelpurpurn (Nr. 29 — VII. 03).

Malvaceae. (E. Ulbrich).

Malvastrum coromandelicum (L.) Garcke.

Rio Negro, São Gabriel. Künstlicher Camp dicht bei einem Haus, mit weißen Blüten (Nr. 46 — VIII. 03).

Sida acuta Burm.,

Oberer Rio Tiquié, Pinókoaliro. Niederer Strauch mit weißen Blüten, auf einer Rodung (Nr. 107 — V. 04).

Sida cordifolia L.

R i o N e g r o , São Gabriel. Künstlicher Camp dicht bei einem Haus; Blüten hellrosa (Nr. 45 — VIII. 03.

Gossypium religiosum L.

R i o N e g r o , São Felippe. Baumwolle; übermannshoher Strauch; Blüten gelb, an der Spitze dunkelrot geadert (Nr. 136 — 04).

Melastomataceae.

Clidemia tiliifolia DC.

R i o N e g r o , Cachoeira-Gebiet. Auf felsigem Boden am Ufer; Blüten weiß (Nr. 37 — VIII. 03).

Desmoscelis villosa (Aubl.) Naud. var. **lychnitoides** (DC.) Cogn.

R i o N e g r o , Trindade. Auf künstlichem Camp, Viehweide; Blüten hellrot (Nr. 3 — VII. 03).

Desgl. Rio Negro, Cachoeira Tapajóz. Auf felsigem Grund am Ufer (Nr. 38 — VIII. 03).

Leandra rhodopogon (Tr.) Cogn.

R i o T i q u i é. Niedriger Baum im Urwald; Blüten rot (Nr. 106 — IV. 04).

Tukáno: amósoa.

Macairea thyrsiflora DC.

R i o I ç á n a , Tunuhý. Niedriger Baum im Serrawald; Blüten weiß-rötlich (Nr. 58 — X. 03).

Miconia pileata DC. β **longisetosa** Cogn.

O b e r e r R i o T i q u i é , Pinókoaliro. Nahe bei Maloka; niedriger Strauch mit roten Blüten (Nr. 108 — V. 04). Tuyúka: dõ.

Ferner **Miconia** spec. spec. vom Rio Tiquié (Nr. 96 und 99).

Salpinga secunda Schrank et Mart. β. **parviflora** Cogn.

O b e r e r R i o T i q u i é . Nahe bei Maloka, niedriger Strauch mit weißen Blüten; Blätter oberseits grün, unterseits blaurot (Nr. 109 — IV. 04).

Passifloraceae.

Passiflora coccinea Aubl.

R i o N e g r o , Cachoeira Boredáo. Schlingpflanze im Uferwald, mit hochroten Blüten (Nr. 20 — VII. 04).

Passiflora nitida Kth.

R i o T i q u i é. Nahe bei Maloka; kriecht am Boden und überzieht niedriges Gebüsch; Blüten weiß, Emergenzen hellblau-violett (Nr. 121 — V. 04).

Apocynaceae.

Mandevilla crassifolia (Müll. Arg.) K. Schum. (*Amblyanthera* Müll. Arg.).

R i o I ç á n a , Tunuhý. Niedriger Baum im Serrawald, mit weißen Blüten (Nr. 56 — X. 03).

Mandevilla scabra (R. et Sch.) K. Schum. var. **psilophylla** (Müll. Arg.) (*Amblyanthera versicolor* (Stadelm.) Müll. Arg. δ. *psilophylla*).

R i o N e g r o , Cachoeira Boredáo. In Pflanzung; Schlingpflanze mit gelben Blüten (Nr. 19 — VII. 03).

Dieselbe Art mit behaarter Corolle vom Rio Içána, Tunuhý, im Serrawald (N. 57 — X. 03).

Odontadenia Kochii Pilger nov. spec.; scandens, ramis gracilibus, verrucosis; folia ad ramulos juniores ovalia, basin versus breviter cuneata, superne breviter angustata et breviter obtuse acuminata, breviter petiolata, ad 6,5 cm longa et ad 2,7 cm lata; medianus et nervi supra parum impressi, subtus prominentes, venulae reticulatae obscure coloratae subtus bene conspicuae; flores in cymas axillares breves paucifloras dispositi; bracteae perparvae; folia calycina inaequalia, elliptica vel ovato — elliptica, obtusa, exterius circ. 5,5, interiora 8—8,5 mm longa; corolla (ex collectore) flava, 6 cm longa, tubus ad fere mediam longitudinem anguste tubulosus, dein parum ampliatus cylindricus, ad faucem satis abrupte ampliatus, lobi rotundati, late obovati, 1,5 cm longi; antherae parum infra medium tubum sitae; discus annulatus ovarium cingens, irregulariter parum lobulatus.

Rio Aiarý. In Pflanzung neben Maloka (Nr. 70 — XII. 03).

Die neue Art zeigt Verwandtschaft mit *O. Sprucei* (Müll. Arg.) K. Schum;. letztere hat jedoch viel kürzere Kelche und behaarte Blütenknospen.

Odontadenia cururu (Mart.) K. Schum.

Rio Aiarý, Pflanzung neben Maloka, niederer Baum mit weißen Blüten (Nr. 73 — XII. 03).

Gentianaceae.

Adenolisianthus arboreus (Spruce) Gilg.

Rio Içána. Im Serrawald, Blüten grün (Nr. 59 — X. 03).

Chelonanthus Spruceanus (Benth.) Pilger (*Lisianthus Spruceanus* Benth.).

Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Künstliche Lichtung vor einem Hause; Blüten hellblau (Nr. 22 — VII. 03).

Convolvulaceae.

Iacquemontia tamnifolia (L.) Griseb.

Rio Negro, Cachoeira Tapajóz. Felsiger Grund am Ufer; Blüten blau (Nr. 39 — VIII. 03)

Verbenaceae.

Lantana camara L.

Rio Negro, Cachoeira Uainambý. Auf felsigem Boden; starkriechende Pflanze mit orangegelben Blüten (Nr. 36 — VIII. 03).

Solanaceae.

Solanum spec.

Rio Tiquié, Urubú-Lago. Hohes Ufer bei Maloka. Niedrig, strauchig; Blüten außen hellviolett, innen weiß (Nr. 94 — III. 04).

Eine *Solanum*-Art mit apfelgrauen Früchten wird angepflanzt; Früchte von säuerlich scharfem Geschmack, vorzüglich mit Pfeffer und Salz als Salat.

Scrophulariaceae.

Vandellia crustacea (L.) Benth.

Rio Negro, Trindade. Künstlicher Camp, Viehweide; Blüten blau (Nr. 12 — VII. 03).

Bignoniaceae.

Digomphia densicoma (Mart.) Pilger (*Nematopogon densicoma* (Mart.) Bur. et K. Schum.; *Jacaranda* (*Nematopogon*) *densicoma* (Mart.).

Rio Içána, Tunuhý. Im Serrawald; niedriger Baum mit weißen Blüten (Nr. 54 — X. 03).

Distictis Kochii Pilger nov. spec., scandens; folio haud ex toto conservata, foliola magna, coriacea, late elliptica vel fere rotundato-elliptica, abrupte breviter acuminosa, acumen subtus dense elevato-glandulosum, supra et subtus glaberrima, subtus punctulis albidis inspersa, 14—16 cm longa, 9—10 cm lata, nervi supra haud prominentes, venulae bene reticulatae prominulae, subtus medianus et nervi adscendentes, prope marginem arcuatim conjuncti valde prominentes, venae et venulae prominulae, petiolulus crassus 13—20 mm longus; panicula elongata, angusta, 22—25 cm longa, rhachis crassa, teres, aeque ac rami breves, erecti, calyx et corolla brevissime dense tomentella; calyx crassus, durus, perfecte truncatus, glandulis multiseriatis inspersus, 8—9 mm longus, corolla coriacea, versus basin valde curvata, (ex collectore) alba, tubuloso-infundibuliformis, 6 cm longa, lobis late obovatis, 1,5 cm circ. longis.

Rio Aiarý. In Pflanzung neben Maloka (Nr. 74 — XII. 03).

Die neue Art ist verwandt mit *D. guianensis* Bur. et K. Schum., aber besonders in den Blättern verschieden durch die völlige Kahlheit, die stärkere Nervatur und die scharf abgesetzte, stumpfe, drüsentragende Spitze.

Pleonotoma jasminifolium K. Schum.

Rio Tiquié, Parý-Cachoeira. Überzieht niedriges Gebüsch; Blüte gelb, ins rötliche übergehend (Nr. 101 — IV. 04).

Tecoma obscura Bur. et K. Schum.

Rio Negro, Cachoeira de Camanáos. Mittelhoher Baum mit gelber Blüte (Nr. 24 — VII. 03).

Ferner Nr. 72, Bignon. stirps misera, vom Rio Aiarý.

Acanthaceae. (G. Lindau).

Rhacodiscus intermedius (Nees) Lindau.

Rio Içána, Tunuhý. Staude im Serrawald, mit blauviolettenBlüten (Nr. 51 — X. 03).

Justicia (*Dianthera*) aff. **repenti.**

Rio Caiarý, Naná-Cachoeira. Zwischen trockenen Cachoeira-Felsen; Blüten weiß mit blauvioletter Zeichnung innen (Nr. 141 — 1904).

Rubiaceae. (K. Krause).

Borreria spec.

Rio Negro, Trindade. Künstlicher Camp, Viehweide (Nr. 9 — VII. 03).

Calycophyllum spec.

Rio Negro, São Felippe. Niedriger Baum im Uferwald mit gelben Blüten (Nr. 48 — VIII. 03).

Coutarea speciosa K. Schum.

Rio Aiarý. In Pflanzung neben Maloka; Strauch mit weißen Blüten (Nr. 71—XII. 03).

Genipa spec.

Rio Içána, Tunuhý. Niedriger Baum im Serrawald, mit hochroten Blüten (Nr. 52—X. 03).

Palicourea spec.

Rio Negro. Mittelhoher Baum im Uferwald, mit gelben Blüten (Nr. 16 — VII. 03).

Palicourea spec.

Rio Tiquié. Niedriger Strauch mit purpurroten Blüten, nahe bei Maloka (Nr. 119 — V. 04).

Randia spec.

Rio Tiquié. Im Uferwald, am Boden kriechend; Blüten weiß (Nr. 95 — III. 04).

Rondeletia spec.

Rio Aiarý. In Pflanzung neben Maloka (Nr. 69 — XII. 03).

Sabicea cinerea Aubl.

Rio Tiquié. Urubú-Lago; auf hohem Ufer nahe bei Maloka; Blüten weiß (Nr. 92 — III. 04).

Sipanea pratensis Aubl.

Rio Negro, Trindade. Künstlicher Camp, Viehweide; Blüten hellrot (Nr. 6 — VII. 03). Dieselbe Art vom Rio Negro, in einer Lichtung oberhalb der Cachoeira Cacurý (Nr. 14 — VII. 03) und vom Rio Içána, Tunuhý, an einem Felsenabhang (Nr. 64 — X. 03).

Uragoga tomentosa (Müll. Arg.) K. Schum.

Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Mittelhoher Baum im Uferwald, mit roten Hochblättern (Nr. 18 — VII. 03).

Compositae.

Ageratum conyzoides L.

Rio Negro, São Gabriel. Künstlicher Camp bei einem Hause; Blüten weiß (Nr. 44 — VIII. 03).

Clibadium Schomburgkii Schultz Bip. in Schomb. Fauna et Fl. Guian. 940 (nomen). Die Art ist an der zitierten Stelle ohne nähere Angaben aufgeführt. In der Flora Brasil. hat sie keine Beschreibung gefunden. Sie unterscheidet sich von den verwandten Formen, *C. surinamense*, *C. asperum*, durch dünnere, schwächere Blätter, deren Zähnelung recht schwach und unregelmäßig ist, sowie durch die sehr kurze anliegende Behaarung des Blütenstandes.

Rio Içána, Tunuhý. Strauch mit weißen Blüten, nahe bei dem Indianerdorf; häufig angepflanzt (Nr. 53 — X. 03). Ebenso vom Rio Tiquié (Nr. 87 — III./IV. 04, in Frucht). Lingoa geral: kunambí, kunambý. Tukáno: uaínima (= Fischgift).

Die Pflanze liefert Gift zum Betäuben der Fische. Die Blätter werden zu einem Brei zerstoßen und mit kleingeschnittenem Fleisch vermischt. Aus dieser Masse werden kleine Kugeln geformt, die ins Wasser geworfen werden (vgl. oben Bd. II, S. 48—49).

Eupatorium § *Osmia*.

Rio Tiquié, Parý-Cachoeira. Hohes Ufer; Blüten weiß (Nr. 104 — IV. 04).

Ichthyothere cunabi Mart.

Rio Içána, Tunuhý. Staude im Serrawald, mit weißgrauen Blütenköpfchen (Nr. 60 — X. 03).

Mikania psilostachya DC.

Rio Negro, Cachoeira Boredáo. Im Uferwald (Nr. 28 — VII. 03).

Dieselbe Art vom Rio Tiquié, Urubú-Lago; Schlinggewächs vom hohen Ufer, niedriges Gebüsch überziehend, mit weißen Blütenköpfchen (Nr. 80 — III. 04).

5.

Verzeichnis der auf der Expedition gesammelten Gesteinsproben

mit Diagnosen der Herren Prof. Dr. von Wolff, Prof. Dr. M. Belowsky und Dr. R. Cramer.

I. Rio Negro.

1. **Serra de Curicuriarý.**
   Rötlicher, grobkörniger Granit.
2. **Trindade.**
   a) Oolithischer Brauneisenstein.
   b) Grobflaseriger, sehr stark zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche stark zerfressen; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und gelblich-weißem Feldspat.
3. **Insel bei Trindade.**
   a) Feinschuppiger, grauer Gneiß.
   b) Quarz; wohl Einlagerung in a.
   c) Toniges Brauneisen, vielleicht Laterit.
4. **Cachoeira de Camanáos** (Praya).
   Quarz, wahrscheinlich aus Pegmatit stammend.
5. **Cachoeira de Boredáo.**
   Grobflaseriger, zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche stark zerfressen; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und weißem Feldspat.
6. **Suasú-Cachoeira.**
   Grobflaseriger, zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche zerfressen und mit rötlicher Verwitterungsrinde bedeckt; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und gelblich-weißem Feldspat.
7. **Tapajoz-Cachoeira.**
   a) Grobflaseriger, stark zersetzter Biotitgneiß, vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und weißem Feldspat.
   b) Zerfressener Quarz, dessen Lücken sich zum Teil mit tonigem Material gefüllt haben.
   c) Gestreifter Chalcedon.

71 70

2

Rio Querary

Rio Cuduiary

30 29 28

Rio Caiary

26

23

24

1

Uarua Lago

27 26

Jurupary-Cach.

Maku-J.

Rio Papury

0

36

Pira

Cobary-J.

35 34 33

32

Rio

37 38 39 40

Parana

Rio

Apaporis

41

42

43

1

Rio Caqueta

La Libertad

Nariño

Massstab 1:2000000.

20 10 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Kilom.

ORIENTIERUNGSKARTE.

71 70

68 67

Fundorte der Gesteinsproben.

I. Rio Negro.

1. Serra de Curicuriarý.
2. Trindade.
3. Insel bei Trindade.
4. Cachoeira de Camanáos.
5. Cachoeira de Boredão.
6. Suasú-Cach.
7. Tapajoz-Cach.
8. Murutucuhý-Cach.
9. Curucuhý-Cach. (S. Gabriel).
10. São Felippe.
11. Pedras de Carajurú.

II. Rio Içána.

12. Pedras de Massarico.
13. Malacaxeta-Cach.
14. Tunuhý-Cach.

III. Rio Aiarý.

15. Yuruparý-Cach.

IV. Rio Caiarý-Uaupés.

16. Pinupinú-Cach.
17. Barranca de Micuim.
18. Arára-Cach.
19. Yandú-Cach.
20. Carurú-Cach.
21. Tapira-girão-Cach.
22. Boca de Queraŕy.
23. Macucú-Cach.
24. Tipiáca-Cach.
25. Uaracapurý-Cach.
26. Yuruparý-Cach.
27. Barranca.

V. Rio Cuduiarý.

28. Tucáno-Cach.
29. Ipéca-Cach.
30. Höhlen.

VI. Capauarý-Igarapé.

31. Yutuíru-Cach.

VII. Rio Tiquié.

32. Barranca de São José.
33. Carurú-Cach.
34. Eytádeyka-Cach.
35. Pucú-Cach.
36. Cabeceira.

VIII. Pirá-Paraná.

37. Praya.
38. Menyú-Cach.
39. Iraïti-Cach.
40. Córo-Cach.

IX. Rio Apaporís.

41. Cachoeira.
42. Yuicá-Cach.
43. Cachoeira.

Westl. Länge 68 v. Greenwich 67

Verlegt und gedruckt bei Ernst Wasmuth A.-G., Berlin.

8. **Murutucuhý-Cachoeira.**
Grobflaseriger, sehr stark zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche stark zerfressen; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und gelbweißem Feldspat.

9. **Curucuhý-Cachoeira. (São Gabriel.)**
Grobflaseriger, stark zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche stark zerfressen; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und weißem, zum Teil rötlichem Feldspat.

10. **São Felippe.**
Pegmatit, aus größeren Partien rauchgrauen Quarzes und weißgrauen Feldspates.

11. **Pedras de Carajurú.**
Grobflaseriger, stark zersetzter Biotitgneiß; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und weißem, zum Teil rötlichem Feldspat.

II. Rio Içána.

12. **Pedras de Massarico.**
Grobflaseriger, sehr stark zersetzter Biotitgneiß; Oberfläche zerfressen, mit rötlicher Verwitterungsrinde; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und gelblichem Feldspat.

13. **Malacaxeta-Cachoeira.**
Perlmutterglänzender Muskowit.

14. **Tunuhý-Cachoeira.**
Weißer, sehr feinkörniger Quarzit; Oberfläche mit rötlicher Verwitterungsschicht.

III. Rio Aiarý.

15. **Yuruparý-Cachoeira.**
a) Rötlich-weißer, arkoseartiger Sandstein mit brauner Verwitterungsrinde.
b) Quarz, der teilweise durch Kupferlösungen grünlich und durch Eisenoxydverbindungen, welche auf Spalten eingedrungen sind, braunrot gefärbt ist.

IV. Rio Caiarý-Uaupés.

16. **Pinupinú-Cachoeira.**
Hellrötlicher, körniger Gneiß.

17. **Barranca de Micuim.**
Laterit.

18. **Arára-Cachoeira.**
Heller, körniger Gneiß.

19. **Yandú-Cachoeira.**
Quarz und Orthoklasbruchstücke aus Pegmatit.

20. **Carurú-Cachoeira.**
Grobflaseriger, zersetzter Biotitgneiß; vorwiegend aus schwarzem Biotit, rauchgrauem Quarz und rötlich-weißem Feldspat.

21. **Tapira-giráo-Cachoeira.**
Hellrötlicher, flaseriger Gneiß.

22. **Boca de Queraré.**
Weißer, mittelkörniger Granit; kaolinisiert.

23. **Macucú-Cachoeira.**
Grobflaseriger Gneiß.

24. **Tipiáca-Cachoeira.**
a) Hellgrauer Biotitgneiß, sehr quarzreich, mit brauner Verwitterungskruste.
b) Laterit.

25. **Uaracapurý-Cachoeira.**
Hellrötlicher, grobkörniger Granit.

26. **Yuruparý-Cachoeira.**
Weißer Sandstein.

27. **Barranca oberhalb Yuruparý-Cachoeira.**
Amorphes Tonerde-Silikat.

V. Rio Cuduiarý.

28. **Tucáno-Cachoeira.**
a) Hellrötlicher, grobkörniger Granit.
b) Flaseriger, grauer Gneiß.

29. **Ipéca-Cachoeira.**
Rötlicher Pegmatit (Schriftgranit).

30. **Höhlen.**
Weißer Sandstein.

VI. Capauarý-Igarapé.

31. **Yutúiru-Cachoeira.**
a) Quarz, weiß.
b) Zersetzter, rötlicher Granit.
c) Sandig verwitterter Gneiß (?). (Die Verwitterung ist so weit vorgeschritten, daß das ursprüngliche Gestein nicht mehr sicher zu erkennen ist.)

VII. Rio Tiquié.

32. **Barranca de São José.**
Sphärosiderit (oolithisches Brauneisen).

33. **Carurú-Cachoeira.**
Grauer Gneiß mit Quarzgängen.

34. **E/táde/ka-Cachoeira.**
Dunkler, schiefriger Hornblendegneiß.

35. **Pucú-Cachoeira.**
Grobflaseriger Gneiß.

36. **Cabeceira.**
Brauneisen. (Ein großer Block wurde in der Erde gefunden.)

VIII. Pirá-Paraná.

37. **Praya (unterhalb der Mündung des Yauacáca-Igarapé).**
Weiße Kieselgerölle.

38. **Menyú-Cachoeira.**
Stark verwitterter, rötlicher Granit.

39. **Iraïti-Cachoeira.**
a) Hellrötlicher Granit.

b) Pegmatit, fast vollständig aus fleischrotem Orthoklas bestehend.

c) Zerfressener Quarz, vielleicht aus obigem Pegmatit.

d) Schwarzer, feinkörniger Diabas mit allseitig brauner Verwitterungskruste.

40. **Córo-Cachoeira.**

a) Dichter schwarzer Diabas (Uralitdiabas), durchsetzt gangförmig b.

b) Grobkörniger Granitpegmatit.

IX. Rio Apaporís.

41. **Cachoeira.**

Rötlicher, grobkörniger, pegmatitischer Granit mit Lateritrinde.

42. **Yuicá-Cachoeira.**

Pegmatit; Probe besteht nur aus rötlichem Orthoklas.

43. **Cachoeira.**

a) Rechtes Ufer: Brauner, eisenschüssiger Sandstein mit schwarzer, polierter Rinde[1]). (Die Rinde erinnert an die Mangan-Überzüge der Nilgerölle.)

b) Linkes Ufer: Weißer Quarzit.

Gelber Ton, der am Caiarý-Uaupés und Apaporís zum Malen benutzt wird.

Toniges Brauneisen, resp. eisenschüssiger Ton.

Weißer Ton, der von den Indianern am unteren Apaporís gegessen wird.

Amorphes Tonerde-Silikat.

---

[1]) Ähnliches fand Martius am Yapurá. Vgl. Reise etc. Bd. III, S. 1252—1253 — —„der harte, ganz weiße Sandstein von Cupatí (dem untersten Katarakt des Yapurá), ist da, wo er vom Wasser berührt ward, mit einer kastanienbraunen Schicht an der Oberfläche versehen, welche sich nur als eine gradweise, von Außen nach Innen geschehene, Oxydation des Eisens darstellt".

6.

Über einige Panpfeifen aus Nordwestbrasilien.

Von Erich M. von Hornbostel.

Auf Veranlassung von Herrn Dr. Koch-Grünberg habe ich an einer Anzahl von Blasinstrumenten seiner nordwestbrasilischen Sammlungen die Tonhöhen bestimmt. Zu solcher Untersuchung eignen sich natürlich nur Instrumente mit fester Abstimmung, von Blasinstrumenten also solche, deren Töne möglichst unabhängig sind von der Art und Stärke des Anblasens. Am besten ist diese Bedingung bei Panpfeifen erfüllt: ihre Stimmung hängt nahezu ausschließlich von den Maßen der Rohre ab. Zudem darf man erwarten, die musikalische Absicht des Verfertigers gerade bei Panpfeifen am getreuesten verwirklicht zu finden; es bedarf weder großer Geschicklichkeit noch besonderer Übung, um ein Rohr durch allmähliges Verkürzen auf die gewünschte Tonhöhe zu bringen, und hat man einmal zu viel abgeschnitten, so kann man das verpfuschte Rohr mit leichter Mühe durch ein anderes ersetzen. Bedeutend schwieriger schon ist die Herstellung von Flageoletts, bei denen die Tonhöhen außer von den Maßen des Rohrs auch von den Dimensionen des Mundstücks und der Verteilung der Fingerlöcher abhängen. Auch bei bedeutender Handfertigkeit wird hier das Gelingen in hohem Maße vom Zufall abhängen. Den verändernden Einfluß der Windstärke kann man durch möglichst gleichmäßiges Anblasen unschädlich machen, so daß auch diese Instrumente für Tonhöhenmessungen brauchbar sind. Die offenen Längsflöten aus Röhrenknochen setzen eine besondere Technik des Anblasens voraus; die ganz zufälligen, schwer regulierbaren Dimensionen, die unregelmäßige Gestaltung des Hohlraums, die mühsame und zeitraubende Arbeit des Löcherbohrens in so hartem Material machen es überdies unwahrscheinlich, daß die Verfertiger und Bläser hohe Anforderungen an die Stimmung von Knochenflöten stellen. Man kann daher auf ihre genauere Untersuchung wohl ohne großen Verlust verzichten. Da leider auch die Flageoletts keine theoretisch verwertbaren Resultate gaben, soll sich die folgende Mitteilung auf die wichtigsten Befunde an den Panpfeifen beschränken. Zur Vergleichung mit den nordwestbrasilischen Instrumenten, die jetzt — mit zwei Ausnahmen — im Besitz des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin sind, habe ich gelegentlich auch einige andere Stücke dieses Museums herangezogen.

1. Schon bei oberflächlicher Untersuchung muß es auffallen, daß manche Instrumente paarweise zusammengehören. Dies zeigt sich nicht nur an dem gleichen Aussehen, sondern auch an der identischen Stimmung. So unterscheiden sich die beiden großen, sorgfältig gearbeiteten Panpfeifen der Uanána (Rio Caiary-Uaupés, Inv. Nr. V. B. 6322 und

6323)[1]) nur in den letzten drei von ihren 17 Rohren; alle andern stimmen absolut genau miteinander überein. Die kleine Panpfeife der Siusí (Rio Aiarý, Inv. Nr. V. B. 6318) — 7 Rohre — scheint dem Aussehen nach eine neuere Nachbildung von Inv. Nr. V. B. 6320 — 8 Rohre — mit Hinweglassung des tiefsten Tons zu sein. Bei dem älteren und darum wohl als Modell wertvollen Exemplar hat man das kürzeste Rohr, das gesprungen ist, durch eine Fadenumwicklung repariert. V. B. 6317 (Tukáno, Rio Tiquié)[2]) mag nach dem großen zusammengehörenden Paar V. B. 6324 und 6325[3]), dem sie auch äußerlich ähnlich ist — 10 Rohre, Art der Verknüpfung —, als Kinderspielzeug gebildet worden sein. Absolut identisch sind auch zwei fünfrohrige Panpfeifen der Pareçi (Zentralbrasilien, Sammlung v. den Steinen, Inv. Nr. V. B. 2010 und 2011); auf den beiden Flageoletts der Auetö (Zentralbrasilien, Sammlung v. den Steinen, Inv. Nr. V. B. 2776 und 2818) stimmen die Töne mit Ausnahme des tiefsten mit großer Annäherung überein; (2776 steht im ganzen ein wenig tiefer als 2818). Daß Instrumentenpaare von identischer Stimmung zu dem Zweck hergestellt werden, um gleichzeitig geblasen zu werden, ist schon a priori nicht unwahrscheinlich. Das Bild auf Tafel VIII (Bd. I, S. 254) zeigt, wie je zwei Bläser nebeneinanderstehend die Panpfeifen in symmetrischer Lage am Munde halten. Genau ebensolche Paare von Panpfeifenbläsern finden sich auf altperuanischen Vasenbildern. Die beiden Pfeifen haben hier stets die gleiche Anzahl von Rohren (meist 5) und sind auf manchen Darstellungen durch eine lange Schnur verbunden; die Spieler blasen entweder beide das längste, oder beide das kürzeste Rohr an.[4])

Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, daß nicht nur die zusammengehörenden Instrumente, sondern gerade die korrespondierenden Rohre gleichzeitig angeblasen werden; mit anderen Worten, daß man auf den Panpfeifenpaaren unison musiziert, oder dies wenigstens ursprünglich der Fall war. Nicht um polyphones Zusammenspiel zu ermöglichen, sondern offenbar um die an sich schwachen Pfeifentöne zu verstärken, werden die Tonreihen verdoppelt.

Bemerkenswert ist die außerordentliche Sorgfalt des Kopierens. Daß man sich dabei nicht nach dem Augenmaß, sondern nach dem Gehör richtet, geht schon daraus hervor, daß Länge, Weite und Wanddicke der gleichgestimmten Rohre zwar in den meisten, aber doch nicht in allen Fällen gleich ist. Daß tatsächlich akustisch verglichen wird, wurde mir von Dr. Koch-Grünberg ausdrücklich bestätigt. Auf optischem Wege würde auch kaum eine so große Genauigkeit zu erreichen sein. Es wäre interessant zu erfahren, ob die Indianer die Schwebungen, die beim gleichzeitigen Erklingen wenig verschiedener Töne auftreten, beobachtet haben; ob sie etwa beim Abstimmen sich nach dem Fehlen der Schwebungen richten, wie wir, und ob sie sie vielleicht als unschön vermeiden wollen. Jedenfalls beweist die Genauigkeit der Übereinstimmung, wie sorgfältig die Leute, hörend

---

[1]) Vgl. Bd. I, S. 299, Abb. 178, rechts.

[2]) Vgl. dieselbe Abb., Mitte.

[3]) Vgl. dieselbe Abb., links.

[4]) Vgl. Ch. W. Mead, The Musical Instruments of the Inca, Supplement to American Museum Journal, Vol. III, No. 4, July, 1903, Plate I, Fig. 2. Ebenso Berliner Museum für Völkerkunde V A. 12005 (Chimbote, coll. Bolivar). V. A. 4676 (Trujillo, coll Macedo) und viele andere.

und schnitzend, bei der Herstellung ihrer Panpfeifen zu Werke gehen; ferner, daß ihre Unterschiedsempfindlichkeit für Tonhöhen nicht geringer ist, als die unsere[1]). Und man darf vertrauen, daß auch bei der Herstellung der Ton r e i h e n (auf Panpfeifen) nicht technisches Ungeschick oder mangelhafte Bildung des „Gehörs" die Ausführung der Absicht behinderten.

II. Wer solche Feinhörigkeit für ein Zeichen von musikalischer Begabung zu halten geneigt ist und einen der Unterschiedsempfindlichkeit entsprechend ausgebildeten „Intervallsinn" zu finden erwartet, der wird enttäuscht sein, wenn er z. B. die ersten 12 Rohre von V. B. 6322 (oder die identischen von V. B. 6323) anbläst: er wird eine mehr als zwei Oktaven umspannende Tonreihe finden[2]), in der keine Oktaven, keine Quinten, ja, außer ein paar leidlichen Quarten überhaupt keine Intervalle vorkommen, die uns musikalisch brauchbar scheinen. Dennoch scheint man versucht zu haben, auf den übrigen Rohren Töne dieser Leiter in der höheren Oktave zu „verdoppeln". So sind Rohr XIII und XIV auf beiden Instrumenten sehr annähernd die Oktaven von VIII und IX; XV, XVI und XVII auf 6323 die Doppeloktaven von V, VI und VII; XV auf 6322 (wahrscheinlich) die Oktave von X, und XVII die Tripeloktave von II. (XVI ist auf diesem Exemplar leider zerbrochen.) Wie mag diese wunderliche Tonleiter entstanden sein?

Aus den Messungen ist zwar unmittelbar ersichtlich, daß je zwei durch ein zwischenliegendes getrennte Rohre (zu große) Quarten geben, die durch die Zwischenstufen (ungefähr) in zwei gleichgroße Intervalle geteilt werden; daß die Größe der Einzeltonschritte also zwischen Ganztönen und kleinen Terzen etwa die Mitte hält. Aber hierauf allein ließe sich schwer eine theoretische Hypothese aufbauen. Die Lösung des Rätsels bringt erst eine genauere Untersuchung der Instrumente selbst. Einseitig geschlossene Röhren geben bekanntlich bei stärkerem Anblasen anstatt des Grundtons dessen Teiltöne von u n g e r a d e r Ordnungszahl. Ist die Schwingungszahl des Grundtons n, so sind die seiner Obertöne 3 n, 5 n usf. Auf den längeren Rohren der großen Panpfeifen erhält man die Obertöne außerordentlich leicht, bei den längsten Rohren sogar leichter als die Grundtöne. (So konnte ich auf Rohr I von V. B. 6325 noch den 9. Teilton erhalten.) Die Messung von V. B. 6322 ergab nun folgende Schwingungszahlen[3]):

Tabelle I.

Rohr Nr.	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI
Grundton	420	481.6	560.5	651.3	374.4	439.5	516	598.5	699	397.4	461.6
3. Teilton	622.5	357.2	414.3	478.5	553	651.3	376.5	445.7	517.5	—	—
5. Teilton	519	602	699	397.4	464	—	—	—	—	—	—

[1]) Das Gegenteil wird für sog. Primitive meist angenommen und schien sich auch bei eigens zur Prüfung dieser Frage angestellten Versuchen (C h. S. M y e r s an Murray-Insulanern, F r a n k G. B r u n e r an verschiedenen Stämmen) zu bestätigen; man muß aber damit rechnen, daß nicht eine Minderwertigkeit des Sinnesorgans, sondern Ungeübtheit oder Unvermögen, die Aufmerksamkeit auf die Reize und die gestellte Aufgabe zu konzentrieren, die Erhöhung der Schwelle bedingt.

[2]) Siehe Tabelle II.

[3]) Der bequemeren Vergleichbarkeit halber sind alle Töne in dieselbe Oktave

Man sieht auf den ersten Blick, daß die 3. Teiltöne von III bis IX mit den Grundtönen von I bis VII, und die 5. Teiltöne von I bis V mit den Grundtönen von VII bis XI sehr annähernd übereinstimmen. Hieraus geht aber ohne weiteres hervor, daß sich die Indianer beim Abstimmen nach den Obertönen gerichtet haben. Den tatsächlichen Vorgang der Konstruktion kann man sich etwa folgendermaßen vorstellen: Man geht von Rohr I als gegebener Länge (und Tonhöhe) aus und schneidet Rohr III so, daß sein (dritter) Teilton „wie ein hohes Rohr I klingt", d. h. gleich wird der Doppeloktave von I; ebenso geht man dann von III nach V, von V nach VII usf. (Das umgekehrte Verfahren, bei dem man, von III ausgehend, I nach dem dritten Teilton von III stimmen würde, würde uns a priori plausibler scheinen; dennoch wäre es unnatürlicher, da man von den höchsten Pfeifen ausgehen müßte, die nur schwer — oder gar nicht — zum „Umschlagen" zu bringen sind[1]). Wie von I zu den Rohren mit ungerader, so gelangt man von II zu denen mit gerader Ordnungszahl. Man erhält so zwei in sich gleichgebaute, aber voneinander unabhängige Systeme, die es zu verknüpfen gilt.

Als Prinzip für diese Verknüpfung möchte ich kein mechanisches, sondern ein psychologisches als wahrscheinlich annehmen. Durch das Zurückverlegen des 3. Teiltons (Quinte) unter den Grundton erhält man natürlich die „Umkehrung" des Intervalls, d. h. seine Ergänzung zur Oktave: die Quarte. Die Quarten des einen Systems (I—III—V usf.) dürften als melodische Schritte zu groß wirken, und bei dem Versuch, sie unterzuteilen, liegt es nahe, den Zwischenton (etwa II) so zu wählen, daß er von den Nachbarn durch gleichgroß scheinende Intervallschritte getrennt ist. Dieses Prinzip der „distanzgleichen" Teilung spielt ja in der nichtharmonischen Musik der verschiedensten Völker eine große Rolle und ist auch bei andern der hier besprochenen Instrumente offenbar angewendet worden.

Auch die Beurteilung von Tondistanzen muß man zu dem rechnen, was man gewöhnlich „Intervallbewußtsein" nennt. Für die ursprünglichere und wichtigere Grundlage des Intervallbewußtseins nicht nur bei Zusammenklängen, sondern auch bei Tonfolgen wird aber meist die bevorzugte Stellung der „konsonanten" oder „natürlichen" Intervalle (d. h. solcher von einfachem Verhältnis der Schwingungszahlen) gehalten. Dieser Faktor, so könnte man zunächst glauben, habe die Benutzung von Obertönen, da sie mit den Grundtönen konsonante Intervalle bildeten, veranlaßt oder wenigstens begünstigt. Aber diese Meinung wird gerade durch die Obertöne und die Art ihrer Verwendung widerlegt. Betrachtet man die Koinzidenzen der Grundtöne unserer Pfeifen mit den — bisher nicht berücksichtigten — fünften Partialtönen, so findet man, daß je drei der nach den dritten Teiltönen gebildeten Intervalle (z. B. I-III-V-VII zusammengenommen genau zum fünften Teilton des Ausgangstons — eigentlich zu dessen tieferer Oktav — führen. Wenn man aber von irgendeinem Ton durch drei verbundene Quarten aufwärts schreitet (z. B.

transponiert. Um die wirklichen absoluten Tonhöhen zu erhalten, muß man die Zahlen der Grundtöne I bis IV mit 0.5, X und XI mit 2 multiplizieren; die Zahlen der 3. Teiltöne von II bis VI mit 2, von VII bis IX mit 4; die der 5. Teiltöne von I bis III mit 2, IV und V mit 4.

[1]) In einzelnen Fällen dürfte aber auch dieses Verfahren angewendet worden sein, vgl. S. 385).

c—f—b—es$_1$), so gelangt man zur kleinen Terz (über der Oktav) des Ausgangstons, während der 5. Teilton die große Terz (über der Doppeloktav) des Grundtons ist! Wie erklärt sich nun dieser scheinbare Widerspruch der Beobachtungen gegen die einfachsten akustischen Gesetze? Die Tonhöhe einer Pfeife hängt nicht bloß von der Länge sondern auch von der Weite des Rohrs ab. Der Ton ist tatsächlich etwas tiefer, als er der einfachsten, bloß die Rohrlänge berücksichtigenden Berechnung nach sein müßte; diese Depression der Tonhöhe infolge des Einflusses der Rohrweite findet aber auch bei den Obertönen statt. Die dritten Teiltöne werden also alle etwas zu tief, die Quinten zwischen ihnen und den Grundtönen zu klein, und, wenn man die Obertöne unter die Grundtöne verlegt, die Quarten zu groß. Fügt man drei solcher Quarten zusammen, so addieren sich die — an sich geringen — Vergrößerungen des reinen Intervalls, und man gelangt zu einer schon recht erheblich zu großen kleinen Terz des Ausgangstons. Andrerseits wird natürlich auch der 5. Teilton infolge des Einflusses der Rohrweite zu tief, die große Terz, die er mit dem Grundton bildet, zu klein. Daß diese verkleinerte große Terz mit jener vergrößerten kleinen Terz — also z. B. der fünfte Teilton von I mit dem durch (verstimmte) Quarten erreichten Grundton von VII — (fast) genau zusammenfällt, ist jedenfalls eine merkwürdige und auffallende Tatsache[1]).

Es ist kaum anzunehmen, daß dieser Zusammenhang den Indianern ganz entgangen sein sollte; wenn sie sich auch über ihn, als etwas von der Natur Gegebenes, nicht besonders gewundert haben mögen. Es wäre sonst nicht recht einzusehen, warum man die künstlichere Prozedur der Quartenketten, bei der man den Oberton des neuen (höheren) Rohrs nach dem Grundton des alten (tieferen) orientiert, dem offenbar näherliegenden Vorgang des sog. pythagoreischen Quintenzirkels vorgezogen hätte, bei dem man das neue Rohr einfach dem Oberton des tieferen gleichmacht[2]).

Eine andere Frage wäre, ob man die fünften Teiltöne zur Bildung der höheren Pfeifen (hier etwa von VII an) an Stelle der dritten Teiltöne benützt, oder ob man sie zur Kontrolle der durch die dritten Teiltöne gewonnenen Stufen verwendet hat. Das erstere wenigstens ist deshalb wahrscheinlich, weil man mit Hilfe der fünften Partialtöne noch weiterkommen kann (hier zu X, XI und — vielleicht — XII), wo die dritten wegen der Kürze des Rohrs schon versagen.

Durch die zunehmende Schwierigkeit, bei kürzeren Rohren die Obertöne zu erhalten[3]), ist denn auch der Ausdehnung des Quarten- und Terzen-Systems nach der Höhe eine natürliche Grenze gesetzt; die Erweiterung des Umfangs geschieht dann (von XIII an, vgl. oben S. 380) nach Oktaven. Nach der Tiefe zu wird es umgekehrt immer schwerer, das Umschlagen in den Oberton zu vermeiden; man muß die größten Rohre (hier z. B. I) ganz schwach und vorsichtig anblasen und die (Grund-) Töne bekommen

---

[1]) Es ist hier nicht der Ort für eine eingehende Erörterung des physikalischen Problems, das nicht ohne Schwierigkeiten ist.

[2]) Ein diesem zweiten analoges Verfahren, aber mit Terzen statt Quinten, würde angewendet, wo man mit den fünften Teiltönen operiert.

[3]) Wieweit es mir selbst geglückt ist, ersieht man aus Tabelle I. Wahrscheinlich wäre mit größerer Anstrengung noch der 5. Teilton von VI, nach dem wohl XII gebildet ist, zu erblasen gewesen.

dann etwas Dumpfes, Breites, Unscharfes, das die genaue Vergleichung der Tonhöhe mit den höheren Oktaven erheblich erschwert[1]). So wird auch nach unten der Umfang durch die Natur des Instruments beschränkt.

Außer einer einzigen distanzgleichen Teilung ist also die Oktavenvergleichung — die Wiederholung „desselben" Tons in verschiedener Höhenlage — das Einzige, was der Mensch bei der Konstruktion dieses Instruments an musikalischer Kunst aufzuwenden hatte. Alles andre wurde ihm sozusagen von der Natur geliefert. Die Anhänger der älteren naturphilosophischen Musiktheorie hätten also hier — wenigstens in den noch unverbundenen Systemen der Rohre von gerader bzw. ungerader Ordnungszahl — einen Fall von einer „natürlichen" Stimmung: einer Stimmung, deren physikalische (hier auch ein wenig botanische) Basis letzten Endes das Wohlgefallen an den Intervallen begründen soll. Wie aber sehen diese Intervalle aus! In der nebenstehenden Tabelle II sind die Schwingungszahlen (der Grundtöne), wie sie die Messung ergeben hat, zusammengestellt mit den Zahlen, die unter der Annahme berechnet sind, daß die Erniedrigung der Obertöne konstant, und zwar gleich dem arithmetischen Mittel der beobachteten Depressionen wäre. Darunter findet man die Intervalle zwischen je zwei benachbarten Tönen, ausgedrückt in Hundertsteln des temperierten Halbtons (Cents); endlich die Intervalle in Cents, von II als Grundton aus berechnet[2]), und zum Vergleich die nächstliegenden Intervalle der reinen Stimmung.

Man sieht zunächst, daß für die Töne VII, VIII und IX die aus den 5. Partialtönen berechneten Werte sich den Messungsresultaten noch enger anschließen, als die aus den 3. Partialtönen gewonnenen

Tabelle II.

Tonhöhe	$(a_1 = 440)$	gis	b-h	des	es-e	ges	a	ces	d	$\bar{f}$	$\overset{+}{g}$	$\underline{b}$	c-cis	d
Schwingungszahlen	beobachtet	I 420	II 481.6	III 560.5	IV 651.3	V 374.4	VI 439.5	VII 516	VIII 598.5	IX 699	X 397.4	XI 461.6	XII 538.5	XIII 594.8
	aus dem 3. Teilton	414.5	481.6	559.6	650.4	378	439.2	510.5	593.4	689.6	400.8	465.8	541.5	593.4
	aus dem 5. Teilton	—	—	—	—	—	—	515	598.5	695.4	404.1	469.8	545.8	598.5
Intervalle in Cents	beobachtet		237	262	260	242	278	277	257	269	222	259	267	172
	aus dem 3. Teilton		260	260	260	260	260	260	260	260	260	260	260	160
	aus dem 5. Teilton		—	—	—	—	—	—	260	260	260	260	260	160
Summen in Cents	beobachtet	-237	0	262	522	764	1042	119	376	645	867	1126	193	365
	aus dem 3. Teilton	-260	0	260	520	780	1040	100	360	620	880	1140	200	360
	aus dem 5. Teilton	—	—	—	—	—	—	116	376	636	896	1156	216	376
rein	Cents	—	—	267	498	(814)	(996)	112	(386)	(702)	884	(1088)	204	—
	Verhältnisse	—	—	6:7	3:4	(5:8)	(9:16)	15:16	(4:5)	(2:3)	3:5	(8:15)	8:9	—

[1]) Bei der ersten Messung hatte ich I zu 420 (× 0.5) bestimmt, bei einer zweiten Messung zu 409; der Berechnung nach (s. u.) wäre der genaue Mittelwert (414.5) das Richtige.

[2]) Die Wahl dieses Grundtons wird später (**Abschnitt V**) gerechtfertigt werden. Auch bei der Berechnung der Zahlen aus den Obertönen wurde von 481.6 ausgegangen.

Zahlen. Aber auch die Übereinstimmung mit den letzteren (mit Ausnahme von IX) ist hinreichend genau. Der vorgefundene Tatbestand nähert sich also dem einfachen Idealfall einer gleichstufigen („temperierten") Leiter an, die sich über zwei Oktaven plus einem Ganzton erstreckt und im Umfang jeder Oktave 5 Stufen enthält. Das System enthält (und zwar, da die Leiter temperiert ist, von jedem beliebigen Ton als Grundton ausgehend) folgende Intervalle: In der ersten Oktave ein Intervall zwischen Ganzton und kleiner Terz; eine zu große Quarte; ein Intervall zwischen Quinte (rein 702 Cents) und kleiner Sext; ein Intervall zwischen kleiner (rein 996 Cents) und großer (rein 1088 Cents) Sept; — in der zweiten Oktave[1]) einen Halbton, ein Intervall zwischen kleiner (rein 316 Cents) und großer Terz (u. zw. näher der großen), ein Intervall zwischen Tritonus (rein 590 Cents) und Quinte, eine (fast reine) große Sext, ein Intervall zwischen großer Sept und Oktave (näher der Sept); — endlich in der dritten Oktave einen Ganzton. Von diesen zehn Intervallen wären also — bei geringen Ansprüchen an die Reinheit — in unserer Musik höchstens vier brauchbar, alle andern wären verpönt, da sie „neutral" sind, d. h. zwischen den „musikalischen" liegen.

Dennoch klingt auch uns diese merkwürdige Tonreihe, als Reihe, gar nicht so übel. Wir vertragen eben in strengem Nacheinander so manches, was uns im Zusammenklang äußerst mißtönend wäre. Dem Indianer aber dürfte es nur darauf ankommen, daß die Intervalle ungefähr einer bestimmten Größe (Distanz) entsprechen, etwa von „Ganztonwirkung", wenn man den Begriff nicht zu eng nimmt; und daß sie untereinander ungefähr gleich (die Töne aequidistant) sind. Auch liegt es ja in der Natur der Panpfeife, daß Folgen benachbarter Töne bequemer zu blasen und darum häufiger sind, als größere Intervallsprünge.

Das fehlende Bedürfnis nach festbestimmten größeren Intervallen würde es aber begreiflich machen, daß man beim Verfertigen des Instruments mangels

[1]) Die Intervalle der zweiten Oktave sind auf die Oktave des Grundtons bezogen; der „Halbton" ist also eigentlich eine kleine None usf.

Tabelle III.

Tonhöhe (a_1 = 440)		ges	$\overset{+}{g}$	$\overset{+}{a}$	b-h	c-cis	d	$\bar{e}$	$\overset{+}{f}$	
Schwingungszahlen	1. Oktave	I 376.5	II [402]	III 442	IV 481·6	V 545.7	VI 579.3	VII 651.3	VIII 704.3	
	2. Oktave	—	IX 402	X 444.5	XI 487.8	XII 533.5	XIII 598.4	XIV 647.7	XV 718.8	
	3. Oktave	XVI 378.7	XVII 406.8	XVIII 447	XIX 481.6					
	Mittel	377.6	404.4	444.5	483.7	539.6	588.9	649.5	711.6	(755.2)
	berechnet	V 378	X 400.8	VI 439.2	II 481.6	XII 541.5	VIII 593.4	IV 650.4	[O 713]	(756)
Intervalle in Cents	Mittel		119	163	147	189	151	170	158	103
	berechnet		100	160	160	200	160	160	160	100
Summen in Cents	Mittel	771	890	1053	1200 0	189	340	510	668	(771)
	berechnet	780	880	1040	1200 0	200	360	520	680	(780)
rein	Cents	814	884	(996)	1200	204	(316) (386)	498	702	
	Verhältnisse	5:8	3:5	(9:16)	1:2	8:9	(5:6) (4:5)	3:4	2:3	

bestimmter Intervallvorstellungen sich an das klammert, was man vorfindet: die Obertöne. Und diesen Wegweisern treu zu folgen, bringt noch einen weiteren Vorteil mit sich: der Mitspieler kann auf einem zweiten, dem ersten gleichgestimmten Instrument (fast) jeden Ton nach Belieben auch durch seine Oktave (bzw. Doppeloktave) verstärken und so die Fülle des Gesamtklangs erhöhen. Ob dieser und ob den andern angedeuteten Möglichkeiten die Tatsachen entsprechen, das kann nur durch erneute Beobachtung an Ort und Stelle sichergestellt werden. Es ist aber zu bemerken, daß eine große Anzahl südamerikanischer Panpfeifen (Peru, Bolivien) aus z w e i aufeinandergebundenen Serien von Rohren bestehen, von denen die einen an beiden Enden offen sind und daher die höheren Oktaven der andern geben.

III. Das Prinzip der Quartenketten kann, anders angewendet, auch ohne Zuhilfenahme der Distanzteilung zu stufenreicheren Leitern führen. Das Panpfeifenpaar der Tukáno V. B. 6324/25 gibt ein Beispiel davon. Die beiden Instrumente (von je 10 Rohren) sind nicht gleichgestimmt, vielmehr so eingerichtet, daß die Tonhöhen des einen Systems zwischen die des anderen fallen. Eigentlich handelt es sich um e i n System, dessen Töne umschichtig auf zwei Instrumente verteilt sind; dies zeigt sich schon an den — eben verteilten — Oktaven. Wenn man, von den verschiedenen Oktavlagen absehend[1]), die Mittel der Schwingungszahlen nimmt und sie mit denen vergleicht, die den 3. Teiltönen der Pfeifen V. B. 6322/23 entsprachen (siehe die ersten fünf Reihen der Tab. III), so läßt schon die gute Übereinstimmung[2]) verwandte Systeme vermuten.

Die Art des Zusammenhangs der beiden Tonsysteme möge folgendes Schema veranschaulichen.

6324/25 II III IV V VI VII VIII IX X XI

6322/23:
O ← II
II ← ... II → IV → VI
VI ← ... VI → VIII → X
X ← ... X → XII

Bei 6322/23 bildeten je zwei, durch eine zwischenliegende getrennte Pfeifen eine (zu große) Quarte. Das Schema stellt das Konstruktionsprinzip von 6324/25 durch die Ordnungszahlen der entsprechenden Pfeifen von 6322/23 dar. Man geht wieder von II aus um eine Oktave zurück, dann zwei Quarten vorwärts, wieder eine Oktave zurück und zwei Quarten vor, noch ein drittes Mal eine Oktave zurück und eine Quarte vor. So erhält man alle Töne des neuen Systems (6324/25) von II bis XI mit Ausnahme von VIII. Diesen Ton, der auf 6322/23 fehlt, erreicht man durch einen Quartenschritt vom Ausgangston abwärts. (Er ist mit O bezeichnet, weil er auf 6322/23 unmittelbar vor I liegen müßte, wenn dieses Instrument nach der Tiefe zu um ein Rohr erweitert würde). Die

[1]) I bis VIII sind mit 0.5, XVI bis XIX mit 2 zu multiplizieren.

[2]) Die Übereinstimmung der Centszahlen würde noch erheblich besser, wenn man statt des Mittelwerts 483.7 den „Häufigkeitswert" 481.6 als Grundton annähme, was sich wohl rechtfertigen ließe.

übrigen Töne von XII (6324/25) aufwärts sind, mit Ausnahme von XVI und XX, die Oktavenwiederholungen von II bis XI. Das System basiert also auf dem Prinzip des Quartenzirkels, das demjenigen des bekannten pythagoreischen Quintenzirkels vollkommen analog ist; nur werden für die Fortschreitungen die (unreinen) Quarten benützt, die von den Obertönen geliefert werden. Dies geht nicht nur aus der Übereinstimmung der Töne mit denen von 6322/23 hervor, sondern natürlich auch aus der Koinzidenz der gemessenen Obertöne selbst mit den Grundtönen. Die in Betracht kommenden Werte sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt [1]).

Tabelle IV.

	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII
Grundtöne	481.6	545.7	579.3	651.3	704.3	402	444.5	487.8	533.5	598.4
3. Teiltöne	361.6	392.5	414.3	478.5	504.6	584	654.9	704.3	392.5	436.7

Man erhält durch den Quartenzirkel eine siebenstufige Leiter, deren Stufen durch Dreivierteltöne (der Theorie nach 160 Cents) und Ganztöne (200 Cents [2])) gebildet werden. [Die von III und IV als Grundtönen ausgehenden Reihen würden u n s vielleicht als — recht verstimmte — „Dur"tonleitern erscheinen; die Terzen und Septimen sind neutral. Selbstverständlich kann der subjektive Eindruck des Europäers nichts für die Intentionen der Indianer beweisen.]

Den 17 Tönen, zu denen der Quartenzirkel allein geführt hat, werden noch drei weitere, vermutlich wieder unter Benützung einer Distanzteilung, hinzugefügt: Halbierung des Ganztons XV bis XVII oder (wahrscheinlicher) der Quarte XIV bis XVIII ergibt den Ton XVI (= 6322 V).

Um die S t u f e n z a h l zu vermehren, ohne allzu kleine Intervalle zu erhalten, hätte man auch einen der andern Ganztöne (IV bis V, VIII bis IX, XI bis XII) unterteilen können. Aber nur der eingeschlagene Weg führt zu einer Erweiterung des U m f a n g s der Tonreihe. Indem man von dem neuen Ton XVI um eine Doppeloktave abwärts geht, erreicht man I; und ein Quartenschritt aufwärts führt zu XX (Schwingungszahl = 508; theoretisch = VII auf 6322, Schwingungszahl 510.5 [3])).

[1]) Die 3. Teiltöne von VII bis XIII entsprechen den Grundtönen von IV bis X; nur Grundton V und Oberton VIII differieren wesentlich, was eben zu dem Schluß führt, daß VIII nicht von VI, sondern von XI aus gewonnen wurde (s. o.). In dem Schema S. 385 wurden der Übersichtlichkeit halber die Schritte IX bis XII und X bis XIII durch die theoretisch gleichwertigen II bis V bzw. III bis VI ersetzt.

[2]) Dieses (theoretische) Intervall ist zufällig dem europäischen temperierten Ganzton genau gleich. Die empirischen Werte sind indes abwechselnd kleiner und größer (189 bzw. 222 Cents).

[3]) Da XX schon bedeutend zu hoch ist, um Obertöne zu geben — schon bei XI wird das Anblasen der Obertöne schwer — kann es de facto n i c h t von XVI aus gebildet worden sein. Möglicherweise ist XX gleich dem 5. Teilton der (zerbrochenen) Pfeife II, wie XIX tatsächlich gleich dem 5. Teilton von I ist. Doch mag auch letzteres Zufall sein. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß die Töne XVI bis XX auf 6324/25 gerade den höchsten Tönen von 6322/23 entsprechen, in denen sich die Pfeifen dieses sonst gleichgestimmten Paares unterscheiden (s. S. 379 oben).

Endlich ist die Serie von 20 Pfeifen, wie oben erwähnt, umschichtig auf zwei Instrumente verteilt worden. Daß dies bloß zu dem Zweck geschehen sein soll, um die einzelne Panpfeife handlicher zu machen, ist nicht gut anzunehmen, da ja auch 6322/23 je 17, andere südamerikanische Panpfeifen noch mehr Rohre haben (z. B. die aus Pebas — vgl. S. 388 — 31!)[1]). Andrerseits wäre die Möglichkeit, Oktavenzweiklänge zu blasen, statt durch Verteilung ebensogut (oder besser) durch Verdoppelung der ganzen Serie (wie bei 6322/23) zu erreichen gewesen. Vielleicht sagten die Tonschritte dem Intervallgefühl der Indianer nicht zu: wie die Quarten zu groß, so mögen ihnen die Dreivierteltöne zu klein sein. Dort erhielt man durch Einschaltung neuer Pfeifen ein Intervall zwischen Ganzton und kleiner Terz; hier durch Ausschaltung jeder zweiten Pfeife Intervalle, die zwischen dem Ganzton (204 Cents) und der großen Terz (386 Cents) liegen. Es ergeben sich nämlich folgende zwei Reihen:

Tabelle V.

V. B. 6325		I	III	V	VII	IX	XI	XIII	XV	XVII	XIX
Intervalle in Cents	beobachtet	277	365	306	365	334	354	317	214	292	
	Mittel	282	336	321	380	310	340	328	222	310	
	berechnet	260	360	320	360	320	360	320	200	320	
V. B. 6324		**II**	**IV**	**VI**	**VIII**	**X**	**XII**	**XIV**	**XVI**	**XVIII**	**XX**
Intervalle in Cents	beobachtet	[313]	318	338	403	315	336	270	288	221	
	Mittel	310	340	328	385	336	321	261	282	229	
	berechnet	320	360	320	360	360	320	260	260	260	

„Große Terzen" finden sich, wie man sieht, mit einer einzigen Ausnahme (VIII bis X) überhaupt nicht. Schon aus diesem Grunde wäre es ganz verkehrt, in den Tonreihen etwa „zerlegte Dur- und Mollakkorde" im Sinne unserer europäischen Musik finden zu wollen. Aber auch die übrigen Tonschritte würden eine solche Interpretation als unzulässig erweisen: 7 [8] „kleinen" stehen 6 „neutrale" Terzen gegenüber. Man müßte, wenn man überhaupt europäische Intervallbegriffe hier anwenden will, auch eine ganze Anzahl der halbierten Quarten (auch in 6322/23) als kleine Terzen gelten lassen. Dem Indianer aber sind gewiß sowohl solche Kategorien ganz fremd, als auch präzise Vorstellungen idealer Intervalle — „reiner" Intervalle irgendwelcher Art. Und so mögen ihm auch die durch Quartenhalbierung und die durch den Quartenzirkel gewonnenen Tonreihen nicht gar so (voneinander) verschieden vorkommen[2]).

[1]) Auch hätte man zwei Panpfeifen machen können, von denen die zweite die Tonreihe der ersten fortsetzt. Diese Einrichtung hat z. B. ein Panpfeifenpaar der Nahuquá (V. B. 2554 a, b, Samml. v. den Steinen): das letzte (6.) Rohr der größeren ist gleichgestimmt dem ersten Rohr der kleineren und zugleich die tiefere Oktave des überhaupt letzten Tons (V auf 2554 b).

[2]) Hierin liegt durchaus kein Widerspruch zu der Fähigkeit, Intervalle distanzgleich zu teilen, also Distanzgleichheiten zu beurteilen. Denn es ist etwas anderes: eine Tonreihe als Melodie, also als Ganzes, auf sich wirken lassen, und etwas anderes: zwei isoliert gegebene Tonschritte miteinander vergleichen.

IV. Die Tonreihe, die auf die beiden Panpfeifen V. B. 6325 und 6324 verteilt worden ist, ist auf dem kleinen Exemplar V. B. 6317 ungeteilt geblieben. Dieses als Kinderspielzeug bezeichnete Instrument ist offenbar eine — mit Ausnahme der Töne III, V und VIII recht gute — Nachbildung der Töne X bis XIX des für Erwachsene bestimmten Panpfeifenpaares.

Tabelle VI.

	I	II	III	IV	V	VI	VII[1])	VIII	IX	X
V. B. 6317	444.5	495.5	557	602	670	721	384.5	414	438	478.5
V.B. 6324/25 (X–XIX)	444.5	488	533.5	598.5	647.5	719	378.5	407	447	481.5

Daß man hier die Reihe zusammenhängend reproduziert hat, ließe sich vielleicht (so paradox dies klingt), ähnlich motivieren, wie im anderen Falle die Zerteilung. Möglicherweise wirkt nicht die geringe Tondistanz an sich unbefriedigend, sondern ihr Gefühlscharakter. Wie hohe Töne dünn, klein (gelegentlich sogar lächerlich), so erscheinen kleine Intervalle u. U. leicht, spielerisch; wie tiefe Töne breit, groß, so weite Tonschritte fest, feierlich. Es möchten daher für die kleinen Pfeifen der Kinder mit ihren hohen Tönen auch kleine Intervalle nicht so schlecht passen. Auch die kleinen Panpfeifen der Siusíknaben (V. B. 6320, 6318; 6319, 6321) haben zwar den großen verwandte Tonsysteme[2]) (vgl. Tab. VII, Seite 389), aber durchwegs kleine Intervalle, oft sogar solche, die offenbar durch Unterteilung größerer Schritte entstanden sind.

V. Selbst wenn, wie es den Anschein hat, die auf den Panpfeifen verkörperten Töne in sich völlig geschlossene Systeme bilden, so bleibt doch noch eine Frage offen, die Frage nach den absoluten Tonhöhen. Denn wie immer ein Tonsystem beschaffen sein mag, es kann nur die Verhältnisse der Töne zueinander, die Intervalle, bestimmen, oder, anders ausgedrückt, die relative Lage der Töne zu einem Grundton. Die absoluten Tonhöhen (die sich in den Schwingungszahlen ausdrücken), hängen also von der Wahl des Grundtons (Ausgangstons) ab. Daß der Ausgangston von der Willkür des Verfertigers oder vom Zufall bestimmt sein sollte, wird schon durch die recht gute Übereinstimmung der auf den Panpfeifenpaaren V. B. 6322/23 (Uanána!) und V. B. 6324/25 (Tukáno!) gefundenen Schwingungszahlen unwahrscheinlich. Noch auffallender sind die Koinzidenzen der Tonhöhen, wenn man V. B. 6324/25 mit einer großen, vortrefflich gearbeiteten Panpfeife aus Pebas (V. B. 417, coll. Staudinger)[3]) vergleicht. An diesem Exemplar läßt sich auch der Hauptton des Systems sicher erkennen. Während man bei V. B. 6324/25 noch im Zweifel sein konnte, ob II, III oder IV als Ausgangston anzusehen sei, da alle drei Töne sich in

[1]) Von VII an sind die Werte mit 2 zu multiziplieren.

[2]) In der Tabelle VII sind auch noch zwei Exemplare aus Dr. Koch-Grünbergs Privatsammlung, sowie das später erwähnte Instrument aus Pebas mit aufgenommen, deren Tonreihen ebenfalls mit den hier besprochenen zweifellos in Zusammenhang stehen. Eine ausführliche Analyse würde indes hier zu weit führen.

[3]) Dieses Instrument hat 31 Rohre; davon geben nur die ersten 18 meßbare, Rohr XIX bis XXII sehr hohe, schrille, die übrigen überhaupt keine Töne mehr. XXIX bis XXXI sind, da die Tiefe des Hohlraums geringer wird als seine Weite, eher als Näpfchen denn als Rohre zu bezeichnen. Vielleicht hat irgendwelche Zahlensymbolik diese merkwürdige Bildung veranlaßt, vielleicht wollte man der Panpfeife einfach die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks geben.

Tabelle VII.

Peru, antik	Thonpanpfeife	402	—	—	—	484.7	—	—	—	606	—	—	—	746	775
	Ica	—	—	—	—	483.2	513	545.7	—	—	—	[704.5]	—	744.6	—
	coll. Gretzer	—	—	436.7	456.8	481.6	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	V. A. 8589 Steinpanpfeife	—	—	—	—	—	—	—	—	—	671	—	—	—	773*
	Cuzco	—	413°	432.4*	467.5°	—	—	526.7	—	604*	662°	—	—	—	773
	V. A. 15901 Thonflöte	—	—	—	—	494	—	—	—	614	—	707	—	—	(785)
	San Ramon	402	—	444.5	—	488	—	—	(553)	—	—	—	—	—	—
Nordost-peru, modern	V. B. 417	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	718	—	—	—
	Rohrpanpfeife	—	409	—	—	482	—	547	—	—	643.4	709.4	—	—	784
	Pebas	—	—	—	—	478.6	—	528	—	604	—	677	—	754.8	—
	coll. Staudinger	—	—	—	450	486.5	—	—	—	577.4	643.4	—	(734)	—	—
		—	(413)												
Nordwestbrasilien, modern	Rohrpanpfeife	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	790
	Tukáno	—	—	—	454.4	—	—	542	—	—	622.5	707	—	—	—
	coll.	—	409.1	—	469.8	—	—	528.4	—	612.2	—	701.6	—	—	785
	Koch-Grünberg	—	—	444.5	—	484.7	—	—	—	584	647.7	—	732	—	766.2
	V. B. 6324/25	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	753	—
	Panpfeifenpaar	[402]	—	442	—	481.6	—	545.7	—	579.3	651.3	704.3	—	—	—
	Tukáno, R. Tiquié	402	—	444.5	—	487.8	—	533.5	—	598.4	647.7	718.8	—	757.4	—
		406.8	—	447	—	481.6	507.8	—	—	—	—	—	—	—	—
	V. B. 6322/23	—	420	—	—	481.6	—	—	560.5	—	651.3	—	—	749	—
	Panpfeifenpaar	—	—	439.5	—	—	516	—	—	598.5	—	699	—	—	—
	Uanána	397.4	—	—	461.6	—	—	538.5	—	594.8	—	684	—	(753)	780
	R. Caiarý-Uaupés	—	—	(442)	—	478.5	(522)	—	—	—	—	—	—	—	—
	V. B. 6320, 6318 Zwei Panpfeifen Siusí, Rio Aiarý	—	—	439.5	—	491.9	—	545.7	—	606	658.5	701.6	723.2	—	770.6
	V. B. 6317 Panpfeife	—	—	444.5	—	495.5	—	—	556.8	602	670.2	—	721	—	769.4
	Tukáno, R. Tiquié	—	414.3	438	—	478.5	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	V. B. 6319	—	—	—	—	—	—	—	—	595	662.4	—	723.2	740.4	770.6
	Panpfeife Siusí	—	—	442	—	494	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	V. B. 6321 Panpfeife Siusí	—	—	—	—	—	510	—	567.6	—	637	707	—	—	775
	Panpfeife	—	—	—	—	—	—	(549)	—	—	—	690.4	—	—	—
	coll.	—	419.9	—	—	—	—	547.5	—	—	—	690.4	—	—	—
	Koch-Grünberg	—	419.9	—	—	—	513	—	—	—	637	—	—	—	—

den beiden höheren Oktaven wiederholen, ist auf V. B. 417 nur e i n Ton dreifach (in verschiedenen Oktavlagen) repräsentiert. Eben dies ist aber auch bei der Tonreihe der Fall, die in der ersten (Horizontal-) Rubrik — (den ersten 3 Zeilen) — der Tabelle VII verzeichnet ist, und auch die absolute Höhe dieses durch Verdreifachung ausgezeichneten Tons ist genau dieselbe, wie die der Grundtöne von V. B. 417 (III und seine Oktaven) und V. B. 6324/25 (IV und seine Oktaven). Die eben erwähnte Tonreihe stammt aber von einer Panpfeife aus glasiertem roten Ton, die in I c a (P e r u) ausgegraben worden ist (Sammlung Gretzer, noch nicht inventarisiert), und deren Größe (13 Rohre)[1]) und außerordentlich schöne und sorgfältige Faktur sie sowohl zu einem seltenen, wertvollen Fundstück als zu einem besonders vertrauenerweckenden Untersuchungsobjekt macht. Auch die anderen Töne dieser Pfeife, ferner die Stimmung einer kleinen Panpfeife aus schwarzem Talkstein („Huayra Puhura" aus C u z c o, V. A. 8589, Sammlung Centeno)[2]) und einer eigentümlich geformten tönernen Vertikalpfeife (aus S a n R a m o n, V. A. 15901, Sammlung Bolivar)[3]) möge man untereinander und mit den Rohrinstrumenten der heutigen Indianer vergleichen. Aber schon der „Hauptton" allein möchte als Beweismittel genügen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich nochmals ausdrücklich hervorheben, daß hier nicht Tonhöhen v e r h ä l t n i s s e, sondern a b s o l u t e T o n h ö h e n in Rede stehen. Gleichheit von Intervallen, ja von ganzen Tonsystemen kann immer als zufällige Konvergenzerscheinung gedeutet werden; sie können, nach gleichen oder nach verschiedenen, aber zum selben Resultat führenden Prinzipien da und dort und immer wieder voneinander unabhängig entstehen. Für die Wahl der absoluten Tonhöhe dagegen gibt es nur zwei Möglichkeiten: man folgt dem Zufall oder man kopiert ein Modell. Daß man in allen besprochenen Fällen zufällig dieselbe Tonhöhe sollte getroffen haben, das ist, wie man wohl zugeben wird, äußerst unwahrscheinlich.

Man wird also zu der Vermutung geführt, daß trotz der zeitlichen und räumlichen Trennung e i n e n g e r Z u s a m m e n h a n g d i e m o d e r n e n n o r d w e s t b r a s i l i s c h e n B l a s i n s t r u m e n t e m i t d e n a l t p e r u a n i s c h e n v e r b i n d e.

Mit andern Kulturerzeugnissen mögen aus dem Inkareich auch Panpfeifen in die Diaspora gelangt sein, vielleicht durch Vermittlung weit vorgeschobener Zweigniederlassungen oder befreundeter Kulturzentren, mit denen man in Handelsbeziehungen stand.[4])

---

[1]) Die Tonhöhe des einzigen zerbrochenen Rohrs (IX) wurde aus den Dimensionen erschlossen.

[2]) Die Rohre II, IV und V haben kleine Fingerlöcher und geben bei geöffnetem Loch die mit ° bezeichneten Werte.

[3]) Das Instrument hat fünf Fingerlöcher vorn und eins (etwas oberhalb V) hinten; ist dieses geöffnet, so erhält man die eingeklammerten Werte. Es sei besonders darauf aufmerksam gemacht, daß auch hier wieder — bei geschlossenem hinteren Fingerloch — der e r s t e u n d l e t z t e Ton der Reihe dem „Normalton" entspricht.

[4]) Solche wurden von den deutschen Conquistadoren noch vorgefunden. Vgl. K o n r a d H a e b l e r, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter (Leipzig, 1903), namentlich pp. 257, 308; H e r m. A. S c h u m a c h e r, Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela. Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas (Hamburg, 1892), Bd. II. S. 73 ff.

Eine streng beobachtete, vielleicht durch religiöse Vorstellungen lebendig erhaltene Tradition mag bei den primitiveren Barbaren die kostbaren Modelle oder ihre ersten Nachbildungen ängstlich behütet und durch die Jahrhunderte hindurch den Nachfahren vererbt haben. Wie sorgfältig und genau der Indianer Tonhöhen kopiert, das haben schon die identisch gestimmten Instrumentenpaare gezeigt. Und auch das paarweis Blasen der Panpfeifen schon im antiken Peru ist erwähnt worden[1]). Endlich würde ein so künstliches Konstruktionsprinzip, wie der Quartenzirkel, das bei einem „Naturvolk" überrascht, als zugleich mit dem Ausgangston importiertes Kulturgut wohl verständlich sein. In der Tat ist es wahrscheinlicher, daß man dem ganzen Modell nahe zu kommen versucht, als daß man ihm bloß einen einzigen Ton entnommen hat. Wenn so aber wirklich die wesentlichen Grundlagen altperuanischer Tonkunst bis in unsere Zeit erhalten geblieben sind, so dürfen wir vielleicht hoffen, daß mit ihnen auch einiges von den melodischen Formen sich vor der Conquista in das schwer zugängliche Hinterland gerettet habe.

---

[1]) Man vergleiche auch die Pfeife, die Mead, l. c. Plate III. Nr. 6 abbildet. Sie scheint eine tönerne Nachbildung eines Tierschädels zu sein, wie ihn auch die Nordwestbrasilianer als Pfeife benützen (vgl. Abb. 184 S. 302 im I. Band dieses Werks).

Inhalts-Verzeichnis.

Verzeichnis der Textabbildungen, Tafeln und Karten.

1. Textabbildungen.

Band II.

Anhang.

Schmetterlinge:

Pflanzen:

2. Tafeln:

Tafel

Band I.

Band II.

3. Karten:

Band I.

Band II.

Erklärung fremder Ausdrücke,

sowie Tier- und Pflanzennamen, die im Text häufiger vorkommen, mit Angabe der Seitenzahl, wo etwas Näheres darüber zu finden ist.

Barranca, Barreira, steile Uferwand.

Batelão, plur. **Batelões**, großes Lastboot. I 19. II 3.

Beijú (franz. j,) Fladen aus Mandiócamehl. II 207 f.

Cabeceira, Quellbach.

Cachaça (spr. Kaschássa), Rum.

Cachoeira (spr. Kaschoeira), Fall oder Schnelle. II 51 ff.

Campos, Campinas, sandiger oder steiniger Boden mit geringer oder verkrüppelter Vegetation. I 57. II 139 ff.

Capoeira, Wüstung, Ort einer früheren Ansiedlung mit besonderer Vegetation. I 47, 194.

Catinga, lichter Wald. I 47.

Cauchero (span. ch = tsch). Kautschuksammler.

Farinha (spr. Farinja), Mandiócamehl. II 207 f.

Friagem, plur. **Friagens** (g = französ. j), kalter Wind und Regen. II 1.

Genipapo, Saft aus der Frucht von Genipa americana oder brasiliensis zum Bemalen des Körpers. I 86, 173 f.

Igapó, bei Hochwasser überschwemmter Wald. I 225. II 29.

Igarapé, kleiner Zufluß.

Kanú, Einbaum. II 286.

Kaschirí, leicht berauschendes Getränk der Indianer. I 65 ff.

Lago, See, Lagune.

Lancha (spr. Lanscha), kleiner Flußdampfer.

Maloka, Gemeindehaus der Indianer. I 69 ff.

Mandióca, Manihot utilissima, wichtigste einheimische Nutzpflanze. II 202 ff.

Miriti, Mauritia flexuosa, Palme.

Montaría, Einbaum mit seitlichen Plankenaufsätzen. I 108.

Mosquiteiro, Gazezelt über der Hängematte zum Schutz gegen die Insekten.

Mutum, Crax, truthahngroßer Hühnervogel. I 56, 101 f.

Paraná, größerer Zufluß.

Paraná mirí, schmaler Flußarm I 195.

Paxiúba (spr. Paschiúba), Iriartea exorrhiza, Palme, deren Holz von den Indianern zu allerlei Waffen und Geräten verwendet wird.

Payé, Zauberarzt. II 155.

Piránya, Serrasalmo, Raubfisch mit starkem Gebiß. II 36, 107.

Pium, plur. **Piuns**, Tagesstechmücke.

Povoação, Ortschaft.

Praya, Sandstrand.

Pupunha (spr. **Pupúnja**), Guilielma speciosa, Palme.

Puruprurú, Hautkrankheit. I 82 ff.

Regatão, plur. **Regatões**, Händler, der den Kautschuk von den Kautschuksammlern aufkauft, um ihn an die größeren Häuser weiter zu verkaufen. I 32. II 318.

Salto, Wasserfall.

Seringal, ein Stück Wald in dem viele Kautschukbäume stehen.

Serra, Gebirgszug.

Sitio, kleine Ansiedlung von Weißen oder halbzivilisierten Indianern.

Tolda, gewölbte Überdachung des Bootes.

Tucum, Astrocaryum, Palme

Tuschaua, Bezeichnung für Häuptling und angesehene Persönlichkeit bei den Indianern. II 82.

Register.

Die *kursiv* gedruckten Wörter bezeichnen Indianerstämme.

[1]) Wo es nicht besonders angegeben ist, beziehen sich die Seitenzahlen auf den ersten Band.

Zu berichtigen:

Band I.

Seite 130 Zeile 7 von unten „Attribute, charakterisiert" anstatt „Attribute charakterisiert"
„ 139 „ 7 von oben „verschuldet haben, und" anstatt „verschuldet haben und"
„ 153 „ 4 von oben „Campinas aus feinem weißem Sand" anstatt „Campinas aus feinem weißen Sand".
„ 196 „ 6 von unten „Weit ab" anstatt „Wei ab".
„ 219 Fußnote 146 „Iriartea" anstatt „Iriatea".
„ 248 Zeile 8 von oben „Leute-Bilder" anstatt „Leute,-Bilder".
„ 268 Seitenzahl „268" anstatt „68".
„ 322 Zeile 23 von oben „Bei dem Ömöá" anstatt „Bei den Ömöá".
„ 337 „ 5 von unten „Sumpfgebietes" anstatt „Sumpfgebiet es".
„ 338 „ 9 von oben „Gummisaft" anstatt „Guimmsaft".
„ 350 „ 8 von unten „Einbruch" anstatt „Enbruch".

Die Nummern 60, 61, 62, 63 der Abbildungen sind versehentlich wiederholt; vgl. Seite 110 mit 114, Seite 110 mit 116, Seite 111 mit 116, Seite 112 mit 118.

Band II.

Seite 147 Zeile 20 von oben „Als ich ihnen" bis „damit einverstanden" fällt fort.
„ 169 „ 7 von oben „die Aiarý-Leute" anstatt „den Aiarý-Leuten".

1588. Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.,
Zossen—Berlin SW. 11.